Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte

Revue d'Histoire Ecclésiastique Suisse

Herausgegeben von der
Arbeitsgemeinschaft katholischer Historiker der Schweiz

REDAKTION:

OSKAR VASELLA
Professor an der Universität Freiburg

LOUIS WAEBER
Vicaire général du diocèse de Lausanne, Genève et Fribourg

OTHMAR PERLER
Professor an der Universität Freiburg

XXXIX. JAHRG. HEFT IV — ERSCHEINT VIERMAL JÄHRLICH

1945

XXXIXe ANNÉE. FASC. IV — PARAIT QUATRE FOIS PAR AN

VERLAG JOSEF VON MATT · STANS

79796 V. 39-40 1945-46

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/schweizerische-zeitschrift-fur-religions-und-kultur_1945_39

INHALTSVERZEICHNIS — SOMMAIRE

XXXIX. Jahrgang — XXXIX^e Année

1945

Aufsätze — Articles de fond

Fry, K. : Die zweite und dritte Nunziatur des Giovanni Antonio Volpe 1–32, 81–110

Müller, I. : Das Kloster Disentis in der Aufklärungsliteratur 215–237

Perler, O. : Sebastian Werros Chronik der Bischöfe von Lausanne 1536-1607 201–214

Quaglia, L. : L'habit des chanoines du Grand-Saint-Bernard 33–46

Tschudi, R. : Die Schicksale des Klosters Münsterlingen zur Zeit der Reformation und der katholischen Reform ca. 1520-1570 241–258

Vasella, O. : Huldrych Zwingli 161–181

Waeber, L. : Berne et Fribourg en conflit avec un cardinal au sujet de l'Abbaye de Filly . . . 111–119, 182–200, 259–290

Kleine Beiträge — Mélanges

Müller, I. : Zur Geschichte des klösterlichen Frühstücks . . 137–144

† Stein, E. : Chronologie des métropolitains schismatiques de Milan et d'Aquilée-Grado 126–136

de Zeininger, H. : Au sujet de l'héraldique de l'Ordre de St-Jean 47–62

— — Sur l'origine du bienheureux Gérard, fondateur de l'Ordre de St-Jean 145–151

von Zeininger, H. : Das Ordensverbot der schweizerischen Bundes-Verfassung (Art. 12) und der Heilige Stuhl . . 291–302

Zürcher, J.: Der Codex Solodurensis 398, ein Dokument für die Kulturgeschichte der Schweiz 120–125

Nekrologe — Nécrologies

† Mgr Besson (1876-1945) (L. Waeber) 75–80

† Paul Fridolin Kehr (1860-1944) (O. Vasella) 72–74

Mitteilungen

Tagung der Arbeitsgemeinschaft kath. Historiker der Schweiz vom 6. Mai 1945 . . . . . 71, 160

Rezensionen — Comptes rendus

Aubert, R., Cf. Simon Alois : Boniface, évêque de Lausanne 314–315

Bach, E., Blondel, L. et Bovy, A.: La cathédrale de Lausanne (L. Waeber) 152–155

Bibliographie der Schweizergeschichte, Jahrgang 1938-1940 (O. Vasella) 70–71

Cattori (Mgr) : Il Vescovo Aurelio Bacciarini (C. Trezzini) . 318–320

Dempf, A. : Albert Ehrhard : der Mann und sein Werk in der Geistesgeschichte um die Jahrhundertwende (O. Vasella) 159

Duft, J. : Die Glaubenssorge der Fürstäbte von St. Gallen im 17. und 18. Jahrhundert (J. Müller) 155–158

Evers, R. et C. : Le Père Lataste, apôtre des prisons (L. Waeber) 238–239

Gadient, V. : Der Caritasapostel Theodosius Florentini (O. Vasella) 63–65

Henggeler, R. : Das Institut der Lehrschwestern vom Heiligen Kreuze in Menzingen 1844-1944 (P. K. Spahr) 65–66

Läubli, W. ; P. L. Räber : Maria Einsiedeln (O. Vasella) . . 159–160

Lehmann, H. : Die Johanniterkommende Reiden und ihre Beziehungen zur Stadt Zofingen. Das Johanniterhaus Bubikon. Führer durch die ehemalige Johanniterkomturei Bubikon (H. Zeininger) 307–312

Neue Zeitschrift für Missionswissenschaft (P. G. Löhr) . . . 239–240

de Plinval, G. : Histoire illustrée de l'Eglise (L. Waeber) . 67–69, 302–307

Räber, Cf. Läubli.

Rousset, P. : Les origines et les caractères de la première croisade (L. Waeber) 312–314

Schaub, F. : Die Matrikel der Universität Freiburg i. Br. von 1656-1806 (O. Vasella) 69–70

Simon, A. et Aubert, R. : Boniface, évêque de Lausanne (P. H. Vicaire) 314–315

Schnürer, L. : Die Anfänge des Buchdrucks in Freiburg in der Schweiz 1585-1605 (A. Horodisch) 315–318

Die zweite und dritte Nunziatur des Giovanni Antonio Volpe[1]

Von Dr. KARL FRY, Trun

I. Die zweite Nunziatur

Mitte Juli 1564 hatte die erste Nunziatur des Comascher Bischofs ihren Abschluß gefunden[2]. Volpe hatte im Verlauf seiner 4jährigen Tätigkeit als Nunzius in der Schweiz die ihm übertragenen Aufgaben glänzend gelöst. Im *Glarnerhandel* hatte er, im Sinne der ihm gegebenen Instruktionen, die Eidgenossen am Bürgerkrieg glücklich vorbeigesteuert. Die *römische Gesandtschaft des Johannes Zumbrunnen* war zur Zufriedenheit der Kurie und der katholischen Kantone zustandegekommen. Die *Konstanzer Bischofswahl* hatte er nach den Direktiven Roms zum gewünschten Abschluß gebracht. Das *savoyische Bündnis* der katholischen Orte war Tatsache geworden. Vor allem war die Teilnahme der katholischen Kantone und Prälaten am *Trienter Konzil* seiner unermüdlichen und klugen Politik zu verdanken gewesen. Endlich hatte er die Verhandlungen um das *päpstliche Bündnis* bis zu seiner Abreise nach Trient (Januar 1562 - Januar 1563) erfolgreich geleitet[3].

[1] Unsere Arbeit beruht auf dem im Druck befindlichen Schlußband der Dokumente zur Nunziatur Volpe. Auf ihn beziehen sich im Folgenden die nicht näher bezeichneten Nummernzitate, z. B. nr 779. Dieser Band enthält zu den einzelnen Nummern fortlaufend die hier einschlägige Literatur und alle notwendigen Belege. Im dort gedruckten Literaturverzeichnis kann man die hier nur mit Siglen angeführte Literatur nachschlagen.

Neben diesem noch ausstehenden Dokumentenband verweisen wir für vorliegende Arbeit noch auf unsere Monographie Giovanni Antonio Volpe. Seine erste Nunziatur in der Schweiz 1560-1564, Freiburg und Basel (Verlag Gebr. Heß) 1931 (Band I der Freiburger Veröffentlichungen aus dem Gebiete von Kirche und Staat, hrg. von *Lampert*). — Diese Monographie ist im Folgenden zitiert mit *Fry*.

Ferner liegt dem Aufsatz zu Grunde der erste Dokumentenband zur Nunziatur Volpe: *Fry Karl*, Giovanni Antonio Volpe, Nunzius in der Schweiz, Dokumente, Band I: Die erste Nunziatur 1560-1564 (erschienen als Band IX der von *Galbiati* herausgegebenen Fontes Ambrosiani), Firenze, bei Leo S. Olschki. — Dieser Band ist hier zitiert *Fry*, I.

[2] s. *Fry*, 33.

[3] Die Geschäftsaufträge sind ausführlich behandelt bei *Fry*, 45/197.

Kurz vor dem Abschluß dieser Verhandlungen, die seit seiner Ausreise aus dem Legationsgebiet durch die Hände der Papstgetreuen in der Schweiz gingen, gerade im Augenblick, als die Entscheidung endlich fallen mußte, war Volpe seiner Nunziatur enthoben worden. Wir haben bei der Behandlung der ersten Nunziatur auf das Überraschende dieser Entlassung hingewiesen [1]. Da wir die Begründung für die Aufhebung der Nunziatur aktenmäßig nicht kennen [2], dürfen wir annehmen, sie sei in Rom eher als eine Unterbrechung gedacht, ihre Wiederaufnahme von vornherein beabsichtigt gewesen. Mitbestimmend für das Vorgehen Roms waren jedenfalls, wie sich aus unseren Akten zur ersten Nunziatur ergibt [3], finanzielle Rücksichten der Kurie, deren Mittel durch das Trienter Konzil und seine Auswirkungen völlig beansprucht wurden. Auf keinen Fall lagen bei der Entlassung Volpes Gründe gegen seine Person vor. Er genoß in Rom nach wie vor höchste Achtung [4]. Sollte Pius IV. jemals wieder einen Nunzius bei den katholischen Eidgenossen als nötig erachten, dann konnte seine Wahl wohl auf keinen andern fallen als auf den Bischof von Como.

Tatsächlich wurde Giovanni Antonio Volpe schon ein Jahr nach seiner Entlassung aus dem diplomatischen Dienst zum zweiten Mal zum Nunzius in der Schweiz ernannt. Das *Ernennungsbreve* datiert vom 13. Juli 1565 [5]. Den unmittelbaren Anlaß zur Errichtung der zweiten Nunziatur Volpes gab das soeben Tatsache gewordene Bündnis Pius' IV. mit den V Orten. Während Volpe bei seiner ersten Nunziatur bei allen VII katholischen Orten akkreditiert war [6], wurde er diesmal ausdrücklich nur an die fünf am päpstlichen Bündnis beteiligten Orte gesandt, wenn er auch einschlußweise die Interessen aller VII zu wahren hatte [7]. Bei der ersten Nunziatur war im Kreditiv an die VII Orte als Geschäftsauftrag einzig der Glarnerhandel erwähnt, der den Anlaß zur Sendung Volpes gegeben hatte [8]. Diesmal wird der Geschäftsbereich des Nunzius durch das päpstliche Bündnis begrenzt. Volpe, der das erste Mal durch

[1] *Fry*, 34 ff.

[2] s. *Fry*, 33, letzten Absatz.

[3] s. *Fry*, 35/43, bes. 39 ff.

[4] Das zeigte sich bei der Ernennung Volpes zur zweiten Nunziatur, wobei ihm höchstes Lob gespendet wurde, sowie in der Tatsache, daß er in der Zeit zwischen den beiden Legationen weiter als Vertrauensmann der Kurie in Schweizer Angelegenheiten tätig war.

[5] nr 779.

[6] s. *Fry*, I nr 28 f.

[7] s. nr 779 f. Das in nr 780 [1] erwähnte Kreditiv an die VII Orte scheint nicht ausgefertigt worden zu sein.

[8] *Fry*, I nr 29; s. auch die Instruktion, nr 44.

seine Zuverlässigkeit, seinen Eifer und seine Gewandtheit [1], die volle Zufriedenheit des Heiligen Vaters sich erworben hatte, soll die katholischen Eidgenossen, im besonderen die V verbündeten Orte, in ihrer alten Anhänglichkeit an den Heiligen Stuhl erhalten und stärken [2]. *Die Instruktion zur Nunziatur*, in der am 25. Juli Borromeo Volpes Aufgabe umschrieb, deckt sich inhaltlich mit dem Ernennungsbreve. Es werden in ihr nur die sich aus dem Bündnis ergebenden Fragen eingehend präzisiert. Volpe erhält zunächst zu seiner Information eine Kopie des in Rom durch Lussy aus der Schweiz mitgebrachten und von der Kurie angenommenen Bündnisvertrages. Das neue Bündnis nun fordert nach Ansicht des Heiligen Stuhles bei den verbündeten V Orten die Anwesenheit eines Nunzius, der seine Auswirkung überwacht und namentlich *das Depositum*, das seit Beginn der Bündnisverhandlungen der Zankapfel gewesen war, kontrolliert. Die Kurie, die gerade durch ihre reservierte und kluge Haltung in der Frage des Depositums, zur Zeit, als die Wogen im Glarnerhandel am höchsten schlugen, den Frieden gesichert hatte [3], deckte ihr Spiel in diesem Punkte auch jetzt nicht auf. Zwar hatte *Donato Mattheo Minali*, der Schatzmeister Pius' IV., das Mailänder Bankhaus *Giovanni Pietro Visconti* und *Dimillo* angewiesen, die vertraglichen 20 000 Goldskudi bereitzuhalten. Auch wurde Volpe das Verfügungsrecht über das Depositum übertragen [4]. Aber in der Instruktion zur Nunziatur wurde ihm wiederum, wie seinerzeit bei den Verhandlungen um den Glarnerhandel, mit aller Strenge eingeschärft, der Heilige Stuhl wolle nicht, daß er irgendwie zum Bürgerkriege treibe, ja, er verbiete es ihm ausdrücklich. Das Depositum dürfe nur für einen Verteidigungskrieg für den Glauben angetastet werden, und auch in diesem Falle müsse Volpe, bevor das Geld abgehoben werde, Bericht nach Rom geben und die Antwort der Kurie abwarten. Damit war man aber endgültig bei dem Punkte angelangt, wogegen sich die katholischen Orte immer mit aller Deutlichkeit gewehrt hatten. Wir verstehen, daß der Heilige Stuhl diesen Entschluß den Kontrahenten geheimgehalten hatte und daß Borromeo den Nunzius anwies, diese Tatsache weder *Lussy*, noch sonst jemand bekannt zu geben [5]. Wir ersehen aber daraus auch aufs deutlichste, wie die Kurie um keinen Preis einem unnötigen Losschlagen der katholischen Orte in ihren innerschweizerischen Differenzen Vorschub leisten wollte.

[1] fides, diligentia, dexteritas (nr 770).
[2] s. nr 779.
[3] s. *Fry*, 48.
[4] s. nr 778.
[5] Vgl. die Instruktion, nr 784.

Der Instruktion war ein *Verzeichnis* der von der Kurie mit goldenen Ketten Beschenkten und der *päpstlichen Stipendiaten* beigelegt. Die 7 Ketten im Werte von je 100 Goldskudi erhielten aus Luzern Altschultheiß *Niklaus Amlehn*, aus Schwyz Landammann *Christoph Schorno*, die beiden Brüder *Gilg und Jost Tschudi* aus Glarus, der Unterwaldner Bannerherr *Hans Waser* und die Urner Landammann *Jost Schmid* und *Azarias Püntener*. Ritter *Lussy* fiel eine Goldkette im Wert von 200 Goldskudi zu. Die Verteilung der vertraglichen 3000 Skudi an die V Orte fand auf Grund eines nach dem Vorschlag von Lussy und Zumbrunnen festgesetzten Schlüssels statt. Ferner erhielten noch verschiedene Ungenannte in den V Orten im ganzen 600 Skudi. Von den Stipendiaten aus dem Bündnis bezogen, durch persönliche Breven verbürgt, eine jährliche Pension von 50 Skudi Hauptmann *Sebastian Degen* von Schwyz, Landammann (?) *Zellweger* (von Appenzell ?), in Unterwalden Ritter *Heinrich Wirz* und *Andreas Schönenbüel*, Ritter *Walter von Roll*, Landesstatthalter *Hans Kuon* und sein Sohn *Adrian*, alle drei von Uri, ein nicht näher bezeichneter *Brügger* (Brugger), wohl von Luzern, *Magnus Beßler* von Uri, von Zug Ritter *Zehnder* und *Kolin*, *Niklaus von Wattenwyl* und *Melchior Zumbüel*, die beiden Brüder *Niklaus* und *Heinrich* (?) *Fleckenstein* von Luzern, *Balthasar Zwyer* (Uri), *Albert Rosin*, *Wolfgang Lussy* und *Nikolaus Wirz* in Unterwalden, endlich noch die Urner Ritter *Hofer* (Hektor ? Beat ?) und Landammann *Heinrich Albrecht* [1].

Einige Schwierigkeiten machte in Rom bei der Verteilung der Erkenntlichkeiten und Stipendien *das Verhältnis Lussy-Zumbrunnen*. Beide Männer waren an der Kurie hochangesehen. Der edle Johannes Zumbrunnen hatte in der Ewigen Stadt während der kurzen Dauer seiner Gesandtschaft [2] den guten Ruf, der ihm in den Depeschen des Nunzius vorausgeeilt war [3], vollauf gerechtfertigt. Melchior Lussy war der vertrauteste Freund Borromeos und besaß, seitdem der Glanz der Trienter Gesandtschaft ihn umstrahlte, in den V Orten und am päpstlichen Hofe das größte Ansehen. Beide Männer hatten nach der Abreise Volpes aus der Schweiz das Bündnis unentwegt betrieben und ihm zum Siege verholfen. An diplomatischer Gewandtheit war der selbstlose und senkrechte Zumbrunnen dem wendigen und, wo es um persönliche Vorteile ging, weniger bedenklichen Unterwaldner weit unterlegen. So fiel

[1] s. das Verzeichnis in nr 785.

[2] 26. Mai 1562 - Ende Januar 1563, s. zur Gesandtschaft *Fry*, 160/173.

[3] s. *Fry*, 170; zur Charakteristik Zumbrunnens ferner *Feller*, Sav. B. 74.

der Löwenanteil aus dem päpstlichen Bündnis auch diesmal Lussy in den Schoß. Nicht nur wurde ihm die Oberstenstelle mit einer jährlichen Besoldung von 800 Skudi zugesprochen. Statt der 100 Skudi Goldkette, die den andern Beschenkten zufiel, erhielt er, wie wir gesehen, eine im doppelten Wert, dazu eine einmalige Erkenntlichkeit von 700 Skudi. Er hatte auch die Glücklichen für die goldenen Ketten vorschlagen dürfen [1]. Neben dieser fürstlichen Großzügigkeit der Kurie für Lussy wirkt die Behandlung Zumbrunnens, der das Bündnis nicht weniger energisch und wirksam betrieben, ja zu seiner Unterstützung sogar seinen Gesandtschaftsposten in Rom verlassen hatte, geradezu grotesk. Ritter Zumbrunnen wurde mit einer Jahrespension von 200 Skudi bedacht. Übertraf diese auch die Pensionen der übrigen Stipendiaten um das Vierfache, sie stand in Rücksicht auf seine Verdienste und seinen Rang doch in keinem Verhältnis zur Pension Lussys. Auch seine einmalige Abfindung im Betrag von 300 Skudi gewann keineswegs an Wert dadurch, daß sie ihm durch Lussy ausgehändigt wurde. Diese offensichtliche Zurücksetzung mußte den ehrlichen Zumbrunnen, der bereits durch seine Übergehung bei der Vergebung der Oberstenstelle verletzt sein mochte und wohl darum den Ritt nach Rom zum Bundesschluß mit Lussy nicht mitgemacht hatte [2], tief verletzen. Der Schatten Lussys wollte er nicht sein.

Man empfand die Unbilligkeit ihm gegenüber auch in Rom. In der Instruktion an den Nunzius versicherte der Staatssekretär, Seine Heiligkeit schätze den Ritter Zumbrunnen nicht weniger als Lussy, und Volpe solle sich seiner bei allen Geschäften mit vollem Vertrauen bedienen. Wenn er finanziell nicht auf die gleiche Rechnung wie Lussy gekommen sei, liege der Grund dafür einerseits darin, daß der Oberst nicht auf gleichen Fuß gesetzt werden konnte wie er, und andererseits hätte Lussy bei der Übernahme der Oberstenstelle auf den Dienst und die Provision Venedigs verzichtet. Der Nunzius wird angewiesen, bei der Verteilung der Gelder Zumbrunnen eigens zu bearbeiten, damit er sich mit seinen 300 Skudi Gratifikation und der 200-Skudi-Pension zufrieden gebe. Was er erhalte, entspreche seinen Verdiensten nicht, sei aber « un vero et certo pegno » der Liebe und des Vertrauens des Heiligen Stuhles zu ihm.

Das waren schöne Worte, mehr nicht. Zumbrunnen war aber eine viel zu unkomplizierte Natur und viel zu grundsätzlich, um ob solcher

[1] s. nr 784 Anm. g.

[2] s. *Fry*, 196.

Zurücksetzung den Dienst der Kurie zu quittieren. Ohne Rücksicht auf eigene Vorteile wird er später in der Genferfrage die Interessen Roms und seines Glaubens energischer als alle andern verfechten.

Auf den bevorzugten Lussy aber fällt gerade aus unserer Instruktion ein Licht, das den Schatten über seinem Charakter [1] *noch wesentlich verdichtet.* Es ist denn doch, selbst für eine Zeit, in der die führenden Männer in der Eidgenossenschaft unbedenklich gleichzeitig im Solde verschiedener und miteinander rivalisierender Fürsten standen, ein starkes Stück, wenn Lussy in Rom bei der Übernahme der Obersten-stelle und der Festsetzung seiner Gagen glauben ließ, er gebe dafür den Dienst bei der Signoria auf, was in keiner Weise den Tatsachen entsprach. Es ist geradezu verblüffend zu erfahren, daß er, kaum hatte er seinen Verzicht dem Papste gegenüber ausgesprochen, sich Venedig neuerdings feierlich verpflichtete [2]. Es muß dem nicht wählerischen Nidwaldner bei dem Handel selber nicht ganz geheuer gewesen sein, denn er erbat sich strenges Stillschweigen über die ihm zugefallene Jahrespension aus dem päpstlichen Bündnis [3], und die einmalige Abfindung von 700 Skudi gewährte ihm die Kurie unter dem Vorwand, es handle sich um die Bezahlung seiner Guthaben für Trient [4].

Der Nunzius wurde beauftragt, im Besitze der amtlichen Schriftstücke unverzüglich in sein Legationsgebiet zu reisen und mit dem von Rom nach der Schweiz zurückkehrenden Luigi Vignola der förmlichen Bundesbeschwörung durch die Orte beizuwohnen. Von den beiden authentischen Bundesurkunden sollte er das lateinische Exemplar durch Vignola nach Rom zurücksenden, das mit einem goldenen Siegel versehene deutsche den Herren Eidgenossen überlassen. Nach dieser seiner ersten Amtshandlung sollte Volpe in der Schweiz residieren, um die Freundschaft und das gute Einvernehmen zwischen den Bündnispartnern zu unterhalten.

Als *Befürworter der zweiten Nunziatur* des Bischofs von Como kennen wir seinen Bruder *Girolamo*, der am päpstlichen Hofe in hohem

[1] s. die bei unserer nr 784 [10] angeführten Belege aus *Feller*.

[2] s. die Belege bei unserer nr 784 [10].

[3] Al Colonello si danno scuti 800 l'anno, ma non si ha da dir a persona, havendo lui piacer, per qualche suo rispetto, che si tenga secreto (nr 785).

[4] ... si è fatto apparire che siano per conto degli avanzi delle provisioni sue di Trento (nr 785).

Ansehen stand und die besondere Gunst Pius' IV. genoß [1], ferner die Kardinäle *Carlo Borromeo*, *Tolomeo Gallio* und *Mark Sittich von Hohenems* [2]. Es sind, neben seinem Bruder, seine Freunde und Gönner aus der Zeit der ersten Nunziatur. Alle drei Kardinäle konnten Volpe, sei es als Nunzius in der Schweiz oder als Bischof von Como, in eigenen Angelegenheiten verwenden, wie sie es bereits früher getan hatten. Borromeos Interessen trafen sich mit denen Volpes im Tessin, und überhaupt arbeitete der Comascher Bischof indirekt in seinem Kampf gegen die Neuerung und in der Reform seiner Kirche auf der ganzen Linie für das Mailänder Erzbistum, dessen gefährdete Nordgrenzen Como deckte [3]. Kardinal Hohenems konnte eine Vertrauensperson in der Eidgenossenschaft, wo die Stimmung für ihn nicht immer rosig war, gut brauchen. Der Kardinal von Como wiederum förderte mit dem Bischof von Como auch persönliche und Familieninteressen in seiner Vaterstadt [4].

Für Giovanni Antonio Volpe kam die Ernennung zur zweiten Nunziatur völlig überraschend. Nach seiner etwas unfairen Entlassung aus dem päpstlichen Dienste vor einem Jahr war für ihn wohl alles andere wahrscheinlicher, als eine neue Nunziatur in der Schweiz. Nun war das Unerwartete über Nacht doch Tatsache geworden. Der Geehrte bereitete aber seinerseits seinen mächtigen Freunden in Rom eine kaum kleinere Überraschung. Er *lehnte die Nunziatur ab.* Kaum hatte er durch seinen Bruder von der Ernennung Kenntnis erhalten, noch bevor er das Ernennungsbreve und die Modalitäten der Nunziatur zu Gesicht bekommen [5], ließ er — am 24. Juli — den drei Kardinälen inhaltlich identische Schreiben zugehen, worin er sie bat, ihm vom Heiligen Vater die Befreiung von der Nunziatur zu erwirken. In der Form sehr höflich, war doch die Ablehnung entschieden. Als Gründe für seinen Entschluß schützte er sein Alter vor, körperliche Behinderung, seine geistige Unfähigkeit, der schwierigen Nunziatur zu genügen, schließlich seine finanzielle Lage. Alles das zwingt ihn, « a non abbracciare quel gran fascio, ch'io non posso stringere » [6].

[1] s. über ihn *Fry*, 6 f.

[2] s. die nr 782 789 781 782 783.

[3] In seinem Glückwunschschreiben an Pius V., vom 29. Januar 1566 (nr 807), fürchtet Volpe, die Häresie könnte von Como nach Italien übergreifen.

[4] Vgl. unter unseren Dokumenten beispielsweise nr 1155 !

[5] das ergibt sich aus nr 782.

[6] nr 783, Schreiben an Hohenems ; vgl. die Schreiben an Borromeo und Como in nr 781 782.

Von diesen Gründen waren die meisten diplomatische Fiktionen. Die 52 Jahre seines Lebens waren für das hohe und heikle Amt eher von Vorteil. Körperliche Gebrechen und eine nicht sehr widerstandsfähige Gesundheit waren wohl in Betracht zu ziehen [1], aber leidend war Volpe mehr oder weniger schon immer gewesen, und er versah sein Bistum immerhin noch 23 Jahre weiter. Die behauptete geistige Unfähigkeit zählte überhaupt nicht, nachdem er die erste Legation glänzend und zur vollen Zufriedenheit Roms geführt hatte. Einem weiteren Einwand, er sei seiner Kirche nicht unnütz, brach das Ernennungsbreve von vornherein die Spitze ab, indem es bemerkte, der Heilige Stuhl nehme an, Volpe habe seit seiner Rückkehr von Trient die Angelegenheiten seiner Kirche so geregelt, daß er das neue Amt ihr unbeschadet übernehmen könne.

So blieb als entscheidender Grund für die Ablehnung der Nunziatur wohl nur der finanzielle Vorbehalt übrig. Dies können wir auch aus dem schließlich doch nur hypothetischen Nein Volpes folgern. Der Bischof bat wohl um die Befreiung von der Nunziatur schlechthin und versicherte, die Erfüllung seines Wunsches sei ihm die liebste Lösung. Er erklärte sich aber auch bereit, die Nunziatur zu übernehmen, wenn er eine für ihre Aufwendungen genügende Provision erhalte. Ausdrücklich wies er in seinem Schreiben an den Staatssekretär auf die bei der ersten Nunziatur gemachten Erfahrungen hin. Wir verstehen seinen Standpunkt vollkommen [2]. Seine Vorsicht war durchaus geboten. Hätte er bei seiner Stellungnahme die Instruktion vom 25. Juli gekannt, die seine Monatsprovision auf 100 Skudi festsetzte, statt der 150, die er bei der ersten Nunziatur gehabt und immer zu klein gefunden hatte, so wäre die Ablehnung wohl noch kategorischer gewesen [3].

Neben dieser ersten Bedingung betreffs der Provision, die er zum voraus kennen wollte und angemessen verlangte, sprach Volpe noch die Bitte aus, erst nach dem Erlöschen der Pest in der Schweiz dorthin abreisen zu müssen.

[1] Während seiner ersten Nunziatur hatte Volpe bei einem Alpenübergang das Gehör an einem Ohr verloren (s. nr 1008, dazu *Fry*, 209); 1578 war er an einem Arme halb gelähmt (s. den Bericht des Giov. Ant. Caresana über die Visitation des Bistums Como durch Bonhomini, vom 14. Juni 1578, Bisch. Archiv Como); und gerade 1565 machte Volpe eine schwere Krankheit durch (s. nr 829).

[2] s. *Fry*, 35 ff.

[3] Über die Entlöhnung der Nunzien in dieser Zeit s. *Fry*, 36 und dortige Hinweise. Der spanische Nunzius bezog 1563 300 scudi di moneta (monatlich). Gregor XIII. honorierte ihn mit 300 scudi d'oro im Monat (1 scudo d'oro = 21.86 Fr.; 100 scudi d'oro = 115 sc. di mon.; s. *Biaudet*, 85 69).

Der Bischof wies seinen Bruder Girolamo an, seine Schreiben an die drei Kardinäle mündlich genauer zu interpretieren.

Es konnte kaum ein Zweifel über die Antwort aus Rom bestehen. Dort waren unterdessen die Zahlungsordre für das Depositum vom 10. Juli [1], das Ernennungsbreve für Volpe vom 13. Juli [2] das Kreditiv an die V Orte vom gleichen Tag [3], die Instruktion vom 25. Juli [4] samt dem Verzeichnis der Beschenkten und Pensionäre aus dem Bündnis [5] und ein Breve an Volpe mit Ehedispens- und Absolutionsvollmachten für den Tessin vom 30. Juli [6] ausgefertigt worden. Am 19. August vormittags traf *Lussy* auf der Rückreise von Rom in Como ein, wo er mit Volpe zu Mittag aß und eilends heimwärts ritt. Am Abend des gleichen Tages langte *Luigi Vignola* in der Pliniusstadt an und verreiste Kopf über Hals, um Lussy einzuholen. Volpe verriet von der Nunziatur und ihrem Aufgabenkreis den beiden kein Sterbenswörtchen, einmal weil die Sache nicht dringlich war, und dann weil er hoffte, auf die von ihm in Rom vorgebrachten Gründe hin von ihr befreit zu werden. Immerhin konnte er sich nicht enthalten, den beiden Besuchern gegenüber seinem Wunsch Ausdruck zu verleihen, bei seiner Kirche verbleiben zu können, womit er eine so hellhörige Natur wie Lussy wohl vor kein Rätsel stellte. Die eben erwähnten diplomatischen Schriftstücke überbrachte ihm bezeichnenderweise Vignola, der päpstliche Vertrauensmann, nicht Ritter Lussy. Volpe behielt die Akten vorderhand bei sich, bis auf weiteren Bericht aus Rom. Am gleichen Tage, an dem Volpe dem Staatssekretär die Ankunft der beiden Herren und den Empfang des diplomatischen Aktenbündels meldete [7], wiederholte er in einem neuen Schreiben an Kardinal von Como die Bitte, bei seiner Kirche bleiben zu dürfen [8].

Der Entscheid aus Rom, der, wie gesagt, kaum zweifelhaft sein konnte, fiel sehr rasch. Am 28. August konnte Volpe dem Staatssekretär für die ihm erwirkte *Befreiung von der Nunziatur* danken [9]. Am gleichen Tage richtete er ein Schreiben an Pius IV., in dem er ihm für sein beständiges Wohlwollen gegen ihn, namentlich für die Übertragung der Nunziatur und die auf Bitte der Kardinäle Borromeo und Como ihm gewährte Befreiung davon dankte [10]. Mit dem Schreiben an Borromeo leitete Giannantonio Volpe die ihm durch Vignola überbrachten amtlichen Schriftstücke nach Rom zurück.

[1] nr 778. [2] nr 779. [3] nr 780. [4] nr 784.
[5] nr 785. [6] nr 786. [7] nr 788 (21. August).
[8] nr 789. [9] nr 790. [10] nr 791.

Damit war die zweite Nunziatur Volpe erledigt. Es handelt sich somit bei ihr um eine faktisch niemals bestandene. Wohl wurde Volpe in aller Form zum ordentlichen und residierenden Nunzius ernannt; da er das Amt aber sofort ablehnte und sein Verzicht in Rom ohne weiteres angenommen wurde, ist die zweite Nunziatur niemals in Kraft erwachsen.

Giovanni Antonio Volpe scheint sich die Gunst Pius' IV. übrigens trotz seiner Ablehnung der ihm zugedachten Ehre nicht verscherzt zu haben. Unmittelbar nach seiner Befreiung von der Nunziatur, anfangs September, vermittelt er amtliche *Korrespondenzen* der Kurie mit den *Bischöfen von Chur und Sitten* [1]. Namentlich mit Borromeo blieb Volpe bis an des Kardinals Tod in inniger Freundschaft verbunden.

Im übrigen machten die sehr bald eintretenden Ereignisse eine Nunziatur, die wesentlich auf das eben abgeschlossene päpstliche Bündnis abgestimmt war, hinfällig. *Carlo Borromeo*, durch dessen Hand alle diplomatischen Fäden der päpstlichen Kurie seit dem Anfang des Pontifikates seines Oheims gegangen waren, legte die Leitung der Staatskanzlei nieder und verließ am 1. September die Ewige Stadt, um nach Mailand zu gehen, wo er Sonntag, den 23. September einzog [2]. Anfangs Dezember mußte die Kurie, nachdem unterdessen das Bündnis in Luzern ohne die Teilnahme des Nunzius weniger glanzvoll beschworen worden war, sich nach einem andern Treuhänder für das Depositum umsehen [3], und dem neuen Gardehauptmann in Rom, *Jost Segesser*, wurde das Agrement wohl auch darum gerne erteilt [4], weil er nun den fehlenden Nunzius einigermaßen ersetzen konnte.

Aber schon am 9. Dezember verschied Pius IV. Damit war das Bündnis erloschen [5].

Am 7. Januar 1566 bestieg Kardinal *Michele Ghislieri als Pius V.* den päpstlichen Stuhl [6]. Unter dem neuen Papst, dem Dominikaner, der schon als Inquisitor in Como und seit 1558 als Generalinquisitor [7] sich energisch für die Reinheit der kirchlichen Lehre eingesetzt hatte [8], begann an der Kurie die tridentinische Reform zielbewußt und endgültig. Im Gegensatz zu seinem noch stark der Renaissance verpflichteten Vorgänger, lebte Pius V. auch unter der Tiara einfach und

[1] s. nr 792 ff., 796.
[2] Vgl. nr 798 [2]. [3] s. nr 791 [1]. [4] s. nr 808.
[5] Zur Dauer des Bündnisses s. *Fry*, I nr 757, 12.
[6] s. nr 806 [1] 807. [7] s. *Eubel*, 34. [8] s. nr 807 [2].

streng wie ein Mönch. Während der Mailänder Gnaden und Gunstbezeigungen im Großen verteilte, glänzend hofhielt, Bestechungen nicht unzugänglich war und namentlich in den letzten Jahren seines Pontifikates die Bistümer an die Meistbietenden vergab, blieb sein Nachfolger unerbittlich bei dem, was er einmal als Recht erkannt hatte. Die Rücksichtslosigkeit, mit der er gleich am Anfang seiner Regierung Pius IV. desavouierte [1], war für ihn programmatisch. Er reduzierte den Beamtenapparat um die Hälfte [2], erkundigte sich gewissenhaft über die Anwärter für die vakanten Bistümer. Rom war in kurzer Zeit nicht mehr zu erkennen. Die Leitung der Kirche war nun, wie *Lussy* von seiner Huldigungsgesandtschaft Ende 1566 an seine Herren zu berichten wußte, einem Heiligen anvertraut [3]. Nicht umsonst war Borromeo von Mailand, wo er sich noch kaum umgeschaut hatte, nach Rom geeilt, um seinen Willen durchzusetzen. Nun konnte die Reform an höchster Stelle einsetzen, wie sie in Mailand begonnen hatte.

Giovanni Antonio Volpe hatte mit der Ablehnung der Nunziatur, die unter diesen Umständen aller Wahrscheinlichkeit nach von kurzer Dauer gewesen wäre, unbedingt das Richtige getroffen. Dem neuen Papst waren residierende Bischöfe, die die kirchliche Reform ihrer Sprengel eifrig an die Hand nahmen, unendlich willkommener, als landesabwesende diplomatisierende. Unermüdlich ließ er sie zur Durchführung der tridentinischen Reform anspornen.

Auch den Comascher Bischof. Während Pius IV. bei der Übertragung der zweiten Nunziatur an Volpe sich mit einer leicht hingeworfenen Bemerkung über seine Hirtenpflichten in Como hinweggesetzt hatte [4], fand es der Dominikanerpapst nicht unter seiner Würde, ihn persönlich zur Reform aufzurufen [5]. Wir werden die vorbildliche Tätigkeit Volpes als Bischof von Como in den fast 30 Jahren seiner Regierung, namentlich unter dem Pontifikat Pius' V., an anderer Stelle schildern.

[1] So ließ er Carnesecchi, den Pius IV. auf Fürbitte Cosimos I. freigesprochen hatte, wegen Häresie hinrichten, den Kardinal Caraffa aber und den Herzog von Palliano, die er verurteilt hatte, posthum rehabilitieren. Vgl. *Alberi*, X 169/182 (Relatione de Paolo Tiepolo). — Auch die Kardinäle und Vertrauensleute seines Vorgängers wurden auf die Seite geschoben, so Kardinal Como.

[2] Vgl. *Sickel*, Ruolo 570.

[3] s. *Feller*, Lussy I 79 f.

[4] ... post tuum e Concilio reditum res Ecclesiae tuae ita constitutas a te fuisse non dubitamus, ut eandem operam Nobis navare sine Ecclesiae tuae incommodo possis (nr 779).

[5] s. nr 827.

Hier sei bloß gesagt, daß er das Prädikat eines der großen Bischöfe von Como, das ihm die Comascher Geschichtsschreiber erteilen, vollauf verdient. Ebenso behandeln wir in einer eigenen Arbeit die Kämpfe, die Volpe für die Erhaltung und Verteidigung des alten Glaubens in den bündnerischen Untertanenlanden zu bestehen hatte. Auch sie bilden für ihn ein Ruhmesblatt, auf dem sowohl seine aufrichtige Hirtensorge, sein Glaubenseifer, wie seine zähe Ausdauer und kluge Politik verzeichnet stehen. Hier begnügen wir uns mit der Behandlung der beiden letzten Nunziaturen des Comascher Bischofs.

II. Die dritte Nunziatur

Am 1. Mai 1572 starb Pius V.[1] Am 13. bestieg Kardinal Hugo Buoncompagni als Gregor XIII. den päpstlichen Stuhl[2]. War der Gegensatz zwischen den beiden Pius groß gewesen[3], so läßt sich das gleiche zwischen dem verstorbenen und dem per adorationem neu erwählten Papst[4] feststellen. Dort der Mönch, der mit aller Kraft die Durchführung der tridentinischen Reform erstrebt. Von der Inquisition herkommend, verschmäht Pius V. die gewundenen Wege der Diplomatie. Mit raschem Griff wischt er Bestehendes unter den Tisch, und es ist ihm geradezu ein Bedürfnis, der Regierung seines Vorgängers gegenüber den Kurswechsel symbolisch zu markieren[5]. Der neue Papst ist Rechtsgelehrter und kommt vom Katheder. Unter Pius IV., der ihm am 12. März 1565 den Purpur verlieh, bereits einer der Berater Borromeos, kann Kardinal Buoncompagni unter dem neuen Papst, wie andere Kreaturen und Günstlinge des Mailänderpapstes keine Rolle mehr spielen und kehrt nach seinem lieben Bologna zurück. Beim Tode des Heiligen auf dem Heiligen Stuhl wird Buoncompagni, nachdem er schon 1566 papabel gewesen, unter dem Patronat Philipps II. durch die Kardinäle *Granvella* und *Medici* gegen den Kandidaten Frankreichs, *Alessandro Farnese*, mit der Tiara gekrönt. Auch *Hohenems*, *Cesi*, *Sforza*, *Orsini* und *Como* stimmen für ihn[6].

Gregor XIII. dreht das Steuer der Kirchenregierung deutlich auf Pius IV. zurück. Kaum im Besitz der Regierungsgewalt, läßt er den Staatssekretär seines Vorgängers, Kardinal *Rusticucci*, fallen. Konnte das an sich auch nicht auffallen, so wußte man doch sofort, woran man war, als er, schon Mitte Mai 1572, den Günstling und Staatssekretär

[1] s. *Eubel*, 42. [2] s. nr 928. [3] Vgl. oben S. 10.
[4] s. *Törne*, 107. [5] s. oben S. 11. [6] s. *Törne*, 108.

Pius' IV. [1], zum Leiter seiner Politik berief, Kardinal *Tolomeo Gallio*, der mit ihm zusammen den Purpur erhalten hatte [2]. Wenige Tage nach der Erwählung Gregors schon tragen alle diplomatischen Schriftstücke des Kardinals von Como Unterschrift. In der auswärtigen Politik erhält der neue 45jährige Staatssekretär freie Hand. Die Gesandten der Fürsten in Rom und die Nunzien müssen alles aus seiner Hand entgegennehmen. « Nelle cose più importanti, il cardinale di Como è quello che fa e vale », berichtet Paolo Tiepolo [3]; und wenn der neue Papst sich auch von anderen beraten läßt [4], « in fatto da lui il tutto dipende » [5]. Como, dessen hervorragende Kraft in seiner Anpassungsfähigkeit besteht [6], versteht es, sich das unbedingte Vertrauen des sehr eigenwilligen Papstes [7] dauernd zu sichern. Noch 1581 weiß der venezianische Gesandte Giovanni Corraro zu melden : « E quello che vale nei negozi, perchè sa insinuarsi destramente, e però persuade con molta facilità tutto quello che vuole a Sua Beatitudine. » [8]

Trotz seines Alters ein gewaltiger Arbeiter, der Rom durch seine unglaubliche Arbeitskraft in Staunen setzte [9], war Gregor für die *tridentinische Reform* nicht weniger als sein Vorgänger eingenommen, ein Eiferer für die katholischen Interessen in der ganzen Welt, für die er während seines Pontifikates große Summen spendete. Nur suchte der neue Papst, im Gegensatz zu Pius V., von Gallio beraten und unterstützt, die Politik für seine Ziele anzuspannen. Überaus bezeichnend ist die Bedeutung, die er den Nunziaturen beilegte. Während er

[1] Nach dem Wegzug Borromeos nach Mailand, s. *Sylvain*, I 302, auch *Rivolta*, 229/30. Privatsekretär Pius' IV., hatte Como in den drei letzten Monaten seiner Regierung die Staatskanzlei tatsächlich inne, obwohl Hohenems ihr Titelträger war (s. *Törne*, 83/88).

[2] Über die Stellung Comos unter dem neuen Papst zu Anfang seines Pontifikates s. *Törne*, 115.

[3] s. *Alberi*, X 216.

[4] So in der ersten Zeit vor allem durch Kardinal Hohenems (*Törne*, 115/24).

[5] s. *Alberi*, ebd. 217 eine kurze Biographie und Charakteristik Comos.

[6] s. *Cantù*, Storia II 174 f.

[7] Habemus papam negativum, charakterisierte ihn 1581 Giovanni Corraro, weil Gregor eher geneigt sei, auf die ihm vorgelegten Bitten Nein als Ja zu sagen (*Alberi*, X 279).

[8] *Alberi*, X 280.

[9] In einem Schreiben vom letzten Februar 1573 an Carlo Borromeo schrieb ihm Como, alle seien erstaunt, wie rastlos der Papst in den Geschäften sei ; weder die Arbeit noch die strenge Beobachtung der Fastenzeit greife ihn an. Niemand glaube, er sei 50, geschweige denn 72 Jahre alt. Der Brief ist gedruckt PerCo VII 291/92.

bei seinem Regierungsantritt 9 Nunziaturen antraf, vermehrte er sie um 4 und brachte ihre Anzahl dann auf den höchsten bisher erreichten Stand. Dabei ging er, persönlich ein Mann der Erfahrung und der Tatsachen, weise und überlegend, behutsam vor, verwarf nicht alles in Bausch und Bogen wie sein Vorgänger. Im ersten Jahr behielt er alle alten Nunzien bei ; erst 1573 wechselten 4 Nunziaturen ihren Träger, während zwei neue errichtet wurden. Gregor XIII. suchte auch, die Nunziaturen besser zu organisieren, setzte allen Nunzien ein fixes Gehalt fest, während sie bisher stark nach persönlichen Motiven im Sinne der Günstlings- und Protektionswirtschaft honoriert worden waren. Auch erhielten die Nunzien ihr Gehalt zu bestimmten Zeitpunkten, gewöhnlich alle Monate, während sie früher Monate, ja Jahre lang auf die Auszahlung hatten warten müssen. Gregor XIII. faßte auch den Gedanken ins Auge, den Nunzien ständige Wohnungen anzuweisen [1].

Gregor XIII. bediente sich der Diplomatie aber nicht aus machtpolitischen Gründen, wie etwa die Päpste am Anfang des Jahrhunderts. Was er erstrebte, war auf der ganzen Linie die Verteidigung und Stärkung der Kirche.

Am Anfang seines Pontifikates betrieb er mit aller Macht den von seinem Vorgänger mit dem Sieg bei Lepanto so glücklich eingeleiteten *Türkenkrieg*. Leider gelang es ihm nicht, die katholischen Mächte für den Gedanken zu einigen. Der *Kaiser* ließ sich auf keine Verpflichtungen ein, und *Philipp II.* war für einen Krieg gegen einen Feind, der seine Länder nicht unmittelbar bedrohte, dafür aber *Venedig*, die Rivalin zur See, wenig begeistert. Überdies war die Lage in den *Niederlanden* für Spanien äußerst beunruhigend. Die Liga spielte, trotz aller Bemühungen Gregors XIII., mehr auf dem Papier und ging nach dem Separatfrieden Venedigs mit der Pforte [2] völlig in die Brüche.

Nach dem Mißlingen seiner Pläne gegen die Türken verlegte der Papst den *Schwerpunkt seiner Politik nach dem Norden*. Er wußte zu gut, was für die Kirche dort auf dem Spiele stand und wie die dortige Lage selbst auf die Türkengefahr entscheidend abfärbte. Schon im Februar 1573 organisierte der Papst eine besondere *Kongregation für Deutschland*. Das während seines ganzen Pontifikates erstrebte Zusammengehen der beiden katholischen Mächte, *Spanien und Frankreich*, liegt ebenfalls auf der scharfen Linie seiner nach dem Norden gravi-

[1] s. dazu *Biaudet*, 29 67 76 85.

[2] Vgl. zur Hl. Liga gegen die Türken unsere Dokumente (Sachverzeichnis unter Liga). Zum Frieden von Venedig (15. März 1573) unsere nr 969.

tierenden Politik. Das Zusammenspiel des allerchristlichsten und des katholischen Königs sollte die *Hugenotten* in Frankreich und die *Geusen* in den Niederlanden zu Paaren treiben. Als sich die Dinge nicht nach Wunsch entwickelten, unterstützte Gregor XIII. in Frankreich die Guisen und Philipp II. im Kriege gegen England, zu dem er ihn bereits 1575 zu bewegen suchte [1].

In diesem Zusammenhang ist die Stellungnahme des römischen Hofes im *Streitfall Savoyen-Genf* zu verstehen. Sie führte zur dritten Nunziatur des Giovanni Antonio Volpe.

Die Genferfrage

1. Die Verhandlungen vor der Errichtung der Nunziatur

Genf, das calvinische Rom, galt am Tiber unter Pius V. und noch ausgesprochener unter Gregor XIII. als der eigentliche Herd der Häresie und Zentrum aller romfeindlichen Strömungen jenseits der Alpen. Die Lage war umso gefährlicher, als es sich um eine Grenzstadt handelte, die seit jeher den Verkehr zwischen Deutschland, Frankreich und Italien vermittelte.

In einer Depesche vom 30. März 1569 an den Kardinalstaatssekretär *Rusticucci* faßte der *Bischof von Mondovi*, päpstlicher Nunzius in *Turin*, in äußerst scharfen Worten die Bedeutung Genfs im religiösen Ringen der Zeit so zusammen: Wenn es gelänge, Genf, « l'asilo et il seminario di tutti i mali della Christianità » — dieser Name gebühre der Stadt — auszuheben, wären unter der weisen Leitung des Heiligen Vaters die Ländereien jenseits und diesseits der Alpen gerettet. Die «pestilente et ambitiosissima città» suche die Häresie und ihren Namen überall auszubreiten, « che credo non vi sia cantone della Christianità, dove ella non mandi libri et ministri provisionati per tirar ciascuno alla sua opinione » [2].

Auch in der katholischen Schweiz war man in dieser Hinsicht genau der gleichen Meinung. Ritter *Walter von Roll* nennt in einem Schreiben vom 5. April 1571 an den *Herzog von Florenz* Genf die Zuflucht-

[1] Vgl. zu diesen Linien der päpstlichen Politik *Törne*, 136 ff., dem wir hier gefolgt sind.

[2] nr 854; s. auch nr 933, sowie nr 849, wo der Nunzius Savoyen « la porta, overo la chiave principale » Italiens nennt. — Die Schwelle aber zu dieser Türe war Genf.

stätte aller Aufrührer der katholischen Kirche [1]. *Die drei Waldstätten*, die im Genferhandel immer am entschiedensten gegen das Bündnis mit der Calvinstadt standen, waren 1574 nicht anderer Meinung [2]. Von ihnen alarmiert und für ihren Standpunkt gewonnen, ließen die V Orte *Freiburg und Solothurn* im selben Jahre vor dem Bündnis mit Genf mit der Begründung warnen : Genf ist nicht nur selber « mit dem allerärgerlichsten sektischen Glauben befleckt, es vergiftet schier alle Land... Dazu ist Genf Unterschlupf und Aufenthalt aller bösen Leute, die zu ihnen kommen. » [3]

Und dieses Genf bewarb sich nun, von Frankreich als Beschützer und Befürworter gedeckt, um ein Bündnis mit den Eidgenossen, den « Verteidigern der heiligen Kirche » ! Wenn dieser Streich gelang, dann war an die Ausrottung des Geschwüres an den Toren Italiens, an eine Rückgewinnung Genfs für den katholischen Glauben nicht mehr zu denken. Überdies bedeutete ein Bündnis der eidgenössischen Orte mit Genf eine wesentliche Schwächung der katholischen Position in der Eidgenossenschaft selber.

Allzuviel stand auf dem Spiel. Und das Spiel drohte, böse Wirklichkeit zu werden. Das mächtige *Bern*, das die Einführung der Reformation in Genf ermöglicht hatte, blieb, trotz der Beschneidung seiner Einflußsphäre im *Lausannervertrag*, seiner Genferpolitik treu. Dazu fand die Stadt Calvins in *Frankreich* einen umso wertvolleren Beschützer, als ihr Schicksal in letzter Instanz vom Spruch der Großmächte abhing. Im rivalisierenden Kampf der Großmächte, das sich in Genf in ähnlicher Weise wie im Veltlin abwickelte, leistete aber Frankreich als Gegenspieler Spaniens der Stadt Genf gerade dadurch einen unbezahlbaren und entscheidenden Dienst, daß es verstand, seine Karten meisterhaft zu verdecken [4].

Bern, mit der Stadt durch sein ewiges Burgrecht von 1559 verbunden [5], wachte argwöhnisch über sein Patenkind am Genfersee und war immer bereit, auf seinen leisesten Hilferuf zu horchen [6].

Am 5. Mai 1570 erneuerte Bern sein Bündnis mit Savoyen [7]. Dabei trat Bern unverhüllt als Beschützer Genfs auf. Gregor XIII. ließ dem Herzog durch seinen Nunzius in Turin sein Mißfallen über das Bündnis mit Bern ausdrücken. Der Herzog entschuldigte sich, er sei zur Er-

[1] nr 886. [2] s. namentlich nr 1060. [3] nr 1067 [1].
[4] Über die Stellung Frankreichs im Genferhandel vgl. unsere Dokumente [Namenverzeichnis unter Frankreich (Stellung zu Genf, Savoyen)].
[5] s. HBLS II 144. [6] s. z. B. nr 823. [7] s. nr 867 [1].

haltung seiner Staaten zum Bündnis genötigt gewesen. Übrigens glaubte er, gegebenenfalls gegen Genf freie Hand zu haben. Auch sei das Bündnis kündbar, und er fühle sich verpflichtet, einen großen Teil des verlorenen Landes zurückzugewinnen. Für ein Vorgehen im Sinne des Papstes könnte er sich allerdings nur entschließen, wenn das in Rom betriebene Bündnis zwischen den katholischen Fürsten zustandekäme. Sonst stehe Frankreich allen ähnlichen Schritten im Wege [1].

Das Bündnis beunruhigte auch die mit Savoyen verbündeten katholischen Orte. Ende des Jahres trafen *Melchior Lussy* und *Kaspar Abyberg* am herzoglichen Hofe ein, um sich im Namen der V Orte zu erkundigen, ob das Bündnis des Herzogs mit Bern das ihrige vom Jahre 1560 nicht beeinträchtige. Emanuel Philibert beruhigte sie und stellte ihnen ein noch engeres Bündnis zur Erhaltung des Glaubens und des gegenseitigen Gebietes in Aussicht [2].

Hinter diesen Plänen des Herzogs stand der päpstliche Nunzius. Am 21. April 1571 schrieb er nach Rom, er habe auf diese nähere Verbindung hingearbeitet. Komme sie zustande, dann könne mit der Gnade Gottes der heilige und kluge Plan, den der Heilige Vater immer hatte, in ismorbare quella misera città di Geneva, stark gefördert werden [3].

Um diese Zeit hatte *Melchior Lussy*, der dem Nunzius in Savoyen durch seinen Eifer, seine Gewandtheit und Treue im Dienste des Heiligen Stuhles auffiel, in *Mailand* Bündnisbesprechungen mit einem erstrangigen savoyischen Beauftragten. Dabei kam auch das Bündnis Genfs mit den Eidgenossen zur Sprache, und man besprach die Mittel, ihm entgegenzuwirken [4].

Genf selber fühlte sich durch das Bündnis mit Bern allein nicht sicher. Der Herzog hatte seine Ansprüche nicht fallen gelassen ; bei einem Zusammengehen der Großmächte war Bern allein zum Schutze der Stadt wehrlos, wie die Ereignisse, die zum *Lausannervertrag* geführt, gezeigt hatten. Gelang es der Stadt hingegen, noch andere eidgenössische Orte für ihr Bündnis zu gewinnen, oder es gar zu einem gesamteidgenössischen auszubauen, dann änderte sich ihre bedrohte Lage mit einem Schlag. Die Zeit drängte zum Versuch. Ließen sich die katholischen Mächte unter dem Patronat des Heiligen Stuhles erst einmal gegen die Türken zusammenspannen, und hatte diese Politik dort

[1] s. nr 867 867 [2].
[2] s. nr 873.
[3] s. nr 873 [1].
[4] s. ebd. und nr 887.

Erfolg, dann lag es doch nahe, daß sich die Koalition gegen die Protestanten wandte. Dann aber kam der Feind an den Toren Italiens zweifellos zuerst an die Reihe. Gerüchte von solchen Plänen schwirrten durch die Luft, und Genf witterte hinter jeder Truppenbewegung in Savoyen, Piemont, Mailand oder Burgund unmittelbare Kriegsgefahr. Es war keine Zeit zu verlieren.

Schon Frühjahr 1571 stellte Genf durch Vermittlung Berns ein Gesuch um Aufnahme in den Schutz der Eidgenossenschaft. Vorderhand blieb es dahingestellt, ob ein eigentliches Bündnis oder bloß eine Aufnahme als verbündeter oder zugewandter Ort in Betracht käme [1]. Ein Genfer Gesandter brachte das Gesuch zunächst in Bern vor. Bern war sofort bereit, die Stadt, « Schlüssel und Bollwerk für die Eidgenossenschaft », in Bündnis und Zugewandtschaft mit einigen oder mit allen Orten aufzunehmen [2] und stellte der Genfergesandtschaft eine entsprechende Erklärung aus [3]. Der Unterstützung Berns sicher, zog die Gesandtschaft ihr Begehren vor die gemeineidgenössische Märztagsatzung in Baden. Das Bündnisgesuch war an alle Orte, katholische und protestantische, gerichtet [4]. Es wurde in den Abschied genommen. Kenner der Strömungen in den katholischen Orten sahen voraus, daß sich diese nicht so rasch entschließen würden, die Stadt, « diese Zufluchtsstätte aller Aufrührer der katholischen Kirche » unter ihren Schutz zu nehmen. Auch arbeiteten die Gesandten des Herzogs von Savoyen mit allen Kräften gegen die Genfer. Geschickt suchten sie, ihr Vorhaben durch eigene Bündnisangebote an alle eidgenössischen Orte zu sabotieren [5]. Genf gab das Spiel aber nicht so leicht verloren.

Zur Betreibung der Angelegenheit ritten die Genfer Boten von Baden in die Orte [6]. Es zeigte sich aber tatsächlich sofort, daß vor allem *die Waldstätte* und auch *Zug* nicht geneigt waren, auf ihren Wunsch einzutreten. Hingegen befürchteten diese, und wie es sich bald zeigte, nicht mit Unrecht, Freiburg und Solothurn könnten sich hierin von ihnen sondern. Nach der Johannistagsatzung baten nun *Uri* und *Schwyz* den Vorort *Luzern* in separaten Schreiben, die beiden Städte vor Extratouren abzumahnen [7].

[1] Über die Form des nachgesuchten Schutzes war man, wie es sich aus den Akten ergibt, lange nicht im klaren. Vielleicht war das Gesuch absichtlich undeutlich gehalten, damit man sich jederzeit den Umständen anpassen konnte.
[2] nr 882. [3] nr 886.
[4] s. ebd. und die dort angeführte Literatur.
[5] s. nr 886 887 892. [6] s. nr 890 892. [7] s. nr 893.

Die Genferfrage deckte in Baden zunächst das Spiel der ausländischen Mächte auf. *Savoyen* stellte sich auf den Standpunkt, die mit ihm verbündeten eidgenössischen Orte wären vertragsbrüchig, wenn sie Genf in ihren Schutz nähmen, da doch das Bündnis beiden Teilen verwehre, Untertanen des andern Teiles gegen dessen Willen zu schützen. Die Genfer verwahrten sich natürlich, Untertanen oder auch bloß obbligati des Herzogs zu sein. *Frankreich* trat bereits jetzt offen auf Seiten Genfs. Sein Gesandter machte geltend, es wäre gegen die Interessen Frankreichs, wenn Genf in die Hände Spaniens oder Savoyens oder eines andern Fürsten fiele. Damit hatten einmal die an Genf zunächst interessierten auswärtigen Mächte ihren Standpunkt deutlich bezogen. Sachlich erreichte Genf nichts mehr, als an der Märztagsatzung [1]. Die *V Orte* vor allem waren Genf nicht geneigt. Anfangs August einigten sie sich, die Stadt weder in Bündnis noch in Schutz zu nehmen. Sie waren auch entschlossen, ihren Standpunkt Savoyen mitzuteilen und an der nächsten Tagsatzung öffentlich bekannt zu geben [2].

Auf der vom 4. auf den 30. September verschobenen Badener Tagsatzung erschienen die Genfer Boten neuerdings. Mit den Gepflogenheiten auf dem diplomatischen Parkett in eidgenössischen Landen wohl vertraut, erteilten sie diesmal auch der klingenden Münze das Wort. Die V Orte gaben trotzdem ihren ablehnenden Standpunkt bekannt. Die Tagsatzung sicherte Genf weiter gute Nachbarschaft zu, im übrigen war die Angelegenheit negativ entschieden. Statt des nachgesuchten Schutzes durch die Eidgenossen mußte Genf nun — diese Wendung kam wohl unerwartet — da *Emanuel Philibert* seine Rechte auf die Stadt geltend machte, unter Vermittlung Berns einen direkten Ausgleich mit Savoyen in Bern in Kauf nehmen. Dieser Weg, den der herzogliche Gesandte als aussichtslos beurteilte [3], schob die Sache jedenfalls auf die lange Bank. Faktisch war dies wohl ein Erfolg Savoyens, das die Zeit eher in sein Spiel einbauen konnte, während Genf, stets unter dem Damoklesschwert zitternd, ja gerade auf eine rasche Beseitigung der Gefahr dringen mußte. In einem eigenhändig unterzeichneten Schreiben dankte Emanuel Philibert den V Orten für die Ablehnung des Genfer Antrages [4].

[1] Der Antrag wurde wieder in den Abschied genommen, s. nr 895.
[2] s. nr 896. [3] s. nr 902.
[4] nr 906. Zur Ablehnung durch die V Orte s. auch nr 913.

Es war offensichtlich ein Waffenstillstand, kein Friedensschluß. Die beiden Partner ließen die Ruhezeit nicht unbenützt verstreichen. *Der Herzog* führte die *Verhandlungen* zur Beilegung seiner Differenzen mit *Freiburg* weiter. Gelang ihm ein Vergleich mit Freiburg, dann hatte dieses auch keinen Grund mehr, sich auf die Seite Genfs gegen Savoyen zu schlagen. Freiburg selber konnte die Beilegung seiner Streitigkeiten mit dem Herzog, die ihm allein den Beitritt zum savoyischen Bündnis verunmöglichten und es im Sonderfall Genf vom katholischen Lager trennten, nur begrüßen. Nur war die Stadt nicht bereit, auf ihre savoyischen Eroberungen zu verzichten [1]. Da die Verhandlungen vorläufig zu keinem Ergebnis führten, blieb die Lage innerhalb der eidgenössischen Orte die gleiche, und Genf konnte doch noch hoffen, ans Ziel zu gelangen.

Geschickt nützte es die Lage aus. Die Bestrebungen beider Städte ergänzten sich aufs glücklichste. Freiburg dienten in seinen Verhandlungen mit Savoyen die Werbungen Genfs als Druckmittel, und Genf konnte das Zerwürfnis Freiburgs mit dem Herzog ausbeuten, um die Stadt an seinen Wagen zu spannen.

Nachdem nun eine Aufnahme in den Schutz aller Orte durch die Stellungnahme der V Orte ausgeschlossen war, beschritt Genf unverzüglich, solange Freiburg mit Savoyen noch zu keinem Abschluß gekommen war, einen andern Weg. Von Bern unterstützt, suchte die Calvinstadt, *neben Bern noch Freiburg und Solothurn* zu gewinnen. Warum es auf Freiburg zielen konnte, haben wir gesehen. Solothurn seinerseits stand unter dem Einfluß des französischen Residenten und seines Goldes.

Klugerweise schickte man — ob Genf, Frankreich oder Bern es tat, bleibt irrelevant — obwohl bei diesen Verhandlungen Bern die treibende Kraft war, das katholische Solothurn vor.

Am 1. März 1572 erließ Solothurn an Freiburg die Einladung zu einer Konferenz mit Bern in Freiburg auf den 5. März. Die Stellungnahme Solothurns ist im Einladungsschreiben unverhüllt angedeutet. Trotzdem die V Orte das Schutzgesuch Genfs abgelehnt hätten und dabei bleiben werden, müsse, wer sein Vaterland liebe, doch bedenken, was der Verlust dieses « Passes und Landschlüssels » für die Eidgenossenschaft und — für Solothurn sehr bezeichnend! — für den König von Frankreich bedeute. Solothurn ist überzeugt, es könne einzig durch

[1] s. zu den Verhandlungen Sav. / Freiburg um diese Zeit nr 900 917 921.

die Eidgenossen verhütet werden, daß Genf durch Gewalt oder Verrat « an einen Tyrannischen Nagell ... gehenckt möchte werden »[1].

Nun war der Stein, der den V Orten auf Jahre hinaus so schwer zu schaffen machte, im Rollen.

Jetzt glaubte Genf die Zeit für gekommen, direkt in die Verhandlungen mit Freiburg einzugreifen. Mitte März sprach eine Gesandtschaft in der Saanestadt vor, um dem Großen Rat klarzumachen, um was es eigentlich gehe. Darauf berieten der Freiburger Große und Kleine Rat die Angelegenheit. Man war sich durchaus bewußt, daß es zunächst darauf ankomme, was der Bundesvertrag mit den VIII Alten Orten zu einer Verbündung mit Genf sage. Die Herren waren der Ansicht, es sei Freiburg und Solothurn durch ihren Bundesvertrag verwehrt, sich mit Fürsten oder fremden Städten ohne Wissen der VIII Orte oder ihrer Mehrheit zu verbünden. Dazu komme, daß Freiburg mit Savoyen unbeglichene Forderungen habe. Überdies unterhielten die beiden Städte wegen der Religion gute Beziehungen zu den V Orten, zum Papst, zum König von Spanien und zum Herzog von Savoyen. Abschließend sprach sich Freiburg dahin aus, die beiden Städte müßten das Einverständnis der VIII Alten Orte und insbesondere der V Orte, mit welchen sie der Religion wegen enge verbündet seien, einholen[2]. Diese Stellungnahme wurde *Bern* und *Solothurn* überbracht. Die Folge waren neue Verhandlungen unter den drei Städten, die zunächst keine Änderung der Lage mit sich brachten[3]. Auf ihrer Konferenz in Solothurn vom 24. März einigten sie sich dahin, den Genferhandel in Baden auf der nächsten Tagsatzung zur Sprache zu bringen und den formellen Antrag zu stellen, die Stadt in ein Schutzbündnis aufzunehmen. Parallel damit liefen Vorstöße des Agenten Savoyens, *Herrn von Rolls*, bei den V Orten. Auf die in Luzern anfangs Mai in Aussicht genommene Tagsatzung der VII katholischen Orte zur Besprechung der Genferangelegenheit wurde beiderseits emsig vorgearbeitet.

Nidwalden lehnte jedes Bündnis mit Genf schon Mitte April unmißverständlich ab[4]. Andererseits drängte Solothurn unmittelbar vor der Tagsatzung das hinhaltende Freiburg zu einem Entschluß.

Auf der Luzerner Tagsatzung vom 6. Mai verstanden sich die beiden Weststädte nicht zu einer eindeutigen Ablehnung der Rhonestadt. Man versprach ausweichend, sich « in Glaubenssachen » von den

[1] nr 913.
[2] nr 917.
[3] s. nr 930.
[4] nr 920 [2].

V Orten nicht zu sondern, ohne aber zu präzisieren, wie man sich in der Genferfrage stellen wolle [1].

Die V Orte sahen es für angezeigt, sie daraufhin durch eine eigene Gesandtschaft nochmals abzumahnen. Die beiden Gesandten, *Ludwig Pfyffer* und Landammann *Kaspar Abyberg*, fanden *Freiburg*, obwohl auch dort die Meinungen geteilt waren und prominenteste Persönlichkeiten sich eifrig für das Bündnis mit Genf verwendeten [2], geneigt, sich von den V Orten nicht zu sondern [3], während *Solothurn* ohne die Vorstellungen der Gesandtschaft daran gewesen wäre, ins Genfer Lager abzuschwenken [4].

Unterdessen hatte Genf, im Einverständnis mit Bern, versucht, das *Wallis* zu sich herüberzuziehen [5]. Auf die Kunde davon ordneten *Uri* und *Nidwalden* im Namen der V Orte eine Gesandtschaft dorthin ab, um das Spiel der Genfer zu paralysieren [5].

Es zeigte sich in der Folge, daß Freiburg sich durch die V örtische Gesandtschaft tatsächlich umstimmen ließ. War es bisher dem Drängen Solothurns und Berns, wenn auch nur zögernd und widerwillig gefolgt, so distanzierte es sich jetzt unmißverständlich von Genf. In einem Schreiben an Bern und Solothurn vor der Badener Juni-Tagsatzung zog es sein Einverständnis mit dem auf der Solothurner Konferenz gefaßten Beschluß, in Baden die Aufnahme Genfs in den Schutz der Eidgenossenschaft zu beantragen, zurück [6].

In Baden scheint der Genferhandel daraufhin tatsächlich nicht zur Sprache gekommen zu sein [7]. Offenbar wurden aber die beiden katholischen Städte von den V Orten über ihre Stellungnahme separat interpelliert. Freiburg gab ihnen eine durchaus befriedigende Antwort. Es erklärte, aus Gründen guter Nachbarschaft und « aus vielen Ursachen » einigemal in der Genferfrage unterhandelt zu haben. Es sei aber niemals gewillt gewesen, ohne « Wissen und Vorfrag » der V Orte sich zu entscheiden, und noch weniger, sich in Glaubenssachen von ihnen zu sondern. Aus dieser Antwort ergibt sich auch deutlich, daß Freiburg die Verhandlungen mit Genf als diplomatische Druckmittel in seinen Streitigkeiten mit Savoyen verwendete [8]. Die V Orte verdankten Freiburg seine Antwort in einem nachträglichen Schreiben vom 16. Juli.

[1] s. nr 924 [1] 924 [2].
[2] s. nr 924.
[3] s. nr 926.
[4] nr 924.
[5] s. nr 925 f. 927. Als Gesandte gingen Zumbrunnen und Lussy (s. nr 925 [3]).
[6] nr 930.
[7] s. nr 930 [3].
[8] nr 931 [3].

Es hätte, drückten sie sich aus, ihnen nichts Lieberes und Fröhlicheres begegnen können [1]. Auch an das schwankendere Solothurn ging ein Mahn- und Bittschreiben ähnlicher Art ab [2].

So standen die Verhandlungen, als ein Ereignis der großen Politik für den Augenblick den Bündnisbestrebungen Genfs den Wind aus den Segeln wehte. In der Nacht vom 23. auf den 24. September 1572 fand in Frankreich die *Pariserbluthochzeit statt.* Ihre Auswirkungen, zunächst in Frankreich, dann aber auch im Ausland, waren, in einer Zeit, da die konfessionellen Belange allen anderen vorgingen, ungeheuer. Naturgemäß war der Wellenschlag in der mit Frankreich aufs engste und vielseitig verbundenen Eidgenossenschaft am stärksten spürbar [3]. Wie wirkte sich nun die Bartholomäusnacht auf die Genferfrage aus ?

Ein Strom französischer Flüchtlinge ergoß sich in die Grenzstadt. Die hugenottischen fuorusciti zählten nach Tausenden, darunter Persönlichkeiten von Rang. Für Genf begann eine aufgeregte Zeit : Der König von Frankreich schickte einen eigenen Gesandten in die Stadt, ließ vor einer Unterstützung der « Aufständischen » warnen und verlangte ihre Auslieferung. Trotz der sofort verlangten Antwort, berieten sich die Genfer mit Bern und baten um Schutztruppen [4]. Das um Schutz angerufene Bern alarmierte die protestantischen Orte, worauf sich auch die katholischen zur Besprechung gegenseitiger Hilfe versammelten [5]. Das gegenseitige Mißtrauen wuchs in gefährlicher Weise ; schon wurden beiderseits Truppen gemustert und Hauptleute ernannt [6]. Wilde Gerüchte schwirrten durch die Luft. Man behauptete, in Bern weilten 30 000 geflüchtete Hugenotten. Der *Papst*, der *Kaiser*, *Spanien* und der *Herzog von Savoyen* hätten sich verbündet, um die Reformierten mit Stumpf und Stiel auszurotten [7]. Auf der andern Seite trat der *Pfalzgraf* energisch für Genf ein. Mit Eilboten forderte er *Zürich*, *Bern*, *Basel* und *Schaffhausen* auf, ein wachsames Auge auf Genf zu haben, da der französische Aufruhr sich gegen Genf kehren könnte. Die Protestanten in der Schweiz setzten ihre Hoffnung auf *die deutschen Fürsten*, die sich an Frankreich für das Verbrechen rächen würden, wenn der König sich nicht rechtfertigen könne, und warteten auf ein

[1] nr 931, s. auch nr 932.
[2] s. nr 931 [1].
[3] Vgl. darüber unsere Akten passim, bes. nr 934 946.
[4] nr 934 936.
[5] s. nr 936 937 942 und dortige Hinweise.
[6] nr 937 942 950.
[7] nr 954.

Gottesgericht [1]. *Graf Hannibal von Hohenems* wußte dem Ritter *Roll* von sicheren Bündnisplänen unter den protestantischen Fürsten und Städten des Reiches zu erzählen und war der Ansicht, die reformierten Schweizerkantone würden zum Beitritt aufgefordert [2]. Die katholischen Kantone suchten Besprechungen mit *Spanien* aufzunehmen [3]. Gerade in der kritischen Zeit ging die *Obedienzgesandtschaft* der V Orte unter Führung *Lussys* nach Rom ab. Wenn die Huldigungsadresse auch nichts von einem formellen Hilfegesuch an den Papst enthielt [4], so baten die Orte Gregor XIII. doch privat um Hilfe in einem allfälligen Krieg gegen die Reformierten [5]. Jedenfalls mußte die Gesandtschaft an sich unter den obwaltenden Umständen als politische Demonstration gewertet werden. Den gleichen Zweck erfüllte zweifellos auch die dem diplomatisch gewandten *Roll* vom Heiligen Stuhl in Aussicht gestellte Oberstenstelle im päpstlichen Dienst [6]. Vor allem ließ der allerchristlichste König, sehr viel entscheidender als die vielen Worte, mit denen *Bellièvre* in Baden die Ereignisse zu rechtfertigen suchte [7], gerade jetzt das Bündnis mit den Eidgenossen spielen. Des Königs Truppengesuch um 6000 Mann [8], zunächst ein diplomatischer Schachzug [9], hielt die Eidgenossen von einem gemeinsamen Vorgehen gegen Frankreich wegen der hugenottischen Wirren ab.

Da nun Genf durch die jüngsten Ereignisse sich den bisher immer genossenen Schutz Frankreichs für den Augenblick verscherzte und überdies die katholischen Orte geschlossen gegen sich haben mußte [10], da andererseits unter diesen Umständen nicht einmal Bern wagte, die Stadt offen zu unterstützen [11], verstehen wir, daß die Bündnisverhandlungen der Stadt mit den eidgenössischen Orten längere Zeit ruhten.

Die Ereignisse in Frankreich hatten aber auch gezeigt, wie prekär die Lage Genfs war. Gerade sie hatten die Calvin-Stadt in ihrem Bedürfnis nach endgültiger Sicherung nur stärken können.

Kaum waren darum die Gemüter in der Eidgenossenschaft einiger-

[1] nr 937, s. auch nr 950.
[2] nr 942.
[3] nr 942.
[4] s. nr 938 941.
[5] s. nr 952 [2].
[6] nr 940.
[7] s. nr 947 948 950.
[8] nr 136 937.
[9] s. nr 954 958 963, was auch daraus ersichtlich ist, daß die Aushebung so lange auf sich warten ließ.
[10] In Freiburg fand die Bluthochzeit sogar im Ratsmanual ihren Niederschlag, s. nr 946 [4].
[11] Es lehnte den Hilferuf um bewaffneten Schutz vorläufig ab, s. nr 936, dann aber auch nr 955.

maßen beruhigt [1], als Genf die erste Gelegenheit ergriff, um die durch die Bartholomäusnacht unterbrochenen Besprechungen wieder aufzunehmen. Der Kampf entbrannte in voller Schärfe wieder und trieb jenem Höhepunkte zu, der die dritte Nunziatur Volpes verursachte.

Am 3. Februar 1573 übermittelte Giannantonio Volpe den V Orten *das päpstliche Breve* vom 19. Januar, in dem Gregor ihnen seine Hilfe für einen allfälligen Glaubenskrieg zusicherte [2]. In seinem Begleitschreiben rühmte er ihre Glaubenstreue mit warmen Worten. Dabei kam er auch auf die Bündnisgesuche Genfs zu sprechen und sagte, er habe vielen, und namentlich dem Heiligen Vater, von sich aus, auf Grund seiner Kenntnis ihrer Anhänglichkeit an den Glauben und an die Kirche, versichert, eine Aufnahme Genfs in ihre Freundschaft und ihren Schutz, oder gar in ein Bündnis, komme für sie niemals in Frage. Er wisse, daß sie zur Ablehnung eines solchen Bündnisses keiner Abmahnung bedürften, da sie ja wüßten, daß Genf umstürzlerisch und religionsfeindlich — religionis perturbatores — sei und Aufrührern Unterschlupf gewähre [3]. Des Comascher Bischofs Schreiben traf zufällig im richtigen Augenblick ein. Gerade in diesen Tagen wurde die Genferfrage wieder aufgerollt. Der Vorstoß ließ sich umso aussichtsreicher an, als er, neben dem Schritt Genfs bei Bern, von den beiden katholischen Ständen im Westen ausgelöst wurde.

Anfangs Februar baten *Freiburg* und *Solothurn* den Vorort Luzern um die Ansetzung einer Konferenz der VII Orte zur Besprechung der Genferfrage [4]. Genf seinerseits wurde in Bern vorstellig und bat um eine bernische Besatzung zum Schutz der Stadt [5].

Was war geschehen ? Auf der Konferenz der VII Orte vom 2. März in Luzern [6] wurde bekannt, daß der Herzog von Savoyen eine Gesandtschaft nach Frankreich abgeordnet habe, um dem König zur Kenntnis zu bringen, er wolle « fare l'impresa di Ginevra ». Sollte der König damit nicht einverstanden sein, so möge er die Stadt für Frankreich erobern. Der Konferenz sollte sogar die Originalinstruktion für die Gesandtschaft des Herzogs nach Frankreich vorgelegen haben [7]. Es

[1] Ende Dezember meldete Roll nach Florenz, Katholiken und Protestanten, die eine zeitlang wegen der Religion gespannte Verhältnisse hatten, hätten sich nun ausgesprochen und seien übereingekommen, die Bündnisse in allem zu halten (nr 948).

[2] nr 952. [3] nr 952. [4] nr 953. [5] nr 955.

[6] s. dazu nr 956 und Anm. 2.

[7] s. nr 958, Roll Herzog von Florenz, Mailand, 10. März 1573.

zirkulierten ferner Gerüchte, es sei zwischen Frankreich und Savoyen tatsächlich ein Tauschvertrag für gewisse Ortschaften und Ländereien zustande gekommen [1]. Hinter dem Ganzen stand Frankreich, dessen Gesandter Mitte Februar schon seinem Herrn depeschierte, der Herzog von Savoyen sei nahe daran, sich der Stadt Genf zu bemächtigen [2]. Frankreich verfolgte mit diesem Manöver, wie der savoyische Gesandte in der Eidgenossenschaft und Roll glaubten [3], die doppelte Absicht, den Herzog durch die ausgestreuten Gerüchte in der Eidgenossenschaft verhaßt zu machen und die Orte für den Schutz Genfs zu gewinnen. Einen objektiven Rückhalt hatten die Gerüchte und die Aufregung Genfs in den spanischen Truppenbewegungen aus dem Mailändischen nach den Niederlanden, die einen Überfall befürchten ließen, dies umso mehr, als der gerade zugefrorene Genfersee einen Angriff begünstigte [4]. Auch vernahm man in Solothurn (via Frankreich natürlich !), Spanien hätte die Stadt *Besançon* befestigen lassen und mit Proviant aus dem Piemont versehen [5].

Die neuen Verhandlungen wurden von den Befürwortern des Bündnisses äußerst geschickt aufgezogen. In den Vordergrund stellten sie gesamteidgenössische Interessen. Zunächst würde die Verbindung mit Frankreich unterbunden, wenn Genf in die Hände eines fremden Potentaten fiele [5], was nicht nur dem bernischen Grenzgebiet, sondern der gesamten Eidgenossenschaft zum Unheil wäre [6].

Da schon aus den früheren Verhandlungen die beiden katholischen Westkantone voraussehen mußten, daß die V Orte die alten religiösen Bedenken geltend machen würden, suchten sie, diese von vornherein auszuschalten. Sehr ausführlich bringt der Solothurner Bote die religiöse Seite der Angelegenheit in Luzern zur Sprache. Die Herren gönnten der Stadt Genf die seit langem verdiente Strafe, wenn es ohne Schaden der Eidgenossenschaft geschehen könnte. Sie hätten nie beabsichtigt, jenen Glauben zu fördern oder zu schützen ; nur seien sie der Meinung, dieses Bündnis sei « mehr eine Schickung und Ordnung Gottes, denn ein unwillig Ding », denn durch das Bündnis ließe sich Genf eher für den katholischen Glauben zurückgewinnen. Obwohl Solothurn « ein treffenlichen grüwel und schüchen ab dero von Genf Glauben » trage, so habe man doch gedacht, daß ... « sie sich mit der Zeit wiederum

[1] nr 954.
[2] nr 955 [1].
[3] s. nr 154 158.
[4] nr 955 ; zum Durchzug der spanischen Truppen s. nr 969.
[5] nr 953 956.
[6] nr 955.

bekehren werden von ihrem schweren Fall und von ihrer Blindheit aufstehen werden »[1].

Die Konferenz zu Luzern nahm den Antrag der beiden Städte in den Abschied und erbat von den beteiligten Orten eine schriftliche Antwort darauf an den Vorort.

In Anbetracht der Wichtigkeit der Sache ließ sich ein schleppender Gang der Verhandlungen voraussehen. Während *Zug* am 10. März Luzern mitteilte, die Herren blieben bei dem, was ihr Bote an der Konferenz gesagt habe[2], zeigte *Uri*, das sich später am entschiedensten gegen Genf stellte, mit aller Kraft unbeirrt gegen das Gesuch arbeitete und ein Hauptverdienst für seine endliche Ablehnung beanspruchen darf, dem Vorort tags darauf kurz an, die Sache werde am Osterdienstag (den 24. März) vor den geschlossenen Landrat kommen[3].

Die Stellungnahme der andern Orte zum Luzerner Abschied kennen wir nicht direkt. Ohne Zweifel waren sie aber gesamthaft für den Schutz, oder gar ein Bündnis mit Genf, nicht zu haben.

So kam denn Genf, von Bern unterstützt und von Solothurn sekundiert, auf den Gedanken einer Verbindung mit Bern, Freiburg und Solothurn allein zurück. Am 14. April sprach Schultheiß *Beat Ludwig von Mülinen* im Namen Berns in Freiburg vor. Bezugnehmend auf die seinerzeitigen Besprechungen, weist der Berner Bote die Stadt auf die Vorteile, die den drei Städten aus einem Bündnis, einem Burgrecht oder « Verstand » mit Genf erwüchsen, hin ; fiele Genf in die Gewalt eines fremden Fürsten, so hätten alle drei den Feind vor ihren Toren und die ganze Eidgenossenschaft wäre bedroht. Nun liefen gerade Bestrebungen, Genf nicht mit Gewalt, sondern durch List zu überrumpeln. Man garantiere der Stadt alle ihre Freiheiten und ihren Glauben. Es komme den Feinden eben nur darauf an, Genf den Eidgenossen und dem König von Frankreich « abzustricken ». Eindrücklich legt Bern die Lage auseinander, die entstehen müßte, wenn der Herzog von Savoyen Herr in Genf wäre. Das Haus Österreich wäre ein Monarch und Herr in der ganzen Christenheit. Das alles verhindere ein Bündnis Genfs mit der Eidgenossenschaft oder auch nur mit den drei Städten. Überdies würde man mit dem Schutze Genfs sich den König von Frankreich, dem dadurch freier Paß gesichert wäre, verpflichten. Der Vorschlag Genfs ist aus allen diesen Gründen nicht abzuweisen. Freiburg wird gebeten, sich von Bern und Solothurn nicht zu sondern[4].

[1] nr 956. [2] nr 957. [3] nr 961. [4] nr 968.

Damit waren die Verhandlungen mit aller Schärfe wieder zur Diskussion gestellt. Sechs Tage darauf, am 20. April, erschienen der Solothurner Schultheiß *Urs Wielstein* und Venner *Stephan Schwaller* in der gleichen Angelegenheit in der Saanestadt.

Bern dringe, brachten die Herren vor, auf einen Entscheid, ob man mitmachen wolle oder nicht. Nun aber sei das Verhältnis Freiburgs und Solothurns zu den V Orten vorher abzuklären. In Solothurn sei man der Meinung, es dürfe kein Ort ein Bündnis zum Schaden der Eidgenossenschaft eingehen; wäre es aber Solothurn verwehrt, ein Bündnis zum Schutz von Land und Leuten zu schließen, so wäre das gegen seine Freiheit. Die Herren schlagen also vor, von den V Örtischen eine klare Antwort zu verlangen, ob sie kraft der Bündnisartikel gegen das Bündnis mit Genf einschreiten wollen oder nicht, Ja oder Nein [1].

Aus dem Vortrag Wielsteins ersieht man ohne weiteres, daß Solothurn unzweideutig für das Bündnis mit Genf war, doch wollte man es nicht auf ein Zerwürfnis mit den V Orten ankommen lassen.

Freiburg behandelte die Anträge der beiden Städte vor dem Kleinen und dem Großen Rat und schlug einen Tag zur Abklärung der Sache vor [2]. Aus der Eile, mit der nun Solothurn vorging, ergibt sich die Bedeutung, die man dort der Sache beilegte. Auf diesen Antrag Freiburgs vom 28. April antwortete Solothurn bereits am 1. Mai, die Konferenz sei auf den Mittwoch nach Pfingsten, den 13. Mai, in Solothurn angesetzt. Bern sei davon benachrichtigt [3]. Schon am 2. und dann wieder am 5. Mai wandte sich auch Bern an Freiburg und bat die Stadt nochmals, sich von den beiden Städten nicht zu sondern. Freiburg stand offenbar unter schwerem Druck [4].

Die Konferenz, auf den Wunsch Berns war sie verschoben worden, fand am 18. Mai in Solothurn statt. Gesandte Freiburgs waren Schultheiß *Ludwig von Affry* und Ratsherr *Franz Rudella* [5].

Solothurn hatte vor der Tagung versucht, die Stellungnahme der V Orte zum beabsichtigten Bündnis zu erfahren. In einem Schreiben vom 9. Mai [6], das an die einzelnen Orte gerichtet war, bat die Stadt ihre Bundesgenossen um eine möglichst rasche Antwort auf die ihnen auf der März-Konferenz in Luzern vorgelegte Frage, ob die Stadt das Bündnis mit Genf eingehen dürfe oder nicht. Man möge bedenken,

[1] nr 970. [2] s. nr 970 [4]. [3] s. nr 972.
[4] nr 973 973 [2]. [5] s. nr 973 [2]. [6] nr 974.

das Bündnis sei für die ganze Eidgenossenschaft von Vorteil, für Solothurn aber zur Erhaltung seiner Städte, Landschaften und Untertanen nötig. Die V Orte mögen nicht glauben, Solothurn wolle den Genfern helfen oder ihren « ungerühmten » Glauben schützen. Es gehe im Gegenteil um das Wohl des lieben Vaterlandes. Die Herren von Solothurn konnten es sich nicht versagen, darauf hinzuweisen, man habe auch bisher schon Bündnisse, die sich ebenfalls weit erstreckt hätten, geschlossen, wenn auch ohne der V Orte « Fortzug und Vorwissen ».

War schon dieser Hinweis Solothurns taktisch ein unglücklicher Zug, so begaben sich die Herren erst recht auf ein gefährliches Glatteis, indem sie den « etwas ungewöhnlichen Aufbruch eidgenössischer Knechte ohne Ordnung gemeiner Orte und gegen den bisher geübten Brauch » in die Diskussion hereinzogen. Mit diesem wenn auch leisen Tadel des Ende März erfolgten *Aufbruches unter Lussy* [1], hatten sie namentlich die zunächst daran beteiligten III Orte derart vor den Kopf gestoßen, daß der Schaden nicht so leicht wieder gutzumachen war. Unglücklich war auch der Schlußpassus des Briefes, die V Orte möchten so antworten, daß man sehe, die Sicherheit der solothurnischen Städte, Landschaften und Untertanen liege ihnen ebenso am Herzen wie Habe, Wohlstand, Ruhe und Förderung gemeiner Eidgenossenschaft. Bei der Empfindlichkeit der Urkantone auf ihre Ehre, die es sich kaum gefallen ließen, von den spätgeborenen Verbündeten Belehrung oder auch nur wohlgemeinte Ratschläge entgegenzunehmen, war eine solche Bemerkung alles andere als eine diplomatische Finesse.

Wie vorauszusehen war, scheiterte Solothurns Versuch, die V Orte einzeln in der Genferfrage festzulegen [2]. Aber auch die Konferenz der drei Städte hatte kein Ergebnis. Freiburg, das sie mehr zur Abklärung der Lage gefordert hatte, lag es zunächst daran zu erfahren, unter welchen Bedingungen das Bündnis zustande kommen sollte, und namentlich, ob es bloß mit den drei Städten oder auch noch mit anderen Orten beabsichtigt sei [3]. Auf diese Frage Freiburgs antworteten die beiden andern Städte « weder mit Mund noch mit Geschrift », während sie von ihm eine klare Antwort verlangten, ob es das Bündnis annehme oder nicht, Ja oder Nein. Darauf drang Bern bei Freiburg nach der Konferenz nochmals durch ein eigenes Schreiben [4], während die Stadt

[1] s. dazu nr 964 und dortige Hinweise.
[2] Auf sein Schreiben reagierte offenbar niemand (vgl. nr 994).
[3] s. nr 980. [4] nr 997.

Genf Freiburgs Bedenken wegen der Religion durch eine Gesandtschaft zu zerstreuen suchte.

Freiburg möge erwägen, so lauteten die Argumente Genfs, daß auch Genf « einen Gott, einen Heiland Christus, eine Taufe, eine heilige biblische Geschrift und ein ewiges Leben » bekenne. Die Genfer seien nicht minder Christen als andere Eid- und Bundesgenossen und als Freiburgs eigene Untertanen von Murten. Man möge sich nicht durch Neid und Widerwärtigkeit, welche die gemeinen Feinde der löblichen Eidgenossenschaft seien, abhalten lassen, miteinander ein treues Auf- und Vorsehen zu haben in allem, was den gemeinen Schaden und Untergang vermeiden und den gemeinen Nutzen fördern und erhalten lasse [1].

Auf das Drängen Berns und Genfs schlug Freiburg neuerdings eine Tagung der drei Städte vor, um die Lage im Sinne seiner bereits in Solothurn gestellten Frage abzuklären [2]. Sehr klug war es, daß die Stadt vor der gemeinsamen Konferenz mit Bern und Solothurn die religiöse Seite des Bündnisses mit Solothurn allein besprechen wollte [3].

Die Konferenz der beiden Städte, anfangs Juli [4], verlief ergebnislos. Freiburg fürchtete, das Bündnis mit Genf könnte für die beiden Städte nachträglich schlimme Folgen haben, und suchte Zeit zu gewinnen [5]. Ende September wurde die Angelegenheit zwischen Freiburg und Solothurn auf einer Konferenz in Freiburg nochmals besprochen [6]. Auch diese Aussprache führte zu keinem andern Resultat [7].

Nun aber zog Solothurn wieder Bern, das unter dem 8. Oktober in Freiburg Vorschläge einreichte, zu den Besprechungen bei. Auch sollte die neue Konferenz, unter dem Vorwand, Schultheiß von Mülinen sei wegen einer Schenkelverletzung an einer Reise verhindert, in Bern stattfinden [8].

Gingen Bern und Solothurn wieder gemeinsam vor, konnte die Lage für Freiburg gefährlich werden.

Unterdessen aber hatten die V Orte, auf das Drängen der III Waldstätte und von Solothurn angerufen, sich mit der Frage befaßt. Schon Ende Juni war *Uri*, das in allen kommenden Verhandlungen die treibende Kraft blieb, gewillt, die Genferfrage anläßlich der Badener Tagsatzung im Kreise der V Orte zu besprechen, um Freiburg und Solothurn ihre

[1] nr 979. [2] s. nr 980. [3] s. nr 981.
[4] s. nr 986 998 [1]. [5] s. nr 998 [1]. [6] s. nr 998 999.
[7] Freiburg wünschte eine neue Konferenz (s. nr 999).
[8] nr 999 999 [2].

gemeinsame Antwort mitzuteilen. Besser noch wäre nach seiner Auffassung, eine V örtische Gesandtschaft an die beiden Städte abzuordnen, womit sich eine Antwort in Baden erübrigte [1].

In Baden kam nun aber die Bündnisfrage, zur Überraschung Uris, dessen Boten wirklich beauftragt waren, den beiden Städten mit den Boten der IV andern katholischen Orte gemeinschaftlich zu antworten, gar nicht zur Sprache. Daß weder Freiburg noch Solothurn eine Antwort verlangten, verwunderte besonders darum, weil unmittelbar vor der Tagsatzung Solothurn durch Schreiben an die einzelnen Orte bei ihnen um eine Antwort nachgesucht hatte [2].

Uri war sich der Wichtigkeit der Sache bewußt und wollte keine Zeit verlieren. So *drängte* es die *IV Orte* unmittelbar nach der Badener Tagsatzung zu einer V örtischen Konferenz, die eine Gesandtschaft an die beiden Städte beschließen sollte. Die Gesandtschaft war nicht zuletzt als Rückenstärkung für das Volk in den beiden Kantonen gedacht, das, wie man hörte, gegen das Bündnis sei, besonders in Freiburg, während einige Herren es betrieben [3]. Das energische Vorgehen Uris und der III Länder überhaupt erklärt sich zunächst aus der Tatsache, daß man um die Unterstützung des Bündnisses durch Frankreich wußte [4], und dann auch daraus, daß die Urkantone wegen des *Lussy'schen Aufbruches nach Venedig*, der einen ebenfalls von Frankreich geschürten Sturm gegen sie hervorrief, in einer gereizten Kampfstimmung waren. Frankreichs Proteste gegen die Waldstätte konnten um diese Zeit [5] gut als Einschüchterungsversuche zugunsten Genfs gelten. Die Waldstätte ihrerseits mußten eine Ablenkung von der Lussy-Affäre durch die Genferfrage nur begrüßen. Beide Dinge verflochten sich ineinander, wie wir es bereits oben gesehen haben. Uri und Schwyz allein, dann die III Länder zusammen, behandelten neben dem Aufbruch die Genferfrage auf ihren Konferenzen in Brunnen und Schwyz Ende Juli [6].

Es wehte ein scharfer Wind um den Vierwaldstättersee. Es wurden Stimmen laut, Luzern intriguiere in der Genferfrage, suche die III Länder zu beherrschen und sei fremden Fürsten verpflichtet. Tatsächlich war der Vorort gegen ein Mahnschreiben an die beiden katho-

[1] nr 983.
[2] s. nr 984.
[3] nr 984 987.
[4] s. nr 982.
[5] s. nr 988 989.
[6] s. nr 989 [2] 991.

lischen Weststädte. Hingegen berief er die von den Urkantonen geforderte Konferenz [1] auf den 17. August nach Luzern ein [2].

Auf die Kunde von der bevorstehenden Luzerner Konferenz meldete sich *Solothurn* wieder. In einem Schreiben an die Boten der V Orte kam es auf seine Anfrage vom 9. Mai [3] zurück und bat um Antwort darauf. Diesmal ist das Schreiben sachlich und höflich gehalten [4].

Die mit Vollmachten versehenen Boten der V Orte entschuldigten sich von Luzern aus in einer Zuschrift an die beiden Städte, daß ihre Herren solange keinen Bescheid gegeben hätten. Nun aber könnten sie mitteilen, es sei den V Orten nichts angenehmer, als wenn Freiburg und Solothurn das Bündnis ablehnten und sich mit Genf überhaupt nicht einließen. Von Genf sei nichts zu erwarten als Schaden und Unruhe für den allgemeinen Bund [5].

Dieses Ergebnis der Luzerner Konferenz, an der *der französische Gesandte* vergeblich für Genf geweibelt hatte [6], war bedeutsam aus dem Grunde, weil sich nun die V Orte endgültig gemeinsam gegen das Bündnis ausgesprochen hatten. Auf diese geschlossene innere Front der V Orte mußte namentlich Freiburg Rücksicht nehmen. Wir haben gesehen, daß die Stadt nach der Luzerner Konferenz die Sache, bei der sie schon immer nur zögernd mitgemacht hatte, auf die lange Bank zu schieben bestrebt war. Auf der Konferenz der drei Städte in Bern, den 13. Oktober [7], wünschte Freiburg von Solothurn näheren Aufschluß über einzelne Bestimmungen des vorgesehenen Bündnisses, ohne sich auf bindende Abmachungen einzulassen [8]. Solothurn war zum Bündnis entschlossen und drängte Freiburg stürmisch zum Mitmachen, da es fand, die Sache könne nicht länger verschoben werden [9]. Hinter Solothurn aber standen Bern und Frankreich.

Alles kam jetzt darauf an, ob es den V Orten gelang, die beiden katholischen Städte, zum mindesten das schwankende Freiburg, vom Bündnis zurückzuhalten. Es war auch nicht ausgeschlossen, daß im Gegenteil die Städte mit Bern und Frankreich einen Weg fanden, die innere Front der V Orte zu sprengen.

Offensichtlich aber trieb die Frage einer Entscheidung entgegen.

(Schluß folgt.)

[1] s. nr 993. [2] s. nr 991. [3] s. oben S. 28.
[4] 20. August 1573 (nr 994). [5] nr 996.
[6] s. nr 997. [7] s. nr 999. [8] s. nr 1013 998 [1] 999 [2].
[9] s. nr 1013, Solothurn / Freiburg, 27. November 1573.

L'habit des chanoines du Grand-Saint-Bernard

Par le chanoine L. QUAGLIA

La bande de toile blanche que portent sur la soutane les chanoines du St-Bernard excite souvent une vive curiosité. Au temps où les touristes affluaient à l'Hospice, c'était tous les jours plusieurs fois que les chanoines entendaient ces questions : « Pourquoi portez-vous cette bande blanche ? Que signifie-t-elle ? » Quand ces questions étaient adressées à des profanes qui ne voulaient pas paraître ignorants des choses d'Eglise, elles recevaient les réponses les plus inattendues. L'un disait que cette bande faisait l'office de bretelles de brancardier que les religieux portaient toujours sur eux, étant donné qu'ils devaient souvent transporter des personnes engourdies par le froid ou épuisées de fatigue. Un autre expliquait qu'à cette bande les chanoines suspendaient un sifflet destiné à appeler les chiens. Je me rappelle l'ébahissement d'un monsignor romain qui ayant aperçu mon rochet me demanda, moitié malicieux moitié ahuri, si cette bande servait au port du revolver.

Il n'est pas surprenant que tant de personnes se trompent, car il est bien difficile de reconnaître, dans cette petite bande blanche, l'habit ecclésiastique par excellence, l'aube, qui, subissant des réductions successives, a abouti à cette minuscule bande de toile.

Outre le rochet, les chanoines du St-Bernard portaient primitivement une cape avec son capuce. Cet élément du costume a subi lui aussi des transformations jusqu'à devenir un camail de drap rouge.

Quelques notes concernant l'habit porté hors du chœur et celui des convers compléteront cette étude [1].

L'habit de chœur

Chez les chanoines, l'habit de chœur comprend toujours le surplis ou le rochet et ordinairement une cape, pelisse ou camail.

[1] Sources. Les pièces citées se trouvent aux archives de l'Hospice du St-Bernard, s'il n'y a pas d'autres indications.

Les chanoines du St-Bernard portaient la cape dès 1338 et avant. On le sait par une ordonnance qui règle la répartition des dépouilles des confrères défunts et qui attribue au prévôt la cape avec le capuce (*cloca*) et le meilleur habit [1]. Ce dernier mot désigne peut-être le surplis.

Les constitutions de Benoît XII données en 1339 à Avignon pour tout l'ordre canonial précisent que l'habit de chœur consiste dans le surplis ample à longues manches dépassant de 4 doigts l'extrémité de la main et descendant à mi-jambes, et la cape ou l'aumusse. Celle-ci doit être de peaux d'une couleur unie.

L'inventaire de 1419 [2] signale trois aumusses dans le mobilier de la sacristie de l'Hospice, où l'on en conserve encore une. Elle est faite de peaux d'écureuils (petits-gris ?) en forme de manteau sans manches et descendant jusqu'aux genoux. Elle est munie d'un capuchon qui peut se tirer sur la tête. Des cordons permettent de la retenir sur la poitrine. Cette aumusse est dans un tel état de délabrement qu'elle doit être fort ancienne ; elle date certainement d'avant 1674, année de l'introduction du camail, et elle pourrait être l'une des trois inventoriées en 1419. La piété populaire en fait le manteau de saint Bernard.

Les années 1437 et 1438 virent chacune apparaître des constitutions particulières de la prévôté. Celles de 1437 ayant soulevé de l'opposition provoquèrent une visite apostolique, qui aboutit à leur refonte en 1438 [3].

Les constitutions de 1437, au titre 29, prescrivent à tous les chanoines de revêtir des surplis honnêtes, surtout au temps des offices divins, et après les avoir déposés de porter des frocs amples et bien fermés [4].

Les constitutions de 1438, promulguées par le cardinal Jean du titre de St-Pierre aux Liens, s'inspirent largement des constitutions de Benoît XII déjà citées. Elles s'expriment ainsi, au titre 39, au sujet de l'habit religieux : « On portera les capes et les aumusses surtout à l'Hospice de la Toussaint à Pâques ; durant toute l'année à l'Hospice et dans ses alentours comme aussi dans les autres lieux où il se trouve

[1] Chapitre de 1338.

[2] Archives de l'Hospice.

[3] Chanoine Francey, *Le prieuré d'Etoy*, dans *Rev. d'hist. eccl. suisse*, 1910, p. 109 et 110.

[4] Au titre 45, ces mêmes constitutions blâment les religieux « qui tonsuras... parvas et quasi quæ non videntur portant ac si essent simplices clerici solum tonsurati, crines magnos et comam nutriunt ac si essent græci ac theutonici sæculares ».

plus de trois religieux, lieux principaux, et dans les autres lieux où il y a un nombre moindre de religieux, pour les offices divins, on mettra le surplis. » Ce qui signifie : Le port du surplis durant les offices divins est toujours prescrit. A l'Hospice et dans les principales maisons de l'ordre, on le portera même en dehors du chœur, aux alentours des édifices. L'usage des capes et des aumusses de la Toussaint à Pâques appartient surtout à l'Hospice. Cette manière de dire suggère que cet usage était ou bien une distinction et convenait surtout à l'Hospice, sans que les autres maisons soient exclues, ou bien une nécessité qui s'imposait surtout dans cette maison à cause du froid.

Le chapitre tenu le 29 août 1486 ordonne que tous les religieux claustraux revêtent leur surplis pour célébrer la messe et que ceux qui n'en ont pas s'en procurent avant le prochain chapitre [1]. Ce passage surprendra plusieurs lecteurs. Il faut se rappeler qu'à cette époque les surplis étaient presque aussi longs que des aubes et qu'ils en tenaient lieu. Mais cette prescription peut très bien s'entendre dans ce sens que les chanoines revêtaient le surplis sous l'aube pour la célébration de la sainte messe [2].

Deux ans plus tard, le chapitre revient sur le sujet des surplis ; il demande que les religieux claustraux les portent d'une manière uniforme, et avec manches selon la coutume. Ceux qui en ont d'une autre façon les modifieront avant le prochain chapitre sous peine de 3 florins d'amende. Les religieux ayant leurs surplis en règle les présentèrent au président du chapitre et furent approuvés [3].

Dès cette époque, on faisait usage de barettes. Le chapitre de 1487 interdit d'en porter avec des couleurs vives [4].

Une peinture de Giovanni Canavesio datée de 1491 [5] représente saint Bernard vêtu du surplis et de la cape et donne l'idée de l'habit des religieux du St-Bernard à cette époque. On pourrait être surpris que le saint ne soit pas représenté avec l'aumusse ; c'est que celle-ci n'était probablement pas portée par les religieux du Piémont et de Lombardie, qui auront fourni au peintre le modèle du costume.

Par contre, les tableaux de saint Bernard conservés à l'Hospice, *ex voto* et autres, et qui datent de la fin du XVI[e] siècle jusqu'aux

[1] Chapitres 1459–89, p. 131.
[2] Cf. *Ritus celebrandi Missam I.*
[3] Chapitres 1459–89, p. 138.
[4] *Ibidem*, p. 136.
[5] Reale Galleria Sabauda, Turin. Voir fig. 1.

temps modernes, le représentent invariablement avec le surplis et l'aumusse de peaux, ce qui était le costume de chœur des chanoines vivant à l'Hospice.

Jusqu'à maintenant, il n'a pas été question du rochet. La première fois qu'il en est parlé, à ma connaissance, c'est en 1674, dans la supplique adressée au nonce pour obtenir le camail. Dès lors, c'est ce mot qui est employé régulièrement pour désigner la tunique de toile portée pour les offices. Y a-t-il eu aussi changement dans la forme de ce vêtement ? C'est probable, mais à défaut de données positives, je puis seulement dire que le rochet, insigne de dignité, a supplanté le surplis comme habit de chœur, à des dates fort différentes suivant les chapitres.

L'aumusse faite en peaux, étant donnée la grande quantité de neige qui entoure l'Hospice durant la majeure partie de l'année, était humide et se détériorait rapidement. Elle coûtait cher et c'était autant d'enlevé à l'exercice de l'hospitalité. Depuis un certain nombre d'années, on l'avait abandonnée et l'on songeait à la remplacer par le camail. Le chapitre de 1672 nous apprend que des tractations étaient en cours pour l'obtention du camail. A celui de 1674, les chanoines désireux d'être revêtus d'un habit à la fois digne et peu coûteux décidèrent d'adresser une requête au nonce. Ils désignèrent deux délégués, les chanoines Antoine Marcoz, prieur de Martigny, et Panthaléon Tornieur, comme porteurs au nonce de la requête pour obtenir le camail, désigné sous les termes d'aumusse raccourcie et d'autre couleur, d'aumusse différente de celle des évêques.

Les délégués du chapitre se rendirent auprès du nonce à Einsiedeln et lui présentèrent leur requête le 15 septembre 1674. Le nonce accorda la faveur demandée : « Etant donnés les motifs allégués et la procuration pour obtenir la modification de l'aumusse que les Pères du St-Bernard ont portée jusqu'à maintenant... nous les autorisons à l'avenir de porter l'aumusse de drap de couleur rosacée, qui descendra jusqu'aux hanches *(fœmora tantum tangentem)* [1].

Sur le même document, l'évêque de Sion Adrien de Riedmatten approuve la concession faite par le nonce Odoardo Cibo au prévôt et aux chanoines du St-Bernard de l'aumusse modifiée en forme de mozette de couleur rosacée et couvrant les épaules, et il les autorise à la porter dans leurs églises pour les offices divins.

[1] Authentique aux archives de l'Hospice.

Le camail était obtenu. Chaque religieux devait se le payer, témoin ce contrat d'entrée en religion passé le 12 octobre 1687 par Louis Uselly d'Aoste qui s'engage à payer « douze pistolles d'Espagne pour la pension de l'année de noviciat et en outre de fournir le luminaire et camail [1] ». Un règlement fait vers 1740 par le chanoine Michellod, administrateur de la prévôté, demande au novice de payer deux louis pour l'habillement de chœur, qui consiste dans le camail et le rochet [2].

Cependant, par déférence pour l'ancien habit de chœur, le prévôt revêtait encore l'aumusse sur le rochet à la messe et au *Te Deum* qui se chantent au chapitre annuel. Pierre Fr. Ballalu qui relate cette coutume a noté plusieurs particularités sur l'habit de chœur. Je les transcris en partie : « Chaque religieux a en son usage particulier un ou deux rochets, qu'ils acheptent de quelqu'autre religieux ou autrement de l'argent de leur pécule ; de là vient que les rochets ne sont pas uniformes : les uns sont faits de toile grossière avec des dentelles à proportion. Les autres sont de toile fine avec des dentelles hautes soit larges d'un pied, ou demy pied, ou seulement de quelques doigts. Quelquefois le premier du chœur n'a qu'un rochet grossier à petites dentelles, et un novice profès porte en même temps un rochet des plus propres à dentelles fines et hautes d'un demy pied... Les novices non profès se servent dans le chœur du surpellis qu'ils acheptent eux-mêmes avant que de recevoir l'habit, ou l'apportent de chez leurs parents. Ils n'en ont ordinairement qu'un et lors qu'ils l'envoient blanchir, ils en demandent au sacristain, qui n'ayant point de surpellis de la sacristie leur prète des rochets... J'ay ouï dire qu'autrefois nos religieux portaient au chœur sur un surpellis une aumusse d'hermine en forme de manteau, qui descendait jusques aux cuisses comme on le voit encore dans plusieurs tableaux de notre fondateur saint Bernard de Menthon... [3] »

Vers 1740, on fit faire de nouveaux camails. Leur teinte différait de l'ancienne et provoqua une saute de jalousie. A la date du 30 mai 1740, Monseigneur l'Evêque de Sion écrivait au chanoine Michellod : « Je vous informe qu'une grave accusation est portée contre les chanoines du St-Bernard, qui de leur propre chef s'arrogent des capuces

[1] Chapitres 1686–1704, fol. 19.

[2] Chanoine E. P. Duc, *La maison du Grand-St-Bernard*, p. 234.

[3] Cf. Pierre-François Ballalu, *Relation de l'Etat du Monastère et Hôpital de Mont Joux..., achevée l'an 1709*, 1re partie, 11e chapitre, 5e article.

rouges qui n'ont été concédés qu'aux chanoines de la cathédrale de Sion et de l'abbaye de St-Maurice par privilège spécial. L'affaire a été portée au nonce par lettre anonyme dont l'original est chez moi. Je suis requis de prendre à ce sujet les informations nécessaires. C'est pour cela que je m'adresse à vous. S'il n'existe pas de privilège, faites en sorte que vos chanoines reprennent vos vieux capuces ou rochets [1]. »

Dans sa réponse, le chanoine Michellod remercie Monseigneur de lui avoir communiqué la plainte portée devant le nonce au sujet de la couleur des nouveaux camails, « laquelle est beaucoup plus conforme au privilège accordé par Mgr le nonce Cibo... qui prescrit qu'ils soient de couleur de rose (*color rosaceus*) et non pas violets, ainsi que nous portions ci-devant, parce que les teinturiers n'ont sçus donner la couleur qu'il fallait ».

Il écrivit encore au nonce. Il lui fait remarquer que l'accusation portée contre les chanoines du St-Bernard doit venir d'une personne de peu de probité puisqu'elle a gardé l'anonymat. Puis il ajoute que le nonce Cibo a accordé aux chanoines du St-Bernard le privilège de porter « le camail de couleur de rose... à la place des aumusses faits de peaux d'hermines... qui est notre primitif habit de chœur prescrit par nos constitutions. Il est vrai que les premiers étoffes qu'on a fait venir pour faire les dits camails se sont trouvés tirant sur le violet au lieu que les derniers étoffes approchent plus de la couleur des roses, qui est celle que le nonce nous a ordonné de prendre, lequel nous avait pour cet effet donné un boutton de sa sottane, qui était rouge. Je dois de plus faire remarquer à V. E. que nos camails sont bien différents de ceux des Messieurs les chanoines de Syon, comme aussi de ceux de l'abbaye de St-Maurice... Ceux des premiers sont de soie et ceux de ces derniers sont d'escarlate et les notres sont de rattine d'Hollande qui sont d'un rouge obscur (ainsi que V. E. pourra le voir dans l'échantillon ci-joint)... » Puis il demande confirmation du privilège accordé par son prédécesseur. Je n'ai pas trouvé de réponse du nonce.

Entre temps, l'évêque de Sion écrivait au chanoine Michellod qu'il avait découvert que l'auteur de la lettre anonyme n'était pas un chanoine de Sion. Il ajoutait : « Il est permis de conjecturer qu'elle est de quelque chanoine régulier probablement de St-Maurice qui l'a envoyée au nonce sous le nom de chanoine de Sion... Il n'était pas nécessaire de changer l'habit, qui ressemble davantage à la couleur épiscopale

[1] Archives de l'Hospice ainsi que les pièces suivantes.

laquelle en ces lieux est plus prisée que le rouge plus commun. Il n'est pas permis aux chanoines réguliers de porter le camail [1] hors de leurs paroisses sans la permission de l'Ordinaire. Maintenant on n'en fait aucun cas. J'entends dire en effet qu'on le porte en procession hors de ces paroisses. Quant à moi je souhaiterais que personne ne porte le camail violet afin qu'il soit plus apprécié. » Cette lettre est datée du 6 juin 1740.

Le 12 juin suivant, le chanoine Michellod répondait : « Quant à la lettre anonyme..., à Dieu ne plaise, que j'aye eus la moindre pensée de soubçonner, que quelques uns d'entre les... chanoines de Syon l'aye fait... J'avoue naïvement à V. G. qu'aussitôt qu'elle a eu la bonté de me faire consachant de la lettre anonyme... que j'ay d'abord soubçonné que ce ne pouvoit estre que quelque particulier de l'abbaye de St-Maurice, qui en a pût estre l'auteur par une certaine envie et haine qu'il aura pour nous. » Il ajoute que les teinturiers n'ont pas su trouver exactement la couleur des camails actuels, qu'on voulait d'un rouge tirant sur le violet pour les distinguer de la couleur épiscopale et de celle des chanoines de Sion.

Un chanoine du chapitre de Sion, M. Briguet, écrivait le 28 juin à M. Michellod, l'assurant encore que ce n'était pas un chanoine de Sion qui avait écrit la lettre anonyme. Puis il décrivait l'impression produite sur ses collègues par les nouveaux camails des chanoines du St-Bernard : « Quant à nos chanoines, je puis dire que je n'ai remarqué en eux aucun dédain ni mécontentement à ce sujet, hormis qu'ils firent un peu les estonnés, lors que la première fois ils virent M. le moderne prieur de Lens avec le camail rouge dans la procession du vendredi après Pâques. »

Depuis cette chaude alerte, les chanoines du St-Bernard ont pu jouir en paix de la couleur éclatante de leurs camails. Dès lors, il n'y a plus eu dans l'habit de chœur des changements notables, si ce n'est qu'au temps de Napoléon Ier, il comprenait une barette ronde et pointue, tandis que maintenant elle est identique à celle que porte couramment le clergé. Actuellement, les novices mettent le surplis pour les offices, les profès solennels ou chanoines, le rochet et le camail. M. le prévôt, le camail de soie et par-dessus la croix pectorale.

Parmi les habits religieux des différents ordres, celui qui donne le mieux l'idée de l'habit primitif des chanoines du St-Bernard est celui des Dominicains avec la soutane en laine blanche, la cape et le capuce

[1] Le texte dit *cæruleum*. Ce doit être une erreur pour *caputium*.

noirs. Il n'y a là rien de surprenant puisque les Dominicains sont une branche de l'ordre canonial et qu'ils en ont conservé l'habit. Il faut convenir que celui-ci, par ses couleurs, son ampleur, sa dignité et sa simplicité à la fois, est parmi les plus beaux. Le saint Bernard de 1491 est encore dans la ligne de ce que dut être notre habit autrefois et est bien propre à nous le faire regretter. (Voir fig. 1.)

Habit porté hors du chœur

Durant les premiers temps d'existence de la prévôté du Grand-St-Bernard, il n'y eut pas une grande différence entre l'habit porté au chœur et hors du chœur, si la pratique a correspondu à la législation. Benoît XII, en effet, dans ses constitutions de 1339, destinées à réformer tout l'ordre des chanoines, permet de porter en voyage un surplis moins ample qu'au chœur et, par-dessus, une cape ou un grand manteau.

Cependant cet usage a été abandonné assez tôt, puisqu'un siècle plus tard, les constitutions rédigées à l'intention de la prévôté disent que les surplis sont déposés après les offices et que les chanoines doivent alors revêtir des frocs amples et bien fermés. Ces mêmes constitutions prescrivaient encore que les habits soient honnêtes, ni trop longs ni trop courts, bruns, noirs, ou tirant sur le noir ; que les capuces, s'il arrive qu'on les porte, soient ceux que l'on est accoutumé de mettre avec les capes (*cum chocis*) et de même couleur. Pour l'ascension et la descente de la montagne, on mettra les habits nécessaires.

Il n'était pas superflu de rappeler les chanoines à la simplicité du vêtement, car d'étranges abus s'étaient introduits. Les constitutions doivent interdire de porter des ceintures et couteaux d'argent, des glaives, des gibecières, des bourses et des poches extérieures de toutes sortes, des fourrures composées des ventres et des dos de différents écureuils [1].

Les religieux aimaient aussi à arborer des couleurs vives, au point que le chapitre de 1487 les interdit soit sur les barettes, soit sur tout autre vêtement [2].

[1] Constitutions de 1437, tit. 29 et de 1438, tit. 39. Les constitutions de 1437, tit. 44, relèvent encore d'autres abus : « Aliqui religiosi suæ salutis immemores... non verentur disploides breves (surtouts doublés, pourpoints ?) cum multitudine ligularum, cornetas (cornettes) sive liripendia (chaperons munis de bandes d'étoffes flottantes) longas portare una cum capucis longis duarum ulnarum, caligas alti coloris, manicas latas, capitegia (chapeaux) in collo, camisias delicatas loco silicii ostendentes, tunicas nimis scissas gerentes, sic quod aliquando verenda ostendunt... nullus audeat deinceps talia præsumere sub pœna confiscationis talium rerum... »

[2] Chapitres 1484–89, p. 39.

Fig. 1

Fig. 2

Fig. 3

Fig. 4

Vers la fin du XV^e^ siècle, on constate l'apparition du rochet réduit à une simple bande de toile.

Le chanoine Jérôme Darbellay, dans une dissertation consacrée à l'habit religieux [1], affirme que le rochet réduit à 4 doigts de largeur a été concédé en 1487, par bulle apostolique, aux chanoines réguliers de l'hospice de St-Bernard de Troyes pour être porté en place du grand rochet hors de leur maison. Dans cette bulle, le rochet est appelé : bande de lin, bande de toile pendante (*linteum pensile*). Ces précisions font penser que le chanoine J. Darbellay a eu sous les yeux le texte de la bulle. La maison à laquelle a été concédée cette faveur étant alors un bénéfice du St-Bernard, il n'y a rien d'étonnant à ce que cet usage se soit répandu dans la congrégation, s'il n'y existait déjà. Toujours est-il que, dès cette date, de nombreux documents attestent l'usage de porter le rochet réduit dans la prévôté.

Guillaume Darbellay, prieur du Bourg-St-Pierre, s'est dessiné avec un rochet de cette sorte en tête du livre des reconnaissances de ce prieuré rédigé en 1498.

Un tableau du début du XVI^e^ siècle, à la collégiale de St-Ours (Aoste), représente un chanoine revêtu du rochet réduit, dans la suite de messire Charles de Challant, prieur commandataire de St-Ours [2]. Le rochet est très visible ; c'est une large bande de toile ouverte autour du cou et qui descend des épaules sur le côté gauche presque jusqu'au bas de la soutane. Il ne manque pas d'ampleur et donne grande allure au chanoine parmi les personnages de la suite du seigneur.

Cependant le prévôt Tillier ne parle pas de ce rochet dans ses ordonnances, données en 1587, concernant la tenue de voyage des religieux. Il leur interdit de porter des vêtements dépassant la longueur de 2 ½ pieds, des chemises crêpées, des frocs travaillés et des chlamides, à moins qu'ils ne voyagent à cheval [3]. On ne pourrait en conclure que le rochet réduit n'était pas en usage.

[1] *Kalendarium*. Manuscrits. Archives de l'Hospice.

[2] Cf. fig. 2. Ce tableau se trouve au chœur de l'église de St-Ours. Il représente, en haut, messire Charles de Challant avec sa suite. Une femme est accroupie devant lui. C'est une estropiée nommée Wuillerme, qui se traîne sur les mains jusqu'à l'église de St-Ours. Le prieur lui fait l'aumône. L'infirme arrive à St-Ours, étend les bras contre les murs de l'église et se dresse guérie. Au bas, procession d'action de grâces, à laquelle prend part la miraculée avec un cierge dans les mains. Ce miracle se produisit en 1514. Le cliché ne reproduit que la partie supérieure du tableau.

[3] Archives de l'Hospice.

Quelques années plus tard, en 1607, une peinture conservée à l'Hospice représente le novice Roland Viot portant sur la soutane le rochet-bande et un large col blanc rabattu sur les épaules, et auprès de lui, saint Bernard debout en surplis et aumusse.

Un portrait du prévôt Norat, imprimé sur soie en 1690, nous le montre avec le rabat et le rochet réduit à une bande moins large et moins longue que celle du novice Roland Viot, mais plus large que celle que nous portons actuellement. Ce portrait est aux archives de l'Hospice.

Le chanoine François Ballalu décrit en 1709, avec la précision dont il est coutumier, l'habit porté par les religieux : « Les religieux de ce monastère sont habillés comme les prêtres séculiers des provinces qui sont aux environs, à la seule différence que les religieux portent sur leur soutane une longue bande de toile, large de trois doigts ou environ, plissée, qu'ils portent pendante du col jusques à la cuisse du côté gauche en façon de baudrier ; elle est attachée au bas par un filet, et quelques-uns l'attachent avec un ruban. Les religieux appellent cette bande du nom d'habit sous entendans de religion. »

Ce texte fournit un détail qui a son importance dans l'évolution du rochet réduit : c'est que les deux extrémités de ce rochet étaient réunies sur le côté gauche par un lacet. Cette façon de le porter est une phase intermédiaire entre le rochet à deux bandes pendantes et le rochet à une bande unie qui se porte actuellement.

Le même chanoine donne un autre détail à relever : « Ils (les religieux) portent le collet (rabat) comme les portent les prêtres séculiers de la Savoie et de la Val d'Aoste [1]. »

En 1745, la liste des hardes à fournir par le novice qui prend l'habit comprend : « 3 douzaines de roquets ou bandes de toile vulgairement dits habits. »

De cet habit à celui que nous portons maintenant, la différence n'est pas grande. Le rabat abandonné a fait place à des cols de toile rabattus sur la soutane puis à des cols droits à la romaine. La bande de toile du rochet s'est encore rétrécie tandis que l'ouverture pour la tête s'est allongée et est constituée par deux bandelettes qui descendent jusqu'à la ceinture.

Et nous voilà parvenus au terme actuel de la surprenante métamorphose de l'aube en cette étroite bande de toile que portent les

[1] François Ballalu, *op. cit.*, 2e partie, chap. 4, article 3.

chanoines du St-Bernard, ceux de l'abbaye de St-Maurice et, avec une légère variante, les chanoines réguliers d'Autriche. Chez ceux-ci, la bande blanche pend devant et derrière au lieu d'être portée en bandoulière.

Signalons encore une particularité au sujet du rochet. Jusque vers 1900, lorsque les chanoines voyageaient, ils portaient sous la redingote et sur le gilet une bande de toile blanche qui allait de l'épaule droite à la hanche gauche et qui se voyait par l'ouverture du col de la redingote ; on l'appelait le petit rochet. Je n'ai trouvé qu'une photographie de chanoine avec ce rochet[1]. Elle représente le chanoine Berenfaller, prieur du Bourg-St-Pierre († 1875). Ce petit rochet disparut quand on se mit à porter la redingote à col fermé.

La redingote était d'un usage fréquent au siècle passé. Les chanoines les plus âgés se rappellent de l'avoir vu porter, ou de l'avoir portée eux-mêmes pour descendre de l'Hospice et durant le temps qu'ils passaient en vacances à Martigny ou ailleurs. Ils mettaient alors le petit rochet dont il vient d'être parlé. Puis vers 1900, on modifia la redingote en lui faisant un col droit (soutanelle) et les religieux ne la portent plus qu'en montagne, quand ils vont à la rencontre des voyageurs ou qu'ils font une excursion. Et encore, c'est un privilège des profès. Il y a une quinzaine d'années, on portait avec la redingote les bas, les culottes serrées au genou et le chapeau ecclésiastique. Les religieux de chœur ne pouvaient la porter avec les pantalons à moins qu'ils n'aient chaussé des guêtres ou des bottes. C'est le costume avec lequel les religieux du St-Bernard sont assez souvent représentées dans des scènes de sauvetage. Il évoque la silhouette des gentilshommes du XVIII[e] siècle. Cette coutume tend à se perdre. Avec la redingote, on porte des pantalons de toutes coupes, même des golfs, et, comme coiffures, des bérets, ce qui fait un ensemble hétéroclite.

On aura pu le constater, les caprices de la mode n'ont pas été sans exercer quelque influence sur l'habit religieux des chanoines du Saint-Bernard. Mais ceux-ci, au cours des siècles, ont gardé avec une remarquable fidélité l'habit distinctif de l'ordre canonial, le surplis ou rochet sous ses différentes formes. Même sous ses dimensions les plus réduites, nos anciens confrères l'appelaient respectueusement l'habit. Souhaitons que ce reste de rochet ne s'étrique pas davantage et, s'il lui prend envie d'évoluer à nouveau, que ce soit vers des formes plus amples : qu'il refasse, en sens contraire, les étapes qui l'ont conduit à un tel état de maigreur.

[1] Voir fig. 3.

Habit des frères lais et des oblats

Je n'ai pas trouvé de détails sur l'habit des frères, jusqu'en 1709. A cette date, les frères lais, le postulat terminé, reçoivent sur la soutanelle « l'habit », bande de toile blanche, en guise de rochet (*in signum rocheti*), portée sur une veste noire et sous la soutanelle [1].

Une description plus complète de leur habit se trouve dans les actes du chapitre de 1718 [2]. Il consiste dans une sorte de toge noire descendant jusqu'à mi-jambe, fermée avec des boutons jusqu'au bas, comme le sont aussi les manches. Par-dessus, ils portent une bande blanche et un col un peu différents de ceux des chanoines ; un chapeau sans ganses, quand ils sortent du cloître et, dans le cloître, un bonnet.

Cet habit s'est conservé jusqu'au début de ce siècle. M. le chanoine F. Melly note en 1904 : « Il y a quelques années seulement, nos frères lais portaient une soutane un peu plus courte que les autres religieux et un ceinturon. Maintenant, on ne les distingue guère que par la forme du chapeau (laïc, ou ecclésiastique, mais sans ganses). Les frères portent habituellement la redingote, même dans l'Hospice. Ils ne portent la soutane que les dimanches, jours de fête et durant la messe de communion [3]. » Depuis lors, il n'y a pas eu de changement notable.

Les oblats ne semblent pas avoir eu un costume différent des convers. Ils portent le rochet. En 1754, « après le dîner, le pieux J.-B. Biolay, oblat depuis plusieurs années, reçoit le rochet de lin, l'habit, comme on l'appelle, sans que cela entraîne un changement de sa condition [4] ». En 1761, Baptiste Wuigner est admis comme oblat et il lui est permis de porter le rochet [5].

Il y a tout lieu de penser que les oblats portaient une soutane comme les frères. On ne voit pas en effet un rochet sur un habit civil. Cette habitude s'est perdue. Le seul oblat attaché actuellement à la maison est habillé en civil.

Habit des sœurs converses

L'Hospice du St-Bernard a eu des religieuses. Elles avaient à remplir envers les femmes de passage les devoirs de l'hospitalité [6]. Elles ont laissé peu de traces dans les écrits de la maison.

[1] Ballalu, *op. cit.*, 1re partie, chap. 3, article 5 et 2e partie, chap. 4, art. 3.
[2] Sess. IV *De conversis* 5.
[3] Notes manuscrites.
[4] Chapitres conventuels.
[5] Chapitres.
[6] Constitutions de 1438, tit. 8.

On sait, par le chapitre de 1486, qu'elles recevaient annuellement quelque argent pour s'habiller. Il y est ordonné que Laurence, veuve d'André Barulliat, et Jeannette, novices converses de l'Hospice de Monjou, auront chacune pour leur vestiaire annuel 3 florins de petit poids et 4 gros en monnaie courante de Savoie [1].

Aucun détail sur leur habit n'est donné dans ce texte ni dans le chapitre de 1718 qui, après avoir constaté qu'il n'existe plus qu'une Sœur converse et qu'elle ne peut suffire à la tâche, ordonne que l'on fasse diligence pour trouver une autre converse âgée de 40 ans et à l'abri de tout soupçon [2]. Cette Sœur a-t-elle été trouvée, ou bien l'institution des Sœurs converses s'est-elle éteinte ? Depuis lors, il n'en est plus fait mention.

Heureusement, un portrait de l'une d'elles nous est resté, qui nous renseigne sur la forme à la fois simple et gracieuse du costume des converses de l'Hospice [3].

Conclusion

L'habit ecclésiastique ou religieux, qui semble d'une immutabilité absolue, évolue et se modifie profondément au regard de l'observateur qui le suit durant l'espace de plusieurs siècles.

L'étude précédente permet de s'en rendre compte relativement au surplis porté hors du chœur par les chanoines réguliers. On peut retracer ainsi les différentes étapes de son évolution.

Il y eut d'abord le surplis presque aussi long que l'aube dont il dérive ; puis il fut raccourci jusqu'à mi-jambe, puis davantage. Après l'avoir diminué dans sa longueur, on s'attaqua aux manches, en les faisant plus courtes (*Cotta*), en les réduisant à des ailes ou en les supprimant tout à fait. Du surplis sans manches, il n'y a qu'un pas au surplis ouvert des deux côtés, qui n'est plus qu'une large bande de toile qui tombe devant et derrière, avec au milieu une ouverture pour y passer la tête. La largeur de cette bande fut diminuée jusqu'à 4 doigts et donna le rochet à deux pendants des chanoines réguliers d'Autriche. Puis on imagina de réunir sur le côté gauche, au moyen d'un lacet, les deux bandes pendantes, auxquelles on substitua dans la suite une bande unie. Le rochet subit encore des modifications : on le raccourcit

[1] Chanoine E.-P. Duc, *La maison du Grand-St-Bernard*, p. 85 et 86.
[2] Chapitre de 1718, Sess. IV, N° 13.
[3] Voir fig. 4.

on en rétrécit la largeur et l'on obtint ainsi le rochet actuellement porté par les chanoines de St-Maurice et du St-Bernard. Ajoutons encore une phase à cette évolution : le rochet brodé. Perdant de vue le sens du rochet, on a voulu le rendre plus gracieux en remplaçant la bande de toile par un ruban brodé.

Cette fois, ce n'était plus un reste du rochet, ce n'en était plus qu'un signe. M. le prévôt actuel, Mgr N. Adam, a réagi dans un « monitum », envoyé à tous ses religieux, en date du 1er décembre 1942, ordonnant que le rochet réduit qui se porte sur la soutane ne soit pas un travail de broderie, mais qu'il soit d'une toile unie selon l'ancienne coutume. Cette mesure marque une reprise de conscience de ce qu'est le rochet et, peut-être, un point de départ vers la restauration du rochet plus ample et — pourquoi s'arrêter en si bon chemin — vers la reprise pure et simple de l'authentique rochet.

Kleine Beiträge — Mélanges

Au sujet de l'héraldique de l'Ordre de St-Jean

L'intérêt assez mitigé que l'on rencontre souvent dans les cercles ecclésiastiques pour tout ce qui touche à des questions héraldiques [1] fait qu'il n'est peut-être pas inutile de résumer ici ce que l'on sait actuellement de l'héraldique d'un Ordre qui a été très répandu en Suisse [2], où sa dernière commanderie, celle de Fribourg, n'a disparu qu'en 1828 [3]. La Suisse a toujours fourni un bon contingent de ses chevaliers [4] et lui donne, aujourd'hui encore, plusieurs membres honoraires [5], parmi lesquels Mgr François de Streng, prince-évêque de Bâle, qui possède la grand'croix magistrale de l'Ordre [6]. Ce résumé peut avoir d'autant plus d'utilité que, malgré la littérature très volumineuse qui existe sur l'Ordre de St-Jean [7], les

[1] Voir les remarques du directeur de l'*Osservatore Romano*, Joseph dalla Torre, comte de Sanguinetto, dans son article *L'araldica ecclesiastica*, dans la revue *Vita e pensiero*, fasc. 9, Milan, septembre 1941. Il est d'autant plus étonnant qu'une bonne partie des armoiries cardinalices reproduites dans une publication officielle du St-Siège, l'*Annuario Pontificio* pour 1943, soient incorrectes. Et les inexactitudes de cet annuaire ne s'arrêtent malheureusement pas là : ne devrait-on pas, par exemple, s'attendre à ce qu'au moins les noms de famille des Souverains Pontifes soient correctement reproduits ?

[2] Dans le territoire actuel de la Confédération, l'Ordre de St-Jean posséda une vingtaine de commanderies. H. A. Segesser de Brunegg, *Die schweizerischen Komthureien des Johanniter-(Malteser-)Ordens*, dans les *Archives héraldiques suisses*, 1934, p. 74 ss. ; Marie-Caroline de Fischer de Reichenbach, *L'Ordre de Malte en Suisse*, dans la *Revue de l'Ordre*, Rome 1937, N° 4, pp. 15 ss.

[3] J. Ch. Seitz, *Die Johanniter-Komturei in Freiburg*, Fribourg 1910 ; Fréd.-Th. Dubois, *Le dernier chevalier de Malte de Fribourg*, dans les *Archives héraldiques suisses*, 1921, pp. 86 sq. Claude-Antoine Duding, prince-évêque de Lausanne (1716-45), a été commandeur de l'Ordre de St-Jean à Aix-la-Chapelle et à Fribourg : on trouve son sceau (avec une faute grammaticale !?) par exemple dans Donald Lindsay Galbreath, « Armorial vaudois » I, Baugy 1934, p. 211, fig. 658.

[4] J. Ch. Seitz, *Die Aufnahme der Schweizer in den Johanniter-(Malteser-) Orden*, dans les *Archives héraldiques suisses*, 1914, pp. 6 sq. ; tirage à part, Rorschach 1914.

[5] Voir *Il Sovrano Militare Ordine Gerosolimitano di Malta — Ruolo Generale — Pubblicazione ufficiale del Gran Magistero*, Rome 1938, pp. 6 (Stoppa-Guioni), 63, 64, 80, 81, 84, 99 (Salis), 85 (Arenberg), 100 (Im Thurn), 146 (Pelloni), 147, 148, 150 (Fischer), 148 (Glutz), 149 (Pfyffer). Le grand-prieuré (anglican) en Grande-Bretagne comme le bailliage (protestant) de Brandebourg comptent aussi des Suisses parmi leurs membres.

[6] Conférée le 21 janvier 1941 : *Revue de l'Ordre*, 1941, N^{os} 3/4, p. 2.

[7] Ferdinand de Hellwald, *Bibliographie méthodique de l'Ordre souverain de St-Jean de Jérusalem*, Rome 1885 ; Hector Rossi, *Aggiunta alla Bibliographie...*

auteurs ayant traité de sa sigillographie et des questions héraldiques en général sont plutôt rares [1]. On a bien vu, ces dernières années, trois auteurs différents [2] s'occuper de ces matières, mais ils l'ont fait si indépendamment les uns des autres que non seulement ils ont ignoré leurs publications mutuelles, mais qu'en outre plusieurs sources d'une certaine importance leur ont échappé [3].

Dans les temps les plus reculés [4] et, dans certains cas exceptionnels, jusqu'au XVII[e] siècle [5], il n'était pas indispensable d'exprimer dans l'écu même le fait que le propriétaire d'un sceau appartenait à l'Ordre de St-Jean, et assez souvent, c'est seulement l'inscription qui l'indique. Plus tard, on inséra, d'une manière quelconque, surtout dans les pays du Nord [6], la croix [7] ou les armes [8] de l'Ordre, dans les armes familiales. Pendant la domination de l'Ordre à Rhodes [9], on trouve aussi souvent l'écu de l'Ordre à côté de celui du chevalier [10].

Les armes de l'Ordre sont un écu de gueules à la croix d'argent, meuble qui paraît aussi dans le pavillon rouge de l'Ordre, dont le premier exemple conservé date du milieu du XIII[e] siècle [11]. La croix de St-Jean, aujour-

di Ferdinand de Hellwald, Rome 1924 et 1929 ; T. Guarnaschelli et E. Valenziani, dans l'*Archivio storico di Malta*, 1938, pp. 436 sq.

[1] Le premier auteur moderne qui se soit occupé de ces questions est Joseph Delaville le Roulx († 1911), *Note sur les sceaux de l'Ordre de St-Jean de Jérusalem*, dans le tome 41 (1881), pp. 52-85, des *Mémoires des antiquaires de France*.

[2] Edwin J. King, *The seals of the Order of St. John of Jerusalem*, Londres 1932 ; Ottfried Neubecker, *Ordensritterliche Heraldik — Der Johanniter-Orden*, dans la revue *Der Herold*, Gœrlitz 1939, pp. 24-39, 86-87, 156 (tirage à part, Gœrlitz 1940) ; Marius De Visser, *I sigilli del Sovrano Militare Ordine di Malta*, Milan 1942 (ce fort volume comprend aussi les sceaux d'avant 1530).

[3] Neubecker et De Visser n'utilisent pas le livre de King, ni De Visser celui de Neubecker. King et Neubecker omettent de citer Ferdinand de Sagarra, *Sigillografia catalana*, Barcelone 1922, qui contient de nombreux sceaux restés inconnus même à Delaville.

[4] Félix Hauptmann, *Der Wappenbrauch der Ritterorden des Mittelalters*, dans les *Archives héraldiques suisses*, 1910, pp. 49 sq.

[5] De Visser, *op. cit.*, pp. 366-372.

[6] On n'en trouve aucun exemple à Rhodes.

[7] De Visser, *op. cit.*, pp. 153 sq., et Neubecker, *op. cit.*, p. 25.

[8] De Visser, *op. cit.*, p. 167 ; Neubecker, *op. cit.*, pl. 2, ill. 15.

[9] 1309-1522.

[10] Joseph Gerola, *Gli stemmi superstiti nei monumenti delle Sporadi appartenute ai cavalieri di Rodi*, dans la *Rivista Araldica*, Rome 1913, pp. 727 sq., et 1914, pp. 81 sq. ; du même auteur, *Il castello di S. Pietro in Anatolia ed i suoi stemmi dei cavalieri di Rodi*, *ibid.*, 1915, pp. 1 sq. (de ces deux travaux, il existe des tirages à part). Un exemple suisse, de Jean Lœsel, grand-prieur d'Allemagne († 1460), dans G. Kalenbach, *Bilder aus der alten Stadt Rheinfelden*, Einsiedeln 1903, p. 93, et H. Liebetrau, *Die Johanniter-Kapelle in Rheinfelden*, Rheinfelden 1942, p. 7.

[11] Dans l'*Historia minor* de Matthieu de Paris († 1259) : Félix Hauptmann, *Die Wappen in der Historia minor des Matthaeus Parisiensis*, dans l'annuaire de la société héraldique *Adler*, Vienne 1909, pp. 20-55, ill. 38.

d'hui universellement connue sous le nom de croix de Malte, à huit pointes, largement échancrée, n'eut pas toujours cette forme, et il sera peut-être intéressant d'entrer dans certains détails, sur lesquels existent, en général, des idées assez fausses. Le premier exemple de la croix de l'Ordre apparaît dans le sceau du maître Garin de Montaigu [1], aux Archives nationales à Paris [2] ; il y est représenté à genoux et porte la croix sur l'épaule gauche. King [3] est de l'avis que ce serait le premier exemple de la croix actuelle à huit pointes, De Visser [4] cependant montre que tel n'est pas le cas, mais qu'il s'agit d'une simple croix droite. Sur les premières monnaies de l'Ordre [5], cette croix a pris une forme pattée [6], et si des gigliats des grands maîtres Hélion de Villeneuve [7] et Dieudonné de Gozon [8] portent en partie des bras de croix légèrement échancrées [9], d'autres monnaies de la même époque [10] ont clairement de simples croix pattées. Paoli [11] donne le dessin d'un sceau du grand maître Jean Fernández de Heredia [12] avec une croix à huit pointes profondément incisée, mais ce dessin est inexact puisque la photographie du même sceau chez De Visser [13] ne donne pas cette forme. Un sceau de 1389, chez De Visser [14], contient presque l'aspect moderne de la croix de l'Ordre, mais cent ans plus tard encore, on trouve toujours la croix pattée, sans échancrure [15].

Un cas tout à fait exceptionnel est celui de Fr. Fortaner de Glera [16], commandeur de Sixena en Aragon [17], qui porte une croix pattée au

[1] 1207-1227.

[2] Sceau de 1224, chez Douet d'Arcq, *Archives de l'empire..., collection des sceaux*, Paris 1863, N° 9981.

[3] *Op. cit.*, pp. 32-33.

[4] *Op. cit.*, p. 49.

[5] Edouard-Henri Furse, *Mémoires numismatiques de l'Ordre souverain de St-Jean de Jérusalem*, Rome 1885. (Il ne m'a pas été possible de consulter la seconde édition de cet ouvrage, de 1889, ni la publication, meilleure, sur la numismatique de l'Ordre, *Coins and medals of the Knights of Malta*, par H. Calleja Schembri, Londres 1908.)

[6] Furse, *op. cit.*, p. 29.

[7] 1319-1346.

[8] 1346-1353.

[9] Eric Cahn, *Die Münzen der Johanniter*, dans l'*Annuaire de la société pour la conservation de l'ancienne commanderie de Bubikon* (Ritterhausgesellschaft), 1942, pl. 2, ill. 1 ; Furse, *op. cit.*, p. 43.

[10] Furse, *l. c.*

[11] *Codice diplomatico del Sacro Militare Ordine Gerosolimitano*, Lucques 1733-37, vol. 2, pl. 1, N° 5.

[12] 1376-1396.

[13] *Op. cit.*, p. 60 : sceau de 1384 (Douet d'Arcq, *op. cit.*, S. 5147, M 1).

[14] *Op. cit.*, pp. 170-172, d'après F. A. Vossberg, *Die Siegel der Mark Brandenburg*, Berlin 1868, N° 38. — Voir aussi deux tombes, de 1413, dans W. F. Creeny, *Illustrations of incised slabs on the continent of Europe*, Londres et Norwich, 1891, p. 52.

[15] Voir le MS contemporain de l'exécution du grand-prieur Jean Langstrother († 1471) (reprod. dans Edwin J. King, *The Grand Priory of the Order of the Hospital of St. John of Jerusalem in England*, Londres 1924, pl. entre pp. 52 et 53).

[16] † 1400.

[17] Le dernier couvent de Sœurs de l'Ordre : *Revue de l'Ordre*, 1937, N° 1, p. 27.

pied fiché [1]. Cette croix n'y figure peut-être que par une erreur de l'artiste [2].

On peut donc dire que la simple croix droite qu'on voit sur les sceaux des premiers maîtres avait pris, déjà sur les monnaies frappées à Rhodes, la forme d'une croix pattée. Ce développement continue lentement, l'échancrure des bras devient plus prononcée et, depuis la première moitié du XV[e] siècle, la croix prend plus ou moins, mais pas encore tout à fait, sa forme actuelle [3] : il existe des traces de l'ancienne croix pattée, et l'échancrure des bras n'est pas encore nettement droite, mais un peu ondée, ce qu'on constate encore, du moins dans certains cas, jusqu'au XVII[e] siècle, surtout dans des exemples suisses [4]. Les anciens statuts de l'Ordre [5] parlent déjà, il est vrai, d'une croix à huit pointes, mais ce passage n'est certainement pas antérieur à la seconde moitié du XV[e] siècle : c'est du moins ce que j'aimerais conclure d'une remarque de Joseph Delaville le Roulx [6]. La forme actuelle de la croix apparaît par contre clairement sur des tableaux du dernier quart du XV[e] [7] et surtout du commencement du XVI[e] siècle [8].

ill. 1. Revers d'une médaille du pape Clément VII (1523-34), d'après D. L. Galbreath.

[1] Voir l'illustration à la p. 24 de l'article d'André Dezarrois, *Le commandeur de l'Ordre de St-Jean du retable de Sixena*, dans la *Revue de l'Ordre*, 1937, N° 3, pp. 23 sq.

[2] Cette croix dite d'Iñigo Arista, roi d'Aragon, constitue actuellement l'insigne de la Maîtrise royale de chevalerie de Saragosse (voir : *Ordenanzas de la Real Maestranza de Caballería de la Ciudad de Zaragoza*, chap. 2, art. 14, § 3, Saragosse 1922, p. 43) qui existe encore.

[3] Sceau de Jean Le Roy, commandeur de St-Jean-en-l'Ile, de 1475 : De Visser, *op. cit.*, pp. 284 et 286 ; Donald Lindsay Galbreath, *Manuel du blason*, Lausanne 1942, p. 208, ill. 480.

[4] Par exemple sur le portrait d'un chevalier de St-Jean, par le Titien (reprod. chez H. Knackfuss, *Tizian*, Bielefeld et Leipzig 1910, p. 63, ill. 56) ; sur la plaque du commandeur Herman Schenk de Schweinsberg, de 1568 (*Archives héraldiques suisses*, 1943, p. 85, ill. 104, d'après Liebetrau, *op. cit.*, p. 6) ; dans les armes du commandeur Othmar-Thierry de Ramschwag, de 1609 (*Archives héraldiques suisses*, 1915, p. 97) ; encore dans les armoiries du commandeur Jean-Philippe de Schœnborn († 1703), dans la *Revue de l'Ordre*, 1941, N[os] 5/6, p. 11.

[5] Titre 1, droit coutumier, alinéa 2.

[6] *Les statuts de l'Ordre de St-Jean de Jérusalem*, dans la Bibliothèque de l'Ecole des chartes, 1887, vol. 48, pp. 341 sq.

[7] Gérard de St-Jean, L'exhumation de St-Jean (reprod. par Marius De Visser, *La commenda di S. Giovanni in Haarlem*, Amsterdam 1938, pl. 3-6, et par le même auteur, *Cenni storici sui costumi e le uniformi del Sovrano Militare Ordine di Malta*, Milan 1940, p. 11).

[8] Le Giorgion, Portrait d'un chevalier de St-Jean (reprod. par Jacques C. Bascapè, *L'Ordine sovrano di Malta e gli Ordini equestri della Chiesa nella storia*

Mais cette croix, distinction de l'Ordre sur l'habit noir de ses membres [1], qui paraît d'abord à l'intérieur de l'écu sur les sceaux des chevaliers, n'y fait son apparition, comme ornement extérieur (*illustration 1*), que depuis la première moitié du XVI[e] siècle [2]. Vers la même époque commence l'usage de la porter aussi comme insigne détaché [3]. Un exemple daté est de 1560 [4] : suspendu soit à une chaîne [5], soit à un ruban noir [6]. Ce dernier prévalut vite.

On peut mentionner ici que les fleurs-de-lis [7], les aigles [8] ou les lions

e nel diritto, Milan, s. d. 1940, p. 37 ; Jean Bellini, Le baptême (avec un chevalier de St-Jean comme donateur) (reprod. dans la *Revue de l'Ordre*, 1939, N° 7, p. 7, et 1941, N° 7, couverture) ; le Pinturicchio, fresques dans la cathédrale et dans la bibliothèque de la cathédrale à Sienne (reprod. par Bascapè, *op. cit.*, p. 30 ; par De Visser, *Cenni storici...* p. 7 ; par King, *op. cit.*, note 33, pl. entre pp. 60 et 61 ; dans *Bibliothèque nationale — Exposition de l'histoire de l'Ordre souverain de Malte — Note historique par le bailli [Thierry] comte Michel de Pierredon*, Paris 1929, pl. entre pp. 8 et 9 ; dans la *Revue de l'Ordre*, 1938, N[os] 5/6, p. 11, et 1940, N° 2, p. 21).

[1] La croix pattée : *Revue de l'Ordre*, 1939, N° 7, p. 8. La croix échancrée : voir ci-dessus, note 7, p. 50.

[2] Sur une médaille du pape Clément VII (1523-1534), reproduite dans Donald Lindsay Galbreath, *Papal heraldry*, Cambridge 1930, p. 89, ill. 161, auquel est empruntée notre ill. 1.

[3] Sur le portrait d'un chevalier de l'Ordre, par le Titien (reprod. par Th. Michel, *op. cit.*, pl. entre pp. 16 et 17, et dans la *Revue de l'Ordre*, 1942, N° 6, p. 13).

[4] Le titre des « Ricordi » par Sabbas da Castiglione (reprod. dans Bascapè, *op. cit.*, p. 42). La médaille commémorative du bailli Garnier van Bylaer († 1560) semble aussi de l'époque (reprod. par Marius De Visser, *La commenda di S. Giovanni in Utrecht*, Amsterdam 1936, pl. entre pp. 18 et 19). Le portrait d'un vice-chancelier de l'Ordre, Thomas Bosio, évêque de Malte 1538-39, n'est probablement pas contemporain (reprod. dans la *Revue de l'Ordre*, 1939, N° 11, p. 9).

[5] Voir le tableau du Titien, ci-dessus note 3. Le grand-maître Jean de la Valette-Parisot (1557-68) a aussi porté la croix suspendue à une chaîne ; on en fit usage encore à l'occasion de l'investiture du tsar Paul de Russie comme grand-maître, en 1798 (voir d'Ecquevilly, *Campagnes du corps sous les ordres du prince de Condé*, 2[e] vol., p. 263, cité par L.-F. de Villeneuve-Bargemont, *Monuments des grands-maîtres de l'Ordre de St-Jean de Jérusalem*, vol. 2, Paris 1829, p. 324, note 1, et p. 325 ; voir aussi le portrait du tsar comme grand-maître, par exemple chez G. Tchoulkov, *Les derniers tsars autocrates*, trad. D. Ergaz, Paris 1928, pl. 1, entre pp. 32 et 33).

[6] Portrait d'André Wyse, grand-prieur d'Angleterre, 1593-1631 (reprod. par King, *op. cit.*, pl. entre pp. 104 et 105).

[7] Un portrait du chevalier Scipion Rivera, martyrisé en 1570 (reprod. dans la *Rivista Araldica*, Rome 1934, p. 482) semble déjà montrer des fleurs-de-lis entre les bras de la croix, mais il n'est probablement pas de l'époque. Les fleurs-de-lis paraissent plus tôt dans les provinces latines de l'Ordre, peut-être depuis la seconde moitié du XVII[e] siècle (voir le portrait de Jean Bichi, prieur de Capoue, († 1676), qui est reproduit dans la *Revue de l'Ordre*, 1939, N° 4, p. 9) : il s'agit là visiblement d'une imitation de la forme des Ordres français du St-Esprit, de St-Michel (depuis 1665), etc.

[8] D'abord au bailliage de Brandebourg : voir C. Herrlich, *Die Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens*, 3[e] éd., Berlin 1896, p. 132. Les aigles bicé-

et licornes [1] ne paraissent, pour la plupart, que depuis la seconde moitié du XVII[e] siècle entre les bras de la croix détachée, la couronne au-dessus de la croix [2] seulement depuis le XVIII[e] siècle, mais ils ne figurent que par exception dans les armoiries [3].

Au XV[e] siècle, les dignitaires de l'Ordre commencèrent à se différencier, dans leurs armoiries, des simples chevaliers.

Les grands-maîtres mirent, depuis Roger des Pins [4], dans leurs monnaies, une figure des armes de leurs familles à côté de la croix de l'Ordre [5]. Ils commencèrent, depuis Antoine Fluvian [6], à écarteler les armes de la religion avec celles de leurs familles [7]. Deux exemples qui semblent plus anciens ne sont pas de l'époque : sur la porte de l'ancien palais des grands-maîtres à Rhodes, figurent les armes écartelées d'Hélion de Villeneuve [8] ; la tombe de Richard Caracciolo [9], dans l'église du prieuré de Rome, sur l'Aventin, montre également un écu écartelé, qui ne date cependant que d'une restauration de 1617. Un armorial des grands-maîtres qu'on voit reproduit souvent [10] et qui ne commence l'écartelure que depuis Pierre d'Aubusson [11], ne se base probablement que sur une compilation un peu fantaisiste du XVI[e] siècle, bien qu'il soit possible de rendre très vraisemblables certaines attributions [12]. Un des premiers exemples qu'on trouve en Europe de l'écartelure se trouve aux Grottes Vaticanes [13]. Mais il faut

phales du grand-prieuré de Bohême devraient dater de la même époque, mais je n'en ai pu découvrir des exemples authentiques aussi anciens.

[1] Dans le grand-prieuré d'Angleterre, certainement depuis le XIX[e] siècle. King, *op. cit.*, p. 115.

[2] Non encore sur le portrait du bailli capitulaire de Brandebourg, François-Louis Pfyffer (1699-1771), voir notre illustr. 3, en possession du colonel H. A. de Pfyffer d'Altishofen, chevalier d'honneur de l'Ordre, au Vatican (reprod. dans la *Revue de l'Ordre*, 1937, N° 4, p. 16, et par De Visser, *Cenni storici...* p. 35), mais sur le portrait d'un chevalier de l'Ordre, de 1739, par J. M. Nattier (reprod. par Th. Michel, *op. cit.*, pl. entre pp. 26 et 27, et dans la *Revue de l'Ordre*, 1940, N° 10, couverture, et 1942, N° 6, p. 14).

[3] Au bailliage de Brandebourg : voir les exemples chez Neubecker, *op. cit.*, pl. 6. Au grand-prieuré de Grande-Bretagne : voir l'en-tête des lettres du grand-prieuré, et *Whitaker's Almanack* pour 1935, p. 239. Dans ce dernier cas, il ne s'agit pas d'armoiries proprement dites.

[4] 1355-1365.

[5] Furse, *op. cit.*, p. 52.

[6] 1421-1437.

[7] Voir chez Gerola, *op. cit.*

[8] 1319-1346. Reprod. dans les *Archives héraldiques suisses*, 1910, p. 221, d'après Flandin, *Histoire des chevaliers de Rhodes*, Tours 1879, p. 327.

[9] † 1395.

[10] Eugène Harot, *Essai d'armorial des grands-maîtres de l'Ordre de St-Jean de Jérusalem*, dans la *Rivista Araldica*, Rome 1910, pp. 705 sq., et 1911, pp. 1 sq. ; également dans Bascapè, *op. cit.*, pp. 98-100.

[11] 1476-1503.

[12] Oscar de Poli, *L'Ordre de St-Jean de Jérusalem — Ses onze premiers grands-maîtres*, dans l'*Annuaire du Conseil héraldique de France*. Paris 1892, pp. 55 sq.

[13] Tombe du grand-maître Pierre-Raymond Zacosta (1461-1467) (reprod. dans Villeneuve-Bargemont, *op. cit.*, vol. 1, pl. 36, entre pp. 204 et 205). — Les armes écartelées de son prédécesseur, Jacques de Milly, sont reproduites dans la *Neujahrsblatt* de 1945 de la Société des antiquaires de Zurich.

retenir que, dans les actes officiels, les grands-maîtres ne faisaient pas, ni ne font usage d'un sceau armorié [1]. Ce n'est donc en général que sur des monnaies et des monuments que paraissent leurs armoiries [2].

Les maîtres ou grands-prieurs d'Allemagne [3], princes du St-Empire depuis 1546 [4], qui avaient dans l'Ordre un rang à part, écartelèrent également les armes de la Religion avec les leurs [5].

Les autres hauts dignitaires de l'Ordre commencèrent, depuis la seconde moitié du XV^e^ siècle [6], à porter dans leurs écus, un « chef » aux armes de la Religion. Les commandeurs imitèrent vite cet usage [7] et déjà avant la fin du XVI^e^ siècle, de simples chevaliers en firent autant [8]. En Suisse se maintint, jusqu'au XVII^e^ siècle, cet usage particulier, que les commandeurs portaient, au chef de leurs écus, une croix alésée à huit pointes [9], conservant la forme de la croix pattée avec les échancrures un peu ondées.

C'est au commencement du XVI^e^ siècle que paraît pour la première fois l'écu de dignitaires de l'Ordre [10] entouré d'un rosaire. On trouve, depuis 1450 environ, sur des tombes [11] et sur des tableaux [12], des personnes avec

[1] Voir les reproductions chez De Visser, *op. cit.*, pp. 19 sq.

[2] A part le cas du grand-maître Paul de Russie (1798-1801) : voir Neubecker, *op. cit.*, p. 29, et pl. 4, ill. 26.

[3] Ce grand-prieuré fut sécularisé en 1806 : Hellwald, *op. cit.*, p. 100. — Ses armoiries figurent sur les façades de l'ancienne commanderie de Bubikon : de gueules à la croix à huit pointes d'argent.

[4] Gaëtan Moroni, *Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica*, vol. 29, Venise 1844, p. 244 ; Hellwald, *l. c. ; Almanach de Gotha*, 1837, p. (9).

[5] Voir les exemples de deux Suisses : Rodolphe de Werdenberg, grand-prieur, 1481-1505 (reprod. dans les *Archives héraldiques suisses*, 1934, p. 110, ill. 89) ; François de Sonnenberg, grand-prieur, 1682 (reprod. par Henry B. de Fischer de Reichenbach, *L'Ordre souverain de Malte*, Genève 1927, p. 11, tirage à part de la *Revue internationale de la Croix-Rouge*, 1927, pp. 689-700).

[6] Robert Botryll, grand-prieur d'Angleterre, 1440-1467 (King, *op. cit.*, p. 52). Un exemple daté de 1480 est la médaille du turcopolier Jean Kendal (reprod. par Furse, *op. cit.*, p. 379).

[7] Marc Oeler, commandeur de Mulhouse (1494-1521 ; voir Ernest Meininger, *Les commandeurs de l'Ordre des chevaliers de St-Jean de Mulhouse*, dans les *Archives héraldiques suisses*, 1924, pp. 6 sq.) ; un exemple de 1529, dans De Visser, *op. cit.*, p. 288.

[8] Un exemple de 1590, dans De Visser, *op. cit.*, p. 350.

[9] Voir les deux exemples, de 1568 et 1609, ci-dessus, p. 50, note 4. Un autre exemple, de 1573-1575, du commandeur Vincent de Rosenbach, chez Kalenbach, *op. cit.*, p. 36.

[10] Nicolas de Montmirel, grand-hospitalier († 1511) (reprod. par Gerola, *op. cit.*, 1913, p. 740, et 1914, p. 405). Humbert de Beauvoir, bailli de Leureuil († avant 1513) (reprod. dans la *Revue belge de numismatique*, 1880, p. 359, et dans Jean Tricou, *Méreaux et jetons armoriés des églises et du clergé lyonnais*, Lyon 1923-26, p. 48, et pl. 2, ill. 22).

[11] Tombe d'un chevalier de St-Jean, de la famille de Schwalbach († 1462) (voir C. M. Kaufmann, *Der Frankfurter Kaiserdom*, Kempten et Munich 1914, p. 8, ill. 3 : ici par erreur « † 1442 »).

[12] Voir le tableau du Giorgion, ci-dessus, p. 50, note 8.

un rosaire à la main. Au bout de quelque temps, on le trouve autour des armoiries, même chez des personnes n'appartenant pas à l'Ordre de St-Jean [1], mais il se maintient seulement chez ses membres. L'usage fut imité, avec le temps, aussi par de simples chevaliers [2]. Il n'existe par contre, anciennement, qu'un seul exemple d'un grand-maître de l'Ordre qui en ait fait usage : c'est Jean de la Valette [3]. Presque toujours, la croix de l'Ordre est suspendue en bas du rosaire. Mais on ne la rencontre jamais, avant 1800 [4], suspendue à un ruban, comme cela se fait pour des Ordres de mérite ; tous les exemples cités par différents auteurs s'expliquent d'une autre manière.

ill. 2 Sceau de Jean-Henri de Schwansbell, commandeur de Soultz, Colmar et Mulhouse (1684-1693), d'après les *Archives héraldiques suisses*. 1924, p. 128.

Depuis le premier exemple de l'écu d'un membre de l'Ordre, posé sur la croix à huit pointes, qu'on trouve dans la première moitié du XVI[e] siècle [5], cet usage s'est maintenu assez longtemps comme caractéristique des simples chevaliers [6] ; cependant, les dignitaires de l'Ordre l'ont aussi ajouté à leurs armoiries (*ill. 2*), de telle sorte que, à défaut d'un règlement formel [7], à la fin du XVIII[e] siècle, toutes les catégories de membres de l'Ordre (*ill. 3-6*) et même des personnes qui n'y furent agrégées que « par dévotion » [8] portaient plus ou moins les mêmes distinctions dans leurs armoiries.

Ainsi on trouve un grand-prieur de France [9], en même temps abbé

[1] Vers 1520, Sébastien de Montfalcon, prince-évêque de Lausanne, dans GALBREATH, *op. cit.*, p. 152, ill. 326.

[2] Un exemple de 1702, dans DE VISSER, *op. cit.*, p. 360.

[3] † 1568. Sur sa tombe : reprod. par Villeneuve-Bargemont, *op. cit.*, vol. 2, pl. 47, entre pp. 70 et 71.

[4] La croix couronnée qui est suspendue à un ruban au-dessous de l'écu de Jean-Baptiste de Schauenbourg, maître en Allemagne (1755-1775), sur une médaille de 1755 (FURSE, *op. cit.*, p. 380), si elle n'a pas une autre explication, serait l'unique exception que j'aie trouvée.

[5] Voir ci-dessus (p. 51, note 2) la médaille de Clément VII.

[6] Par exemple sur la gravure représentant Cyr de Pers (1599-1663) et ses armoiries (reprod. dans la *Rivista Araldica*, Rome 1934, p. 390).

[7] Un exemple des coutumes de l'époque est donné par JEAN BOISSEAU, *Première partie du promptuaire armorial traitant particulièrement du blason*, Paris 1657, p. 26 : « Les Chevaliers de Malthe porte l'Escu de leur Armes, posez sur la croix de leur Ordre dont les extremitez paroissent, entre-lassées d'un chappelet. »

[8] Sur cet usage, dans les premiers temps de l'Ordre, cf. JOSEPH DELAVILLE LE ROULX, *Les Hospitaliers en Terre Sainte et à Chypre*, Paris 1904, p. 297. Plus tard : le règlement de 1631, dans RENÉ AUBERT DE VERTOT, *Histoire des chevaliers hospitaliers de S. Jean de Jérusalem*, nouvelle édition, Paris 1737, vol. 6 (*Anciens et nouveaux statuts de l'Ordre*), p. 285. Ce ne fut qu'au XVIII[e] siècle que ces agrégations devinrent plus fréquentes.

[9] Jean-Jacques de Mesmes (1675-1744), grand-prieur de France en 1718 : LOUIS DE LA ROQUE, *Catalogue des chevaliers* [*français*] *de Malte*... 1099-1890, Paris 1891, p. 163.

commendataire[1], qui porte le « chef de la Religion », pose son écu sur la croix à huit pointes, l'entoure du rosaire et fait usage en même temps, en plus de la couronne à cinq fleurons visibles, de la mitre et de la crosse.

L'écu de Georges Cornaro, grand-commandeur de Chypre, arche-

ill. 3

ill. 4

ill. 5

ill. 6.

D'un calendrier armorié du grand-prieuré d'Allemagne, du milieu du XVIII[e] siècle.

[1] Joannis Guigard, *Nouvel armorial du bibliophile*, Paris 1890, vol. 1, p. 340, et *Archives de la Société française de collectionneurs d'ex-libris*. Paris 1923, p. 94, ill. 4.

vêque titulaire de Rhodes [1] en 1692 [2], avec le « chef de la Religion », est posé sur la croix à huit pointes. Un chapelain conventuel de l'Ordre, en 1785, porte les mêmes distinctions [3]. De même, un prêtre, en 1768 [4]. Un autre prêtre, commandeur de l'Ordre, y ajoute encore le rosaire [5].

Même les cardinaux-protecteurs de l'Ordre, bien que n'en faisant en général pas partie, paraissent, du moins au XVIII[e] siècle, autorisés à poser leur écu sur la croix [6].

Les donats de l'Ordre ont également posé leur écu sur la croix, qui n'a, chez eux, que trois bras [7].

Les Sœurs de l'Ordre [8] semblent avoir porté les mêmes distinctions que les chevaliers [9].

On trouve plusieurs exemples, depuis le XVII[e] siècle, des armoiries des chevaliers de dévotion. Elles ne se distinguent en rien de celles des membres effectifs de l'Ordre [10]. C'est aussi le cas pour les dames de dévotion [11], dont des armoiries apparaissent depuis le XVIII[e] siècle [12].

[1] Le siège, alors titulaire, de Rhodes était réuni à celui, résidentiel, de Malte, de 1797-1928 : voir l'*Annuario Pontificio* et l'*Annuaire pontifical catholique*, Paris 1939, p. 229. (Depuis 1943, Malte est archevêché.)

[2] Cardinal en 1697. Voir Hellwald, *op. cit.*, p. 165, et Jacques Gelli, *3.500 ex-libris italiani*, Milan 1908, p. 123, et pl. 38, ill. 210. (Ce livre, et de même la seconde édition : *Gli ex-libris italiani*, 1930, est bien illustré, mais contient de nombreuses erreurs dans l'interprétation.)

[3] De Visser, *op. cit.*, pp. 343 et 345.

[4] Neubecker, *op. cit.*, pl. 4, ill. 25.

[5] *Ibid.*, ill. 24. Voir notre ill. 6.

[6] Le cardinal Pierre Guérin de Tencin († 1758), cf. Tricou, *op. cit.*, pp. 83-84, pl. 3, ill. 41, et pl. 4, et Guigard, *op. cit.*, vol. 1, p. 292. Le cardinal François-Conrad de Rodt († 1775), bailli de l'Ordre, dans les *Archives héraldiques suisses*, 1934, p. 76, ill. 72, et avant le titre du *Rituale Constantiniense*, de 1766 (Maximilien-Christophe de Rodt, † 1800, également prince-évêque de Constance, *ibid.*, ill. 73, n'était pas cardinal), et De Visser, *op. cit.*, p. 339.

[7] Un exemple de 1782 env., dans Charles-Emic de Linange-Westerbourg, *Deutsche und österreichische Bibliothekzeichen-Ex-libris*, Stuttgart 1901, p. 274.

[8] Joseph Delaville le Roulx, *Les hospitalières de St-Jean de Jérusalem*, dans les comptes rendus des séances de l'Académie des inscriptions et belles-lettres, tome 22, 2[e] série (1894), pp. 137 sq.

[9] Anne de Castelnau († 1528) porte une croix alésée, à huit pointes, posée en abîme (*Revue d'histoire de l'Eglise de France*, vol. 27, N° 112, 1941, p. 194, d'après Joseph Amadieu, *Sainte-Fleur de l'Hôpital-Beaulieu*, Aurillac 1923).

[10] Antoine de Paule, 1635, dans les *Archives de la Société... d'ex-libris*, Paris 1918, p. 181 ; Philippe de Noailles, duc de Mouchy († 1794), dans Guigard, *op. cit.*, vol. 2, p. 382 (voir sur ce cas aussi mes remarques dans la *Revue de l'Ordre*, 1942, N° 8, p. 6, note 4) ; Jean-Marie de Viry, 1769, dans les *Archives de la Société... d'ex-libris*, 1902, p. 182 ; Théodore Golovkine, 1798, dans les *Archives héraldiques suisses*, 1905, p. 46, et chez Neubecker, *op. cit.*, pl. 22, ill. 163.

[11] Le premier exemple semble être de 1749 : cf. *Revue de l'Ordre*, 1941, N° 12, p. 15 (Marie Galler).

[12] Louise, duchesse de Mouchy († 1794), dame de la grand'croix d'honneur de l'Ordre ; cf. Guigard, *op. cit.*, vol. 1, p. 191.

Jusqu'à une époque relativement moderne, les règles des Ordres religieux et militaires ne permettaient naturellement pas qu'un membre de l'un fît aussi partie d'un autre. Même pour les grands Ordres de cour, qui avaient en général des pratiques religieuses [1], l'incompatibilité avec d'autres Ordres, en tous cas pour les personnes non souveraines, a existé très longtemps. On peut citer ici un exemple du commencement du XVII^e siècle : celui de Charles de Longueval, comte de Buquoy, chevalier de l'Ordre de Calatrava, qui, pour devenir chevalier de l'Ordre de la Toison d'or, eut besoin d'une autorisation, accordée par bref pontifical, de quitter l'Ordre de Calatrava [2]. C'est seulement par bref de Clément XIV, du 9 juin 1776, que Charles III d'Espagne obtint que fût admise la compatibilité de l'Ordre de la Toison d'or avec des Ordres religieux et militaires [3]. Le premier exemple d'une personne non souveraine, faisant usage dans ses armoiries de plusieurs Ordres différents (encore faut-il se demander si Guigard ne se trompe pas comme il le fait assez souvent) ne s'impliquant pas l'un l'autre, comme c'est le cas pour les Ordres français du Saint-Esprit et de St-Michel, ou ceux de Notre-Dame du Mont-Carmel et de St-Lazare, semble être de la fin du XVII^e siècle [4]. Pour les chevaliers de l'Ordre de St-Jean, cette possibilité de faire partie aussi d'un autre Ordre ne se présente qu'à partir du XVII^e siècle où l'on en trouve le premier exemple. Le cardinal Antoine Barberini [5], archevêque-duc de Reims [6], était grand-prieur de Rome de l'Ordre de St-Jean de Jérusalem et commandeur de celui du Saint-Esprit comme grand-aumônier de France [7]. Je n'ai trouvé toutefois aucun exemple d'armoiries de ce cardinal avec les deux croix de ces Ordres [8]. Le cardinal Antoine Barberini n'avait d'ailleurs pas fait profession dans l'Ordre de St-Jean [9]. Le premier exemple authentique

[1] L'Ordre français du St-Esprit suit la règle de St-Augustin : Bernard Giustiniani, *Historie cronologiche dell'origine degl'Ordini militari e di tutte le Religioni cavalleresche*, Venise 1692, p. 812.

[2] On trouvera la traduction *in extenso* de ce bref du 3 juillet 1612 dans l'annuaire de la société héraldique *Adler*, Vienne 1883, p. 102. Sur cette incompatibilité, voir aussi Louis de Rouvroy, duc de St-Simon, *Mémoires*, éd. Chéruel, Paris 1865, tome 12, p. 334.

[3] Antonio de Castro y Casaleiz, *Guia práctica del diplomático español*, 1^er vol., Madrid 1886.

[4] Daniel de Montesquiou, sgr de Préchac (1634-1715), chevalier des Ordres du St-Esprit et de St-Michel comme de ceux de Notre-Dame du Mont-Carmel et de St-Lazare : dans Guigard, *op. cit.*, vol. 2, p. 364.

[5] † 1671.

[6] Tricou, *op. cit.*, p. 81, note 6.

[7] Selon l'art. 10 des statuts de cet Ordre.

[8] Boisseau, *op. cit.*, pl. entre pp. 35 et 36, donne l'écu posé sur la croix à huit pointes et entouré du cordon bleu auquel est suspendue la bourse, insigne de la dignité de grand-aumônier, mais non la croix du St-Esprit.

[9] Guigard, *op. cit.*, vol. 1, p. 228, attribue à ce cardinal des armoiries avec le « chef de la Religion ». Ces armoiries appartiennent cependant plutôt au cardinal François Barberini († 1679). On connaît un autre exemple du même « chef », mais l'écu est posé en outre sur la croix à huit pointes : peint sur une lettre d'indulgence (Bibliothèque vaticane, MS Barberini N° 4622).

d'un membre profès de l'Ordre de St-Jean semble donc être celui de Pierre-André de Suffren de St-Tropez [1], chevalier grand'croix de l'Ordre [2] et chevalier des Ordres du roi de France. Il porta le chef de la Religion ; son écu est posé sur la croix à huit pointes et entouré du rosaire avec la croix de l'Ordre suspendue ; le rosaire, de son côté, est entouré des colliers des Ordres de St-Michel et du Saint-Esprit [3]. Il existe également un exemple concernant un membre de dévotion : Philippe de Noailles, duc de Mouchy [4], pose son écu sur la croix à huit pointes et l'entoure des colliers de la Toison d'or, de St-Michel et du Saint-Esprit [5]. Un cardinal-protecteur de l'Ordre, le cardinal de Tencin [6], autorisé à poser son écu sur la croix de St-Jean, était également commandeur de l'Ordre du Saint-Esprit. Il entoura donc encore son écu d'un cordon bleu, auquel est suspendue la croix du Saint-Esprit [7].

On peut mentionner aussi que, pendant une courte période [8], les grands-maîtres de l'Ordre posèrent son écu comme le leur sur un aigle bicéphale qui tenait un T dans les becs, en souvenir de l'Ordre de St-Antoine de Viennois, réuni à celui de St-Jean en 1776. Il est assez curieux de constater que, dans de nombreux cas [9], les têtes manquent à cet aigle, ce qui a provoqué des interprétations erronées [10].

Après la transformation structurelle de l'Ordre, au XIX^e^ siècle, qui fut une des conséquences de la perte de l'île de Malte [11], on se vit obligé d'exprimer clairement la différence entre les membres effectifs, devenus une petite minorité, mais qui constituent canoniquement seuls la « Religion », et les agrégés par dévotion, qui occupent la place des tertiaires dans les Ordres purement religieux. On a évalué en effet à deux mille le nombre des chevaliers de justice de l'Ordre au moment de la Révolution française [12], et dans la seule île de Malte, au moment de sa perte, il n'y avait

[1] 1727-1788.

[2] En 1783 : De la Roque, *op. cit.*, p. 233.

[3] Reprod. chez Th. Michel, *op. cit.*, pl. entre pp. 24 et 25, d'après une gravure de l'époque du célèbre amiral.

[4] 1715-1794. Voir ci-dessus, p. 56, note 10.

[5] Guigard, *op. cit.*, vol. 2, p. 382.

[6] Voir ci-dessus, p. 56, note 6.

[7] Voir chez Tricou et Guigard, *l. c.*

[8] 1776-1799. Voir sur cette question André da Mosto, *L'Ordine di Sant' Antonio di Vienne e l'Ordine di Malta*, dans la *Revue de l'Ordre*, 1941, N^os^ 8/9, pp. 16 sq.

[9] Par exemple sur des monnaies de cette époque (Furse, *op. cit.*, p. 298 sq., et les photographies dans la *Revue de l'Ordre*, 1940, N^os^ 11/12, p. 19). La tombe du grand-maître Emmanuel de Rohan (1775-1797) présente aussi l'aigle sans têtes (reprod. dans Villeneuve-Bargemont, *op. cit.*, vol. 2, pl. 68, entre pp. 250 et 251 ; photographie dans la *Revue de l'Ordre*, 1940, N° 1, couverture).

[10] Surtout de la part de Furse.

[11] De 1530-1798, en possession de l'Ordre comme fief de la couronne de Sicile.

[12] De la Roque, *op. cit.*, p. XI.

pas moins de 332 chevaliers profès ou de justice [1], tandis que maintenant l'Ordre compte 67 chevaliers profès ou de justice, contre 1640 chevaliers d'honneur et 946 chevaliers magistraux [2]. Il faut retenir cependant que l'Ordre souverain et militaire de St-Jean de Jérusalem, dit Ordre de Malte, est bien une « religio » dans le sens du droit canon [3].

Le règlement de 1879 [4] fixe les distinctions suivantes : seuls les membres effectifs [5] posent l'écu sur la croix de l'Ordre. Ceux qui ont fait leur profession solennelle entourent, en outre, l'écu du rosaire. Tous les baillis ajoutent le chef de la Religion, formé par les armes de l'Ordre, avec lesquelles le grand-maître seul écartèle celles de sa famille. Les membres honoraires, par contre, entourent l'écu avec le ruban de l'Ordre, auquel pend la croix qui correspond à leur grade [6].

Le grand-prieuré en Grande-Bretagne [7], rétabli, d'une façon plutôt irrégulière, en 1831, et qui constitue, depuis 1858, une organisation tout à fait indépendante du grand-magistère à Rome, ne connaît pas la profession. Ses baillis et chevaliers de justice portent cependant le « chef de la Religion », avec l'addition des lions et licornes [8] entre les bras de la croix, remplacés, depuis 1926, par le cimier royal d'Angleterre au canton dextre du chef. Ces deux catégories peuvent poser l'écu sur la croix à huit pointes, ce que font également les chevaliers de grâce. Ces membres, qui correspondent aux anciens frères servants, suspendent la croix au ruban, au-dessous de l'écu [9].

Le bailliage de Brandebourg [10], supprimé au royaume de Prusse

[1] Galilée Savastano, *La fine del principato di Malta*, dans la *Rivista Araldica*, Rome 1932, p. 131.

[2] *Revue de l'Ordre*, 1941, Nos 10/11, p. 5.

[3] C. J. C., can. 488, 1° : voir les *Costituzioni del Sovrano Militare Ordine Gerosolimitano di Malta conformate al Codice di diritto canonico*, Rome 1936, approuvées par le Souverain Pontife et la Sacrée Congrégation des Religieux, par décret du 5 mai 1936. Sur la position canonique des membres honoraires, voir la *Revue de l'Ordre*, 1942, N° 7, p. 8.

[4] *Der deutsche Herold*, Berlin 1896, p. 33.

[5] Par exception, aussi les rares baillis d'honneur qui reçoivent expressément le droit de porter la croix de profession.

[6] Les illustrations pour chaque grade, à l'exception de celui des grands-croix magistraux qui ne datent que de 1907, se trouvent dans Elizé de Montagnac, *L'ordonnance des chevaliers hospitaliers de St-Jean de Jérusalem*, Paris 1893 ; Fernand de Parseval, *L'Ordre de Malte*, Paris 1912 ; *Archives de la Société française de collectionneurs d'ex-libris*, Paris 1912, p. 118 ; *Der deutsche Herold*, Berlin 1896, p. 33 ; Neubecker, *op. cit.*, pp. 30-31 (avec rectification à la p. 86). Assez étrangement, l'*Annuario Pontificio* pour 1943, en reproduisant les armoiries de la plupart des cardinaux actuels, y indique en général l'Ordre de St-Jean d'une façon absolument incorrecte.

[7] King, *op. cit.* — Voir aussi ma notice dans l'annuaire de 1944 de la Société pour la conservation de l'ancienne commanderie de Bubikon.

[8] Voir ci-dessus, p. 52, n. 1 et n. 3.

[9] Neubecker, *op. cit.*, pp. 38-39.

[10] Jean-Christophe Beckmann, *Beschreibung des ritterlichen Johanniter-Orden...*, éd. Juste-Christophe Dithmar, Francfort-s.-Oder 1726, et Herrlich, *op. cit.*

en 1810 [1], existe de nouveau, depuis 1852, comme une fondation *ex novo* [2], de caractère prussien et exclusivement protestant. Le règlement pour ses membres est le suivant : les commandeurs posent leurs écus sur la croix à huit pointes ; les chevaliers de justice écartèlent avec elle (et non avec les armes de l'Ordre) leurs armes familiales ; les chevaliers d'honneur suspendent la croix au-dessous de l'écu [3].

Selon les dispositions pontificales de 1915 [4], les membres effectifs de l'Ordre ne peuvent plus faire usage, dans leurs armoiries, de distinctions de rang ou de décorations qui leur viennent de leurs familles ou qui leur sont personnelles. Autrefois, ils le faisaient dans une large mesure en ce qui concerne les couronnes, comme le démontrent les sceaux mêmes de simples chevaliers [5] ou de prêtres [6]. Deux dignitaires de l'Ordre y ont cependant droit encore aujourd'hui, ainsi qu'au manteau de pourpre fourré d'hermine, parce que le titre princier est attaché à leur dignité : ce sont le grand-maître et le grand-prieur de Bohême et Autriche.

Le premier grand-maître qui fit usage d'une couronne semble être Pierre d'Aubusson [7] : son sarcophage qui se trouve au château de Versailles [8] montre l'écu écartelé, surmonté d'une couronne à trois fleurs-de-lis et deux perles visibles [9]. C'est le premier exemple connu d'un cardinal faisant usage d'une couronne. Car si tous les grands-maîtres ont le rang cardinalice qui leur a été confirmé par le pape Léon XIII [10], deux parmi eux étaient effectivement cardinaux [11]. Comme tels, ils faisaient usage d'un chapeau à six (1, 2, 3) houppes de chaque côté [12]. L'usage d'une couronne devint

[1] Hellwald, *op. cit.*, p. 103.

[2] En 1812, un Ordre royal de St-Jean avait été institué en Prusse dont les membres passèrent au nouveau bailliage, en 1852.

[3] *Der deutsche Herold*, Berlin 1896, p. 54 ; Neubecker, *op. cit.*, p. 35.

[4] *Acta Apostolicae Sedis*, 1915, N° 7, du 20 avril 1915. Le texte *in extenso* dans la *Rivista Araldica*, Rome 1915, p. 301 ; l'essentiel dans les *Archives héraldiques suisses*, 1916, p. 38. Les dispositions de ce décret ne sont pas encore suffisamment observées, notamment de la part du clergé suisse (voir par exemple les *Archives héraldiques suisses*, 1941, p. 34, et 1944, p. 5). On peut mentionner à cette occasion que ces dispositions ne s'opposent pas à l'usage des couronnes dans les armoiries des sièges épiscopaux suisses qui y ont droit : ces couronnes semblent cependant avoir une tendance regrettable à disparaître, tandis que les chapeaux archiépiscopaux (quatre rangées de houppes ; les évêques immédiats n'ont aucune distinction particulière dans les armoiries) se maintiennent malheureusement.

[5] De Visser, *op. cit.*, pp. 341 sq.

[6] Voir notre ill. 6.

[7] 1476-1503.

[8] Aile du Nord, 1re galerie de l'histoire de France, salles des Croisades, salle 21.

[9] *Rivista Araldica*, Rome 1910, p. 720, ill. 2.

[10] Bref du 12 juin 1889, dont le texte *in extenso* dans Montagnac, *op. cit.*, pp. 115-117.

[11] Moroni, *op. cit.*, pp. 234 et 254.

[12] Furse, *op. cit.*, pp. 101 et 176 ; Villeneuve-Bargemont, *op. cit.*, vol. 2, pl. 50, entre pp. 120 et 121 (Hugues de Loubens de Verdalle, 1582-1595) ; *Rivista Araldica, l. c.* (Pierre d'Aubusson).

courant depuis les funérailles du grand-maître Jean l'Evêque de la Cassière [1]. C'était d'abord une couronne fleuronnée avec des perles, qui devint, après quelques transformations [2], depuis le grand-maître Emmanuel Pinto [3], la couronne fermée des souverains, telle qu'elle est portée actuellement par le grand-maître de l'Ordre.

Les deux derniers grands-maîtres [4] ont commencé à poser leur écu écartelé sur la croix de l'Ordre. Le premier l'a entouré du rosaire [5], tandis que le grand-maître actuel l'entoure du collier magistral [6] introduit après le rétablissement de la grand'maîtrise, en 1879 [7]. Le grand-maître actuel, comme maréchal héréditaire de la Sainte Eglise [8], porte, en outre, sur les médailles qu'il a fait frapper à la dernière vacance du siège [9] les clés de cette dignité, ainsi que la « basilique », distinction de ces familles qui ont donné un pape à l'Eglise [10]. La dignité princière du St-Empire a été conférée aux grands-maîtres de l'Ordre, en 1607 et 1620 [11].

Le grand-prieur de Bohême et Autriche [12] reçut le titre de prince par l'empereur d'Autriche, en 1881 [13].

En Suisse, un nouvel intérêt apporté à l'histoire de l'Ordre de St-Jean a été suscité par la fondation d'une société pour la restauration de l'ancienne commanderie de Bubikon [14]. Cette association s'est acquis déjà

[1] † 1581. — Voir KING, *op. cit.*, p. 39, note 1.

[2] Sur le développement des différentes formes, voir, outre les monnaies chez FURSE (*op. cit.*, pp. 176 sq.), aussi les photographies des tombes des grands-maîtres chez JOSEPH PSAILA CUMBO, *I mausolei dei gran maestri nel Tempio di S. Giovanni*, dans la *Revue de l'Ordre* 1939, N° 11, p. 17, jusqu'à 1940, N° 4, p. 23.

[3] 1741-1773.

[4] Galéas de Thun et Hohenstein (1905-1931) et Ludovic Chigi-Albani (depuis 1931).

[5] NEUBECKER, *op. cit.*, pl. 3, ill. 28.

[6] DE VISSER, *op. cit.*, p. 81.

[7] Voir le portrait du grand-maître Jean-Baptiste Ceschi (1879-1905), dans H. B. DE FISCHER DE REICHENBACH, *op. cit.*, avant le titre. — Le bref pontifical in extenso dans la *Rivista Araldica*, Rome, 1937, pp. 301-3.

[8] LOUIS RANGONI MACHIAVELLI, *Maresciallo di Santa Romana Chiesa e Custode perpetuo del Conclave*, dans la *Revue de l'Ordre* 1939, N° 3, pp. 19 sq.

[9] Reprod. de la médaille dans BASCAPÈ, *op. cit.*, p. 95. Il faut remarquer du reste que le côté armoiries de cette médaille de 1939 correspond exactement à celui de 1922.

[10] Sur la « basilique », voir Galbreath, *op. cit.*, pp. 27-37.

[11] *Almanach de Gotha*, 1944, p. 1015.

[12] Le grand-prieuré de Bohême et Autriche a été divisé en deux parts, en 1938. *Revue de l'Ordre* 1939, N^{os} 8/9, p. 30. Depuis le décès du cardinal KASPAR, en 1941, il est de nouveau pratiquement réuni en un tout.

[13] FRÉDÉRIC comte LANJUS, *Die erbliche Reichsratswürde in Österreich*, Langenloïs 1939, p. 179.

[14] Voir, outre les annuaires (depuis 1937) de cette société, les articles suivants dans la *Revue de l'Ordre*, 1941, N^{os} 1/2, p. 14 (JEAN TOKARZEWSKI KARASZEWICZ, *Johanniterhaus Bubikon in der Schweiz*), 1941, N^{os} 10/11, p. 12

de grands mérites. Une nouvelle impulsion a été donnée par l'intention de restaurer également la chapelle de l'ancienne commanderie de Rheinfelden [1]. Mais puisque les notions de cette histoire sont encore assez vagues, même dans des sociétés scientifiques [2], ce résumé de son développement héraldique permettra peut-être de se rendre encore mieux compte de la continuité de l'institut si vénérable [3] de l'Ordre souverain et militaire de St-Jean de Jérusalem [4].

H. C. de Zeininger.

(Rodolphe Prokopowski, *Il museo dei cavalieri di Malta a Bubikon*), 1942, N° 1, p. 15, (Henry B. de Fischer de Reichenbach, *La commanderie de Bubikon*), et les miens sur *Le Musée de Bubikon*, dans le *Journal de Montreux*, du 17 octobre 1944, et la *Gazette de Lausanne*, du 25 octobre 1944, et sur *Das Museum von Bubikon*, dans le *Vaterland*, de Lucerne, du 13 janvier 1945. Le travail de H. Lehmann, dans le *Neujahrsblatt* de 1945 de la Société des antiquaires de Zurich aurait dû consulter, pour sa partie générale, du moins les publications de Delaville Le Roulx.

[1] *Aufruf zur Erhaltung der Johanniter-Kapelle in Rheinfelden*, de la part de l'Aarg. Vereinigung für Heimatschutz.

[2] La notice dans la *Revue de l'association suisse pour la conservation des châteaux et ruines*, Zurich 1941, N° 3 (mai), p. 86, ne contient pour ainsi dire que des erreurs.

[3] Sur l'activité charitable de l'Ordre, voir la littérature dans Hellwald, *op. cit.*, pp. 202 sq. ; Rossi, *op. cit.*, pp. 53 sq. En outre, Hector Rossi, *Riassunto storico dell'Ordine*, dans *Il Sovrano Militare Ordine Gerosolimitano di Malta — Publicazione ufficiale*, Rome 1932, pp. 53 sq. (L'attività ospedaliera e le opere di beneficenza dell'Ordine nel passato e nel presente), et Henry B. de Fischer de Reichenbach, *Die charitative Tatigkeit des Johanniter-Maltheser-Ordens*, dans l'*Annuaire de la société de Bubikon* pour 1943, pp. 14 sq.

[4] Publications récentes sur les anciennes commanderies de l'Ordre en Suisse : voir p. 47, n. 2, p. 48, n. 10 et p. 61, n. 14 ; en outre : Auguste de Montfalcon, *Compesières*, St-Maurice 1932 ; Alfred Kitt, *Wädenswil*, Wädenswil 1941 ; Alphonse Codaghengo, *L'Ordine di Malta nel Ticino — la commenda di S. Giov. Battista in Contone*, dans sa *Storia religiosa del cantone Ticino*, Lugano 1942, vol. 2, pp. 302 sq. ; H. Lehmann, *Die Johanniter-Kommende Reiden*, dans le *Neujahrsblatt* de 1945 de Zofingue.

REZENSIONEN — COMPTES RENDUS

P. Veit Gadient : Der Caritasapostel Theodosius Florentini. Luzern, Rex-Verlag. 1944. 568 SS.

Die vorliegende Biographie des bedeutenden Bündners aus dem Kapuzinerorden darf als erster umfassender Versuch einer Darstellung und Würdigung seines Lebens, auf Grund eines sehr zerstreuten und mit großem Fleiß ausgebeuteten Materials, dankbar begrüßt werden. Die Quellensammlung selbst ist das Werk des inzwischen verstorbenen Ordensmannes, Dr. P. Magnus Künzle, dem es nicht mehr vergönnt war, das Lebensbild zu formen. Das Verdienst Gadients wird dadurch nicht geschmälert, vielmehr wurde die Lösung seiner Aufgabe durch diesen Umstand erschwert ; denn jeder weiß, daß der psychologische Ertrag der persönlichen Forscherarbeit nicht mehr völlig zu ersetzen ist. Trotz mancher Unzulänglichkeiten, die dem Buch im einzelnen anhaften mögen, darf vorweggenommen werden, daß diese Biographie auf längere Zeit hinaus grundlegend bleiben wird. Mit voller Überzeugung stellen wir daher der Kritik unseren Dank voran.

Die Liebe des Biographen zu P. Theodosius kommt unverhalten zum Ausdruck, aber selbst wenn diese Liebe gelegentlich in Widerstreit mit jenen Grenzen gerät, die geschichtliche Bindungen auferlegen, und man ab und zu abgeklärtes und weises Urteilen in größerem Ausmaß wünschte, wird doch niemand dem Verfasser die unbedingte Treue zu historischer Wahrheit und zu sachlicher Einstellung abstreiten wollen.

Es ist nicht von ungefähr, daß die erste öffentliche Tätigkeit Florentinis zeitlich und örtlich der kirchenfeindlichen Politik Aargaus sehr nahesteht. Von den Erfahrungen im Aargau aus gewann sein Leben tatsächlich die feste Richtung, die es auszeichnet, das Ziel, das entscheidend wurde für die Entfaltung der ganzen Persönlichkeit. Nachdem der Katholizismus während Jahrzehnten arg bedrängt und ihm schlimme Wunden geschlagen worden waren, galt es, die ganze Kraft für seine Restaurierung einzusetzen. Die erste hervorragende Bedeutung dieses Ordensmannes liegt ohne jeden Zweifel darin, in einer für die Klöster krisenhaften Epoche nach neuen Formen des Ordenslebens gesucht und sie durch seine höchst persönlichen, ja in manchen Zügen recht eigenwilligen Gründungen der neuen Zeit angeglichen zu haben. Das war seine größte schöpferische Idee und Leistung, die unbekümmert um alle Meinungsverschiedenheiten in Einzelheiten seiner Gründungstätigkeit bestehen bleiben wird.

In der überaus starken Betonung des Bildungselementes und der Caritas zugleich erblickte Florentini die zeitgemäße Bestimmung der von ihm ausgegangenen Stiftungen. Hinter diese Ideen und die von ihnen aus verwirklichten Schöpfungen treten manche sozialreformerischen Bemühungen Florentinis zurück, soweit ihre Bedeutung gerade für die Zukunft in Frage steht. Florentinis Bemühen, die Fabrikarbeit zu verchristlichen, war ein bedeutsamer Versuch. Daß er schließlich gescheitert ist, kann der Größe und

Eigenart seiner Persönlichkeit keinen Eintrag tun, mochten auch hiefür die Mittel teilweise in zu starker Anlehnung an zeitbedingte Wirtschaftsformen gewählt sein. Jedenfalls wird man P. Gadient auch vom historischen Standpunkt aus darin voll und ganz Recht geben müssen, daß es nicht zulässig ist, diese Versuche im Rahmen des gesamten Lebens Florentinis zu isolieren und zum alleinigen oder entscheidenden Ausgangspunkt für die Wertung seiner Persönlichkeit zu nehmen. Die Tragik dieses Lebens bestand freilich darin, daß die finanziellen Auswirkungen der fehlgeschlagenen Unternehmungen ihren Urheber in den Tod und über den Tod hinaus begleiteten und es Florentini nicht mehr möglich wurde, den Ausgleich zu seinen Lebzeiten noch zu schaffen.

Wer nun der Darstellung im einzelnen aufmerksam folgt, wird ihre formale Gestaltung nicht in allem glücklich finden. Wir meinen zunächst den Aufbau des Werkes. Sicher wäre es vorteilhafter gewesen, dem Leser zunächst ein knapp umrissenes, geschlossenes Lebensbild zu bieten, wenn auch nur in seinem äußeren Verlauf. Den biographischen Rahmen wahrt aber die Darstellung nur bis in jene frühen Jahre hinein, da die Gründungszeit im Leben Florentinis beginnt. Unerhebliche Wiederholungen wären vielleicht nicht zu vermeiden gewesen, sicher aber wäre der biographische Hintergrund erstanden, auf welchem sich die Entwicklung des Lebenswerkes richtig abgezeichnet hätte. Insofern müßten nach unserer Meinung die Kapitel 1-2 und 5 des V. Abschnittes in den biographischen Teil einbezogen sein. Bei der vorliegenden Anordnung des Stoffes wird dagegen die unentbehrliche chronologische Linie geradezu verschüttet, und dieser Nachteil wird auch nicht durch die beigegebene Zeittafel (505-508) wettgemacht, so sehr man sie sonst begrüßen mag. P. Gadient spricht z. B. oft vom *Generalvikar* Florentini, längst, ehe wir erfahren, wann und wie er es geworden ist. Überhaupt bedauern wir es, daß das Verhältnis P. Florentinis zur bischöflichen Kurie und zum Bischof von Chur nicht plastisch genug und geschlossen zur Darstellung kommt, trotz des interessanten Kapitels über die Koadjutorfrage. Das empfinden wir als Mangel, zumal ja kaum zu leugnen ist, daß der Konflikt in der «Menzinger Frage» zu einem Teil sicher auf die mehr oder weniger offene Rivalität der beiden Kurien von Basel und Chur zurückzuführen ist, was manche Unklarheiten verschuldet haben dürfte. Der Neigung, die biographischen Elemente zu Gunsten der systematischen Behandlung des Stoffes zu sehr zu vernachlässigen, ist es zuzuschreiben, daß wir über die persönlichen Beziehungen und den Freundeskreis Florentinis sporadisch manches erfahren, der Wunsch nach einem Gesamtbild aber unerfüllt bleibt.

Ein gewisses Mißverhältnis zwischen Material und Form ist u. E. unverkennbar. Streckenweit scheint der Stoff kaum völlig gemeistert zu sein. Das erklärt sich leicht. Im Bestreben, Florentini selbst zu Worte kommen zu lassen, streut P. Gadient allzu lange Texte in die Darstellung ein, weshalb diese immer wieder unliebsam unterbrochen wird. Wir halten manche Kürzungen für möglich, in anderen Fällen wäre es vorzuziehen gewesen, den schon bestehenden Anhang zu erweitern, vgl. etwa die Frankfurter Rede (S. 281-293) oder die Ehrenpredigt (S. 354-364). Auch sonst

wünschte man ab und zu eine straffere Form (vgl. z. B. S. 25 f.), was sicher auch erzielt worden wäre, wenn die Idee der christlichen Konzeption der Caritas, des Erziehungsgedankens und der Sozialfürsorge gleich innerhalb der Biographie zu voller Geltung und damit überhaupt vorangestellt worden wäre, was viele Wiederholungen überflüssig gemacht hätte.

Wir bedauern es endlich auch, daß zu ausgiebig nur auf die Kopiensammlung im Florentini-Museum (heute im Provinzarchiv zu Luzern) verwiesen wird, die originalen Fundstellen dagegen zu wenig zitiert werden. Man kann eine Übersicht über die benützten Archive kaum gewinnen und schwerlich feststellen, ob Lücken bestehen könnten, was dem an der Forschung Interessierten nicht gleichgültig sein kann.

Nur beiläufig seien einige kleine Versehen genannt. S. 226, 2. Abs.: Planaterra gehört nicht zur Innerschweiz, S. 244 Z. 9 v. o., S. 265 Z. 5 v. o., S. 268 Z. 10 v. o., S. 430 Z. 13 v. u., S. 511 Anm. 11 lies Marienberg. Man begegnet gelegentlich auch stilistisch unschönen Sätzen, so etwa S. 364 Z. 6-5 v. u., S. 366 Z. 10-13, S. 400 Z. 11-12.

Diese kritischen Bemerkungen tasten den wesentlichen Gehalt und Wert des Werkes nicht an, zumal es durch ein recht eindringliches Charakterbild von P. Theodosius Florentini beschlossen wird. Die Persönlichkeit dieses Kapuziners wird stets eindrücklich bleiben, und sie darf Beachtung über die katholischen Kreise hinaus beanspruchen. Es ist kein Zufall, daß P. Theodosius auch von protestantischer Seite gewürdigt wurde (Biographie von P. C. v. Planta) ; denn es ist einer seiner anziehenden Charakterzüge, daß er bei aller grundsätzlichen Festigkeit, trotz seiner persönlichen Erfahrungen in der Frühzeit, seine Bereitschaft zur Mitarbeit mit vornehm gesinnten Protestanten niemals verleugnet hat. P. Veit Gadient möchten wir besonderen Dank wissen auch für den Anhang mit der überaus charakteristischen autobiographischen Skizze P. Florentinis und etlichen wichtigen Aktenstücken, in denen seine starke Persönlichkeit noch einmal aufleuchtet. Die Benützung des reichhaltigen Werkes wird durch Register wesentlich erleichtert. *O. Vasella.*

P. Rudolf Henggeler O. S. B. : **Das Institut der Lehrschwestern vom Heiligen Kreuze in Menzingen (Kt. Zug) 1844-1944**. Druck und Verlag : Institut Menzingen, 1944.

Mit Recht hat die katholische Schweizer Presse den Menzinger Lehrschwestern Dank und Anerkennung ausgesprochen zum 100jährigen Bestehen. Dem wird sich auch der Leser dieses Buches gerne anschließen. Die schön gedruckte, mit zahlreichen und passenden Bildern geschmückte Jubiläumsgabe macht dem Verfasser alle Ehre, und der Auftraggeberin darf sie zur berechtigten Freude gereichen. Dem Leser gewinnt die Darstellung, die sich auf 351 Seiten erstreckt, Achtung ab, vor jenem Mann, der den Ruf der Zeit verstanden und Ehrfurcht vor der großartigen Leistung jener stilldienenden, selbstlosen Frauen, die ihr Leben einsetzten für die größten und schönsten Aufgaben in der Heimat und überhaupt für das Reich Gottes auf Erden durch jene entsagungsreiche Arbeit in den Missionen.

Die Geschichte eines Institutes zu schreiben, das eine so vielseitige und weitreichende Tätigkeit ausübt, ist nicht leicht. Es fordert viel Geschick und ist schon eine Leistung, die Fülle des Stoffes zu sichten und zu ordnen und die wesentlichen Entwicklungspunkte klar herauszuheben. Wir sehen aber auch, wie eine Zeitspanne von 100 Jahren selbst in unserer kurzlebigen Zeit doch noch kurz ist. Einen gewissen zeitlichen Abstand erfordert die Gewinnung oder Wahrung der Objektivität. Hier liegt die andere Schwierigkeit. Zudem wird es dem Verfasser eines solchen Buches nicht genehm sein, wenn er feststellen muß, daß der Wellenschlag längst geschehener mißlicher Ereignisse noch fortklingt bis auf unsere Tage. Trotz allem ist P. R. H. kühn durch diese Fährnisse hindurchgerudert, und er hat das Ziel erreicht.

Ob er aber nicht manches übersehen hat ? Zweifelsohne ist der Gründer zu wenig plastisch herausgestellt. Die Art der Darstellung könnte den Eindruck erwecken, als ob P. Theodosius Florentini nur der « *primus inter pares* » gewesen wäre. Ein Blick auf die Untertitel der einzelnen Hauptabschnitte und auf das Inhaltsverzeichnis wird diese Meinung nur noch bekräftigen. Als Untertitel des ersten Hauptabschnittes hätte einzig richtig gehört : *P. Theodosius Florentini.* In der *Zeit der Gründung* war doch *er* die führende Persönlichkeit ! Hat's der Verfasser deshalb nicht getan, um über die « *schmerzliche Trennung* » leichter hinwegzukommen? Die hervorragende Bedeutung und das große Verdienst der Mutter Bernarde um die Gründung und den Aufbau wäre dadurch keineswegs geschmälert worden.

Sonst ist die Schilderung klar und recht übersichtlich. Sie ist in die Zeitgeschichte passend hineingestellt. Die Entwicklung des Institutes ist von den opfervollen und kreuzbeladenen Anfängen bis zu der blühenden Entfaltung unserer Tage, von der bescheidenen Dorfschule in Menzingen bis zu den heute so wohlausgebauten Gymnasien, von dem einfachen Krankenpflege-Posten bis zu den heute sehr gut geführten Kliniken anschaulich dargestellt. Dabei ist auch der Missionstätigkeit ausführliche Beachtung geschenkt. Gut hervorgehoben ist auch die Wesensart der einzelnen Frau Mutter und ihre in die Entwicklung des Institutes eingreifende Tätigkeit, wobei auch jene Schwestern, die sich um das Institut besonders verdient gemacht haben, lobend erwähnt werden. Doch ersieht man auch, daß es den Lenkerinnen dieser Lehrschwestern-Kongregation nicht so sehr auf die glanzvolle äußere Wirksamkeit ihrer Untergebenen als vielmehr auf die Pflege und Wahrung des Geistes der Innerlichkeit ankam.

In ihrer Gesamtheit bietet diese Darstellung einen sehr wichtigen Beitrag zur Geschichte des katholischen Schulwesens in der Schweiz während der vergangenen 100 Jahre.

Sie ist auch wertvoll für die Caritas- und Missionsgeschichte. Willkommene Beilagen sind : 1. Status der Lehrschwesternkongregation vom Hl. Kreuz . in Menzingen von 1844-1944. — 2. Posten des Lehrschwestern-Institutes in den einzelnen Kantonen der Schweiz. Januar 1944. — 3. Tätigkeitsgebiete . in den Missionen mit den drei geographischen Karten. Der Historiker wird auch mit Interesse die Quellenangaben und Anmerkungen einsehen.

P. *Kolumban Spahr* S. O. Cist.

Histoire illustrée de l'Eglise, publiée sous la direction de M. Georges de Plinval, professeur à l'Université de Fribourg, et de M. Romain Pittet, professeur d'histoire au Grand Séminaire de Fribourg. Fasc. I. *Les berceaux de la foi et la conquête du monde païen.* Fasc. II. *L'âme éternelle de l'Eglise,* par **G. de Plinval.** Genève, éditions de l'Echo illustré. 104 p. in-4°.

« Soucieux d'atteindre un vaste public, déclarent, dans l'introduction, les auteurs de cette Histoire de l'Eglise, nous avons voulu faire un livre attrayant. » De fait, c'est avec un réel plaisir qu'on feuillette ces deux premiers fascicules, admirablement imprimés sur papier glacé et surtout somptueusement illustrés. Presque chaque page est ornée d'un cliché, reproduisant soit un document archéologique, une peinture des catacombes, un sarcophage ou l'un des sites dans lesquels s'est déroulée l'activité des apôtres, soit des chefs-d'œuvre anciens ou modernes de la peinture.

On aurait cependant tort — et les auteurs nous en avertissent — de ne voir dans leur œuvre qu'un album, dont le texte aurait l'unique but de commenter les illustrations. Les pages que M. de Plinval a écrites pour ces deux fascicules seront lues avec d'autant plus d'intérêt qu'il a réussi à présenter, en se tenant au récit des Actes de saint Luc ainsi qu'aux lettres de saint Paul et aux Epîtres Catholiques, un tableau des plus attrayants de l'œuvre des apôtres. Par d'ingénieux rapprochements, par des réflexions personnelles, l'auteur a comme renouvelé son sujet ; il a su le rendre particulièrement vivant et, par endroits, singulièrement émouvant. Sous le titre « figures de martyrs et de saints », il a consacré ensuite quelques pages aux personnages les plus célèbres de l'antiquité chrétienne : saint Ignace d'Antioche, saint Irénée, Clément d'Alexandrie, Origène, et il termine par un chapitre sur l'Eglise romaine au seuil du 3e siècle, dans lequel il fait ressortir l'importance, le rayonnement, les interventions et les initiatives de l'Eglise fondée par les apôtres Pierre et Paul.

Après ce 1er fascicule, consacré principalement à l'expansion du christianisme naissant, M. de Plinval insistant, avec raison, sur un aspect de son sujet que les historiens sont enclins parfois à traiter trop sommairement, emploie tout le 2e cahier à nous parler de la vie intérieure de l'Eglise : sa foi, et tout spécialement la croyance au dogme fondamental de la divinité du Christ, sa prière, ses sacrements — exposé qui occupe près de la moitié du fascicule — et les manifestations de sa charité. L'auteur consacre ensuite quelques pages aux premières déviations doctrinales : la « tentation de la curiosité » (la Gnose) et « celle de l'enthousiasme » (le Montanisme). Il termine par la description des mystères païens, mise au point nécessaire, puisqu'on a voulu, il y a quelques années, les rapprocher de ceux des chrétiens, pour conclure à un emprunt de la part de ces derniers ou à une influence tout au moins des premiers sur les seconds, appréciation que M. de Plinval écarte avec la fermeté nécessaire, en montrant toute la distance qui sépare les uns des autres.

Par le choix des différentes touches qui composent son tableau, par la

manière de les juxtaposer, par les citations ou les extraits des premiers écrivains chrétiens qui viennent illustrer son exposé, M. de Plinval nous a donné de cette vie intime du christianisme à ses débuts un tableau particulièrement évocateur. Soulignant ce que la doctrine du Sauveur apportait de nouveau en ce monde, il a réussi à nous faire vibrer avec les premiers adeptes de notre foi, à nous communiquer quelque chose de l'attrait irrésistible qu'elle exerçait sur eux, à nous faire partager les émotions qu'ils éprouvaient, et tout cela en s'en tenant toujours, est-il besoin de le dire, aux textes les plus authentiques ainsi qu'aux travaux des spécialistes — les ouvrages énumérés dans les quelques notes mises au bas des pages en témoignent — qui ont plus particulièrement étudié les différents sujets qu'il aborde. Il a parlé des catacombes sans tomber dans les exagérations qu'on rencontre trop souvent dans les manuels (mise à part, peut-être, l'affirmation (p. 73) qu'elles renferment des *myriades* de tombes). Il s'est exprimé au sujet des sacrements comme il fallait pour s'en tenir à ce que les textes nous apprennent, sans prêter aux premiers siècles des conceptions qui seront le fruit d'une longue évolution. On fera seulement des réserves au sujet de la théorie, en somme nouvelle, qu'émet M. de Plinval sur le caractère « *plural* et *collégial* des dispensateurs de la pénitence » et sur l'interprétation que, au vu de cette idée, il donne de l'édit de Calliste (p. 80). Notons encore quelques petites inexactitudes : au sujet des fouilles de Saint-Sébastien (p. 43), l'explication donnée par le *Liber Pontificalis* est trop tardive pour s'imposer, et plus encore l'affirmation des anciens itinéraires d'après lesquels les corps des apôtres auraient reposé 40 ans *ad catacumbas ;* p. 40, l'église de Saint-Paul-hors-les-murs ne se trouve pas *Ad aquas Salvias*, c'est-à-dire sur la vie Laurentina, à Saint-Paul-aux-trois-Fontaines, emplacement où une tradition récente a situé la mort de l'Apôtre, qui a été décapité en réalité moins loin de Rome, là où se trouve la basilique qui porte son nom. Il est difficile de caractériser un personnage en quelques mots, mais on peut se demander si c'est vraiment l'humilité intellectuelle qui a manqué à Origène (p. 52) et si c'est bien l'épithète de doux qui convient avant tout à saint Ignace d'Antioche (p. 45). Celui-ci, en se rendant à Rome, n'a pas passé à Éphèse, mais une délégation de cette ville est venue le saluer à Smyrne, et c'est de là qu'il a écrit sa lettre aux Éphésiens. Il ne faut pas traduire (p. 52) *I Clem.* 6 : « la multitude de ceux qui sont venus s'adjoindre à Pierre et Paul ont souffert à cause de leur *ferveur* », mais au contraire : ont souffert par suite de la *jalousie* [de leurs adversaires]. Ce qui est dit, au haut de la p. 60, de l'origine des hérésies est discutable ; du moins la dernière remarque de ce paragraphe est de trop. La prière citée vers le haut de la p. 66 n'appartient pas à la période toute primitive dont il est ici question. La 1re Apologie de saint Justin est antérieure à 175 (p. 68) et l'on ne trouve pas la notion de sacrifice dans le passage qui en est cité en note à la p. 71. L'explication qui est donnée, à la p. 83, de la Crypte des Papes à Saint-Calliste est inexacte : l'autel, dressé sur des colonnes dont on perçoit encore l'emplacement, se trouvait devant l'inscription damasienne, au-dessus de laquelle il y en avait une seconde, aujourd'hui disparue ; celle qui se rapporte à saint

Sixte n'a pas été retrouvée. P. 86, Agapet est évidemment une erreur, puisque ce pape appartient au VI^e siècle.

On pourrait signaler d'autres points discutables, dans la chronologie en particulier, mais dans un domaine où l'unité de vues est loin de régner entre historiens.

Ce sont là des remarques de détail, quelques inexactitudes bien explicables de la part d'un auteur qui a dû mettre sur pied, en un temps relativement très court, cette synthèse concernant une époque qui n'est pas précisément celle dans laquelle ses travaux antérieurs lui avaient donné l'occasion de se spécialiser.

Cette Histoire de l'Eglise n'est destinée, est-il dit dans l'introduction, ni aux spécialistes, ni aux théologiens. Nous croyons au contraire que les uns et les autres liront avec une vive satisfaction ces pages dont ils admireront la belle tenue littéraire ainsi que l'inspiration résolument chrétienne.

L. Wæber.

Die Matrikel der Universität Freiburg i. Br. von 1656-1806. Im Auftrag der Archivkommission, bearbeitet und herausgegeben von **Friedrich Schaub.** 1. Lieferung : 672 S. Freiburg i. Br., Hans Ferdinand Schulz-Verlag, 1944.

Die Fortsetzung der Matrikelausgabe, die Hermann Mayer für die Zeit von 1460-1656 besorgt hatte und deren zweiter Band 1910 erschienen war, war schon vor 1914 beschlossen worden. Die erste Lieferung der Fortsetzung, die nun vorliegt, stellt jenen Teil dar, der zufolge der Kriegsereignisse überhaupt ausgedruckt werden konnte, während der Abschluß der Ausgabe auf die Nachkriegszeit verschoben werden mußte. Die 1. Lieferung reicht bis zum Jahr 1757 ; der 2. Lieferung sind der Schluß des Textes, die Einleitung und die Register vorbehalten. Übrigens liegen die Register zur Benützung im Stadtarchiv und in der Universitätsbibliothek auf. So sehr man es bedauert, daß die abschließende Ausgabe nicht möglich wurde, so sehr wird man es begrüßen, daß die an der Ausgabe beteiligten Kreise sich entschlossen, wenigstens diesen Teil herauszugeben.

Von den deutschen Universitäten sind bekanntlich nur wenige dem Katholizismus erhalten geblieben, die Gründung einer schweizerischen katholischen Hochschule unterblieb. Diese beiden Tatsachen lassen die Bedeutung der Freiburger Universität, die neben Ingolstadt die einzige süddeutsche Universität aus vorreformatorischer Zeit mit katholischem Charakter war, stark hervortreten, obgleich beispielsweise die von den Jesuiten errichtete Hochschule Dillingen sehr bald auch auf die Schweiz eine große Anziehungskraft auszuüben begann.

Wer die Verzeichnisse der Matrikel auch nur flüchtig durchgeht — eine sorgfältigere Auswertung des Namenmaterials in dieser Besprechung müssen wir uns versagen — wird sich rasch der starken Frequenz auch aus schweizerischen Gebieten bewußt werden. Auffallend ist z. B. der Anteil des Berner Jura, was sicher teilweise mit der energisch geförderten kirchlichen Reform im Bistum Basel zusammenhängen dürfte. Aber auch

der Besuch aus innerschweizerischen Ständen ist zeitweise sehr erheblich sowie aus den äbtischen Gebieten St. Gallens. Das erklärt sich wiederum nicht zuletzt aus jenen bedeutsamen Zusammenhängen, welche die Schweiz mit Süddeutschland auf dem Gebiete des Bildungswesens verbunden haben, dank der weitreichenden Wirkung der Jesuitenkollegien.

Die ungemein reichhaltigen Personalnachweise verdanken wir dem umsichtigen Fleiß des Bearbeiters. Nicht nur ist das Material des Universitätsarchivs in umfassender Weise einbezogen und für die Ergänzung der Lücken der Matrikel in den Verzeichnissen selbst verwendet worden, die Namen wurden kursiv wiedergegeben, sondern es wurden auch sonst bedeutsame und wenig beachtete Quellen ausgewertet. Wir nennen bloß etwa den Catalogus Constantiensis von 1750 und 1755, Quellen, die für die Erfassung des Klerus grundlegend sind und es erlauben, den Werdegang vieler Studenten in späteren Jahren aufzuklären. So finden sich denn auch zahlreiche Nachweise über Geistliche in schweizerischen Gebieten.

In den Nachweisen ist überdies eine Fülle von kulturhistorischen Nachrichten beschlossen, die vor allem für die Erkenntnis der Sittengeschichte in akademischen Kreisen ertragreich sind. Es braucht auch kaum eigens hervorgehoben zu werden, daß das Namenmaterial eine erstklassige Quelle für die Familiengeschichte darstellt.

Aus den Daten der Universitätsgeschichte in dieser Epoche sei lediglich noch hervorgehoben, daß nach der Besetzung Freiburgs durch die Franzosen im Jahr 1677 die philosophische Fakultät den Unterricht zwar fortzusetzen suchte, die meisten Professoren aber ins österreichisch gebliebene Territorium abwanderten. Vom November 1686-1698 war Konstanz Sitz der Hochschule, während fast zu gleicher Zeit in Freiburg für die Jahre 1685-1698 die « Universitas Regia Gallica » erstand, für welche freilich ein Matrikelbuch fehlt. Auch während diesen Jahren ist die Frequenz aus schweizerischen Gebieten recht erheblich gewesen.

Wir möchten daher mit Nachdruck auf diese neu erschlossene, für die schweizerische Geschichte im allgemeinen und insbesondere auch für die Bildungsgeschichte des 18. Jahrhunderts sehr bedeutsame Quelle hinweisen und damit unseren wärmsten Dank für die in schwerer Zeit geschaffene Ausgabe aussprechen. Möge die Vollendung des hervorragenden Quellenwerkes in nicht allzu ferner Zukunft gelingen. *O. Vasella.*

Bibliographie der Schweizergeschichte Jahrgang 1938-1940. 333 Seiten. Zürich, Verlag A. G. Gebr. Leemann & Co. 1944. Fr. 10.50. Für Mitglieder der Allgem. Geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz, unentgeltliche Beilage zur Zeitschrift für Schweiz. Geschichte.

Infolge der Schwierigkeiten, die sich aus mannigfachen Gründen bei der Bearbeitung der Bibliographie einstellten, erscheint die sonst pünktlich veröffentlichte Jahresbibliographie in der erweiterten Form von drei Jahrgängen. Die Verspätung erscheint jedem verständlich, der überhaupt weiß, welche entsagungsvolle und selbstlose Arbeit und zugleich welches sachliche Verständnis hiefür notwendig sind. Jeder, der irgendwie auf die

Bibliographie angewiesen ist, wird ihr Erscheinen sehr begrüßen. Bekanntlich ist sie nicht nur eine unentbehrliche Grundlage für jeden, der an der Forschung auf dem Gebiete unserer weitverzweigten Landes- und Ortsgeschichte beteiligt ist, sondern sie kann über das historische Gebiet hinaus vielen die wertvollsten Dienste leisten. Die Bibliographie ist ein lehrreiches Spiegelbild der publizistischen Arbeit in der Schweiz.

Der vorliegende Band weist etliche gute Neuerungen auf. Einmal ist die Wirtschaftsgeschichte mit Recht als gesonderte Gruppe aufgeführt. Ferner wurde das Sachregister, das noch 1934 beigegeben war, aber bereits 1935-1937 in Wegfall kam, auch dieses Mal mit gutem Grund preisgegeben. Dafür wird ein Verzeichnis der Verfasser geboten, in welchem deren Veröffentlichungen stichwortartig genannt sind.

Selbstverständlich darf von keiner Bibliographie alles gefordert werden : sie kann niemals den Wert oder Unwert einer Veröffentlichung bestimmen, und daher wird es auch schwer halten, ein allgemein befriedigendes Auswahlprinzip zu finden. Für manches wird mit vollem Recht auf bestehende kantonale Bibliographien verwiesen. Anderseits gebot sich doch wieder eine teilweise Berücksichtigung der Presse. Sicher ist es richtig, das Prinzip der Vollständigkeit nicht zu überspitzen, zum Schaden gerade des Wichtigen und Wesentlichen. Eine leider schwer zu lösende Frage besteht darin : inwieweit kann die laufende Forschung in den für die Eidgenossenschaft wichtigen Nachbargebieten einbezogen werden. Auch hier hängt die Lösung teilweise davon ab, ob dieses Schrifttum auf anderem Wege leicht erreichbar ist oder nicht. Wir neigen leider dazu, es allzu leicht zu vernachlässigen, heute vielleicht mehr denn je.

Im Verfasserverzeichnis begegnen gelegentliche Versehen. Autoren gleichen Geschlechts und verschiedenen Vornamens werden etwa zusammengestellt. Vgl. etwa Stöcklin A. (Arthur und Alfred) oder Villiger (Joh. B. und Jos.). In weniger wichtigen Fällen entspricht auch die sachliche Einordnung nicht ganz; Nr. 1439 gehörte z. B. unter Vereinswesen. Das kann aber unsern lebhaften Dank an die beiden Bearbeiter Frl. M. Klein und P. Guyer in keiner Weise schmälern, zumal angesichts des ungemein weitschichtigen Stoffes, den es zu bewältigen gilt. Der Allgemeinen Geschichtforschenden Gesellschaft aber wünschen wir einen guten Fortgang ihrer bibliographischen Unternehmen. *O. Vasella.*

Tagung der Arbeitsgemeinschaft kath. Historiker der Schweiz

Die auf letzten Herbst vorgesehene Tagung mußte verschiedener Hindernisse wegen verschoben werden. Sie ist nun auf *Sonntag, den 6. Mai 1945* in *Luzern* angesetzt. (Beginn ca. 11 Uhr.) Lokal und Traktanden werden rechtzeitig bekannt gegeben werden. Mitglieder und Freunde unserer Vereinigung sind gebeten, den ersten Maisonntag für die Zusammenkunft in Luzern zu reservieren.

Der Präsident :
Dr. Joh. Bapt. Villiger, Prof. Luzern.

NEKROLOGE

† Paul Fridolin Kehr (1860-1944)

Im November 1944 starb auf dem mainfränkischen Schloß Wässerndorf Prof. Dr. phil. Dr. jur. h. c. Paul Fridolin Kehr. Seiner an dieser Stelle zu gedenken, ist uns ein inneres Bedürfnis.

In den letzten Oktobertagen 1928 führten seine Forschungen Kehr in das bischöfliche Archiv in Chur. Damals bereitete er die Edition der Diplome Heinrichs II. vor. Zum ersten Mal lernten wir an ihm deutsche Arbeitskraft kennen. Es war erstaunlich, wie der bereits 68jährige Gelehrte ohne Unterbruch von morgens 8 ½ bis abends 6 Uhr, einzig ausgerüstet mit einem kleinen Paket Zwieback, sich seiner Arbeit hingeben konnte. Nach 6 Uhr gab's noch einen einstündigen Höhenspaziergang, von welchem Kehr ohne Zeichen irgendwelcher Ermüdung zurückkehrte. Der Abend galt freilich ganz der geselligen Erholung. Dann war es, zumal für einen Jungen, ein hoher Genuß dem gut Gelaunten zuzuhören ; denn Kehr konnte erzählen, aus einer Fülle von Erlebnissen und wissenschaftlichen Erfahrungen heraus, und er urteilte auch mit einer rückhaltlosen Offenheit, die gelegentlich mit einiger Härte untermischt sein konnte. Seine natürliche Art hatte etwas ungemein Gewinnendes. Humorvoll konnte er, der weithin bekannte Gelehrte, auf dem Wege durch die Gassen der Stadt einen Primarschüler nach Karl dem Gr. fragen, ihm erzählen von der frühmittelalterlichen Geschichte der Stadt, und schließlich den etwas betroffenen Knaben mit einem verschmitzten Lächeln entlassen.

Neben seiner mancherorts gefürchteten herrischen Art besaß Geh.-Rat Kehr in vielem ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl. Wenn er vor der ehrwürdigen Kathedrale zu Chur stand und wartete, bis die Lehrschwestern die Schulkinder sittsam zur Kirche hinausbegleitet hatten und er selbst zur Sakristei hingehen konnte, wo eine Reihe kostbarer Diplome aufbewahrt wurden, vergaß er es nicht, die erzieherische Arbeit der Schulschwestern mit großem Lob hervorzuheben, wie er auch mit Recht drüben im bischöflichen Schloß sich seiner persönlichen Verbundenheit mit Papst Pius XI. und Kardinal Ehrle rühmen konnte. Als das Entscheidende empfanden wir in solchen Augenblicken die Weite des Geistes des vielgereisten Gelehrten, in dessen Leben Berlin und Rom die eigentlichen Zentren dargestellt hatten. Diese Weite des Geistes, gepaart mit lebendiger, unmittelbarer Anschauung einer in der Heimat oft gründlich mißdeuteten, weil völlig unbekannten Welt, übte auf uns eine wahrhaft befreiende Wirkung aus.

In Berlin begannen wenige Wochen später unsere Studien. Da besuchten wir den Generaldirektor Kehr auf seiner eigenen Arbeitsstätte, den Monumenta Germaniae. Das war sein Reich ; hier herrschte er als ein Allgewaltiger.

Manche Mitarbeiter hatten wir bald etwas kennen gelernt. Aber auch wenn wir die Arbeitsmittel, die hier fast unerschöpflich zur Verfügung standen, bewunderten, und den Aufbau einer weitausgreifenden organisatorischen Ordnung gelehrter Forschung bestaunten, die eine Wahrheit konnten wir trotzdem nicht vergessen : Initiative und Kraft der Persönlichkeit ließen sich niemals völlig ersetzen durch Organisation und Technik allein, so wenig sich dadurch das Maß der höchst persönlichen Einfühlungsgabe in eine vergangene Welt bestimmen läßt. Unser Gefühl unabhängiger Schweizer Art mochte auch etwa befremdet sein, wenn scharfer Tadel des Direktors selbst verdientere Gelehrte traf, was gelegentlich zu beobachten war. Trotzdem war Kehr als erfahrener Diplomatiker falschem Schein gänzlich abhold. Diesen verurteilte er nicht zuletzt, auch nicht ohne Schärfe, an der gleichsam aufgebauschten Geschwätzigkeit mancher ungesund entwickelter Berliner Seminarien, wo oft mehr Unberufene sich zusammenfanden und die Quantität die Qualität fast erdrückte. Dagegen fand Kehr Worte hoher Anerkennung für die Schulung an kleineren Universitäten, was er uns einmal auch mit dem Beispiel Schnürers sel. dartat.

Kehr liebte die Schweiz, und er war nicht wenigen Schweizern in Freundschaft verbunden, und oft verbrachte er lange Ferientage in unserem Land. Die Stiftung für das von ihm geschaffene große Unternehmen, die « Regesta pontificum Romanorum », verlegte er, unter dem Namen Pius-Stiftung zu Ehren seines Gönners Papst Pius XI., in die Schweiz, und er vertraute sie der Obhut auch von Schweizer Historikern an.

Einer der ersten großen Pläne Kehrs war nämlich die umfassende Edition aller päpstlichen Urkunden bis Ende des 12. Jahrhunderts. Angesichts des gewaltigen Quellenmaterials entschloß man sich, statt eine nach Pontifikaten geordnete Ausgabe zu schaffen, den Stoff regestenförmig nach Ländern bzw. Diözesen aufzuarbeiten, wofür ein bedeutender Mitarbeiterstab gewonnen wurde. In der Reihe der « Germania pontificia » erschien bekanntlich 1927 der Band « Helvetia pontificia » unter der Leitung von Albert Brackmann, ein für die mittelalterliche Kirchengeschichte der Schweiz grundlegendes Quellenwerk, trotz einzelner Schwächen, die u. E. namentlich in der etwas unkritisch zusammengestellten Bibliographie und in der kaum allseits erschöpfenden Archivforschung zum Ausdruck kommen. Kehr selbst nahm übrigens in persönlichen Äußerungen, wohl kaum zufällig, vom System der mit Assistenten durchgeführten Forschungsarbeit deutlichen Abstand und sprach mit umso größerer Befriedigung von seiner eigenen rüstig fortschreitenden Reihe der Italia pontificia, deren Bearbeitung er übernommen hatte. Den letzten neunten Band konnte er freilich, entgegen seiner Hoffnung, nicht mehr vollendet vorlegen.

Des andern großen gelehrten Unternehmens, dessen Leitung er als Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts innehatte, der « Germania Sacra » sei hier nur kurz gedacht. Auch hiefür setzte er nicht wenige junge, für ihre Aufgabe selbständige Kräfte ein und gab ihnen damit eine unvergleichliche Gelegenheit zur beruflichen Ausbildung. Gelegentlich ließ er wohl auch fähige Mitarbeiter um ihres ihm zu unabhängigen Wesens fallen, aber niemals beurteilte er ihr Können auf Grund ihrer politischen Gesinnung.

Seine innere Wertschätzung für manche Gelehrte bewahrte er auch dann, als diese ihrer treu festgehaltenen Gesinnung zum Opfer gefallen waren.

Das eigenste Forschungsgebiet Kehrs war bekanntlich die Diplomatik. Es bereitete Kehr mit gutem Grunde größte Befriedigung, daß er auch seine in der Reihe der Diplomatabände der Monumenta Germaniae übernommenen Editionen vollenden konnte, nachdem er längst das siebte Jahrzehnt überschritten hatte. Wir möchten uns nicht anmaßen, hierin die Leistung seines überragenden Gelehrtenlebens zu würdigen. Gewiß ist es, daß Kehr, der alten Tradition deutscher Gelehrsamkeit angehörend, zu jenen Persönlichkeiten zählte, die auch in umstrittenen Zeiten der deutschen Wissenschaft ihr hohes Ansehen erhalten hatten.

Für jede Hilfeleistung, die man Kehr irgendwie geboten hatte, war er menschlich dankbar, so rasch er sonst mit einem Tadel bereit sein konnte. Er hat seine Förderung nicht versagt, und er schmeichelte sich beim Gedanken, daß allein sein Name einem Passe-Partout in Berliner Gelehrtenkreisen gleichkam.

Seine Gelehrtenlaufbahn hat Kehr in die angesehensten Stellungen emporgehoben. Er hatte 1903 die Leitung des preußischen historischen Instituts in Rom übernommen, 1915 erhielt er, nach Berlin übersiedelt, die Generaldirektion der Preußischen Staatsarchive übertragen, 1919 war er Vorsitzender der Zentraldirektion der Monumenta Germania geworden, und endlich stand er auch dem Kaiser-Wilhelm-Institut vor. Die politischen Veränderungen konnten ihn niemals unberührt lassen. Im wesentlichen hat er doch jener Gesinnung, die er ein Leben lang beruflich und menschlich hochgehalten hatte, die Treue bewahrt.

Zum letzten mal besuchten wir Kehr in friedlichen und sonnigen Ferientagen in Flims. Es war kurz vor Ausbruch des Krieges. Er wußte damals, daß ein Augenleiden seinem Arbeitswillen wohl bald Grenzen setzen würde. Aber er trug den stillen Trost in sich, sein einst geplantes Werk nahezu vollendet zu haben. Spätere Grüße des alternden Gelehrten bereiteten uns noch öfters stille Freuden.

Was Kehr dank seiner ganzen Persönlichkeit, seiner initiativen und großartigen organisatorischen Kraft geschaffen hat und was wir seinem Geist überhaupt verdanken, wird das Andenken an ihn noch lange und weithin lebendig erhalten. Wir aber liebten in ihm noch mehr den Menschen, dessen natürliches, frohes und geistvolles Wesen niemals, auch nicht nach den erfolgreichsten Zeiten seines Lebens, in üblem Hochmut hätte versiegen können.

O. Vasella.

✝ Mgr Besson (1876-1945)

Ce ne sont pas, est-il besoin de le dire, les multiples aspects de la personnalité de Mgr Besson que nous nous proposons de caractériser dans cette notice. Notre but est simplement de rappeler les travaux que le prélat qui vient de nous quitter a consacrés à notre histoire nationale ainsi que la part qu'il a eue à la fondation de notre Revue.

Ce n'est pas au collège que le futur évêque a trouvé sa vocation d'historien ; pas même au séminaire, où il avait comme professeur l'abbé Jean Gremaud, dont l'enseignement ne valait de loin pas les savantes publications et qui ne semblait guère se préoccuper de susciter chez ses élèves des disciples et des continuateurs. Ce fut une circonstance fortuite qui orienta le jeune abbé Besson du côté de l'histoire. Après deux ans et demi de vicariat à La Chaux-de-Fonds, gravement atteint dans sa santé, il fut envoyé, en 1903, à Turin, sa ville natale, pour se reposer. Il y rencontra plusieurs compatriotes qui travaillaient aux archives royales de la ville : M. Victor van Berchem, M. Bernard de Cérenville, M. Th. Frédéric Dubois — avec lequel il devait rester toujours affectueusement uni, et qui l'a précédé de quelques semaines dans la tombe — et M. Alfred Millioud, aide-archiviste à Lausanne, qui le décida à s'associer aux travaux de ses amis. C'est alors qu'il trouva, dans un ancien martyrologe de la bibliothèque de Turin, la mention d'un saint Salonius, évêque de Genève (celui dont une déformation a fait un Salomon, évêque de Gênes). Ce fut le point de départ de ses recherches sur les origines des évêchés de la Suisse romande, étude qui fut très rapidement menée, puisque l'auteur en publiait déjà trois chapitres, relatifs au diocèse de Genève, dans l'*Anzeiger* de 1904, et un autre, sur les origines de Romainmôtier, dans la *Revue historique vaudoise* de la même année. Le 24 avril 1904, il faisait à l'Académie royale de Turin une communication sur l'épitaphe de saint Maire, qu'il proposait d'attribuer à Venance Fortunat. Il donnait, dans les *Archives de la Société d'Histoire du canton de Fribourg*, également en 1904, une dissertation sur la dénomination « Episcopus Ecclesiæ Aventicæ », problème qu'il reprit, l'année suivante, dans l'*Anzeiger*, où parut ensuite une réponse de M. Maxime Reymond, suivie d'une réplique de l'abbé Besson. Complétées par divers chapitres qui manquaient encore, notamment sur le diocèse du Valais, ces études furent présentées en juin 1905 comme thèse de doctorat ès lettres à l'Université de Fribourg et publiées en 1906 sous le titre : *Recherches sur les origines des Evêchés de Genève, Lausanne, Sion et leurs premiers titulaires jusqu'au déclin du VI^e^ siècle*. Ce n'était, aux yeux du jeune docteur, qu'un ouvrage préparatoire. Il avait, disait-il, recueilli des matériaux et publié des textes ainsi que les premiers commentaires qu'ils avaient suscités, exprimant le vœu que d'autres viendraient après lui, qui, à l'aide des documents qu'il leur avait fournis, feraient l'histoire proprement dite. Il soulignait d'autre part tout ce que lui-même

devait aux *Fastes Episcopaux* de Mgr Duchesne : « Il resterait bien peu de pages au présent opuscule, déclarait-il, s'il fallait en retrancher ce qui fut au moins inspiré et facilité beaucoup par les travaux de l'éminent Directeur de l'Ecole Française à Rome. » Ces conclusions, déjà ébauchées par Mgr Duchesne, l'abbé Besson les avait approfondies et développées. Elles sont, depuis lors, demeurées classiques.

Le jeune docteur, entre temps, était retourné à Turin et c'est alors, de l'hiver 1904-1905 jusqu'en juin 1906, que, de sa claire et ferme écriture, il poursuivit aux archives de la capitale du Piémont, à la demande de la Société d'histoire et du gouvernement de Fribourg, la transcription, commencée par M. Millioud quelques années auparavant, des comptes de la châtellenie d'Estavayer ainsi que de la guerre de Fribourg contre la Savoie en 1447-48, et qu'il dressa le regeste de ce que ces mêmes archives renferment au sujet de notre histoire cantonale.

L'abbé Besson rentra définitivement en Suisse au milieu de 1906. C'était le moment où se tenaient les séances qui préludaient à la création de notre *Revue d'Histoire ecclésiastique suisse*. Le comité de rédaction proprement dit comprenait M. Büchi, Mgr Kirsch et M. Reinhardt. Il y manquait un membre pour la partie de la revue qui serait consacrée aux articles de langue française. M. Besson était tout désigné pour remplir ces fonctions. Il figure au comité dès la séance du 9 novembre 1906, où il fut nommé secrétaire de rédaction. Il a désormais tenu le procès-verbal des séances des rédacteurs jusqu'en 1920, c'est-à-dire jusqu'à son élévation à l'épiscopat, donnant au surplus à la revue, surtout au début, divers Mélanges, des communiqués et des comptes rendus, en 1907, un mémoire pour l'histoire de saint Aimé (qu'il reproduisit plus tard dans son livre sur l'abbaye de Saint-Maurice), une étude sur les évêques de Genève de 626 à 892, et, en 1918, une autre sur les premiers évêques de Bâle.

Nommé professeur d'histoire au gymnase du Collège Saint-Michel en 1907, professeur d'histoire de l'Eglise au Grand Séminaire en septembre de la même année, et, en 1908, professeur extraordinaire à la chaire d'histoire du moyen âge de l'Université de Fribourg, l'abbé Besson poursuivait, pour le diocèse de Lausanne, ses études précédentes, et il publiait en 1908 son 2e grand travail, sa *Contribution à l'histoire du diocèse de Lausanne sous la domination franque*. Il y établissait la liste de nos évêques jusqu'à la fondation du 2e Royaume de Bourgogne. Il y ajoutait divers chapitres sur les moines et les abbayes de notre pays romand — la plus importante était consacrée à saint Himier — et il reproduisait en appendice un grand nombre de documents. « Il n'y a rien de bien nouveau dans ce livre, disait-il dans la préface. Nous avons essayé d'y mettre au point les travaux de nos devanciers et de les compléter un peu. » En réalité, il suffit de comparer les anciennes listes des premiers évêques de Lausanne, non seulement celle de la *Lausanna Christiana* de Mgr de Lenzbourg, mais encore celle des *Mémoires historiques sur le Diocèse de Lausanne* du Père Schmitt, pour voir tout le chemin parcouru : des noms fantaisistes ont été éliminés, d'autres ont été remis à leur véritable place. Là encore, la liste, rectifiée, est désormais classique.

S'il étudiait les textes mérovingiens et carolingiens, notre professeur s'intéressait aussi à l'archéologie. Il faut ici revenir un peu en arrière et sortir des limites de l'histoire suisse. Vers la fin de 1900, après un peu plus d'une demi-année de vicariat à la Chaux-de-Fonds, l'abbé Besson, interrompant ce ministère à la demande de ses supérieurs, se rendit à Rome et passa quelques mois, jusqu'au milieu de 1901, au Campo Santo. C'est là qu'il rencontra Emile Göller, Antoine Baumstark, auprès duquel il apprit le syriaque, le jeune Augustin Stegenšek, qui travaillait à une histoire de l'art et qui mourut, en 1920 déjà, professeur en Yougoslavie ; là enfin qu'il eut l'occasion, sous la direction de Mgr de Waal, de descendre pour la première fois dans les catacombes, où il devait revenir si souvent plus tard, pour y conduire des pèlerins de son diocèse ou pour prendre connaissance, en compagnie de Mgr Belvedere ou de Mgr Kirsch — une dernière fois, en 1938, à Saint-Alexandre, sur la Via Nomentana — des trouvailles récentes faites dans le sous-sol de la Ville éternelle ou des environs. Or, en 1908, avait été découvert non loin de Romont, à Lussy, un cimetière burgonde, et l'abbé Besson accepta d'accompagner M. l'abbé François Ducrest, archéologue cantonal, pour l'exploration systématique de ces tombes. Il aimait à raconter, vibrant encore de l'enthousiasme que suscitaient ces trouvailles dans le cœur des deux amis, les péripéties de ces recherches. Il avait prévu d'abord, pour le 2e de ses ouvrages dont il a été fait mention ci-dessus, un chapitre sur les objets plus ou moins artistiques trouvés en terre romande et remontant à l'époque franque. Enrichi entre autres du résultat des fouilles récentes de Lussy, ce chapitre finit par devenir un bel in-4° de 240 pages : *L'Art barbare dans l'ancien diocèse de Lausanne*, volume très richement illustré, qui sortit de presse en 1909. L'auteur y étudie les objets, de nature très diverse, appartenant à l'époque qui va de l'introduction du christianisme en Suisse romande jusqu'à la fin du IXe siècle, spécialement les ceinturons, les fibules, les colliers et bracelets ainsi que les armes et les monnaies. En cette même année 1909, dans les *Etrennes fribourgeoises* (« La plus ancienne croix du canton de Fribourg »), ainsi que dans plusieurs fascicules du *Fribourg artistique* des années 1910, 1911 et 1912, il continuait à présenter au public les plus beaux objets de ces siècles lointains retrouvés chez nous, et l'on comprend dès lors que le gouvernement vaudois ait appelé le professeur d'histoire du séminaire de Fribourg à faire partie, avec MM. Albert Næf, archéologue cantonal, et Eugène Bron, architecte, de la commission qui, de 1909 à 1912, commença les fouilles dans le sous-sol de la cathédrale de Lausanne.

En 1910, l'abbé Besson publiait un 2e volume consacré à l'art ancien dans notre pays : *Les antiquités du Valais*, nouvel in-4°, de 112 pages, avec 50 planches et de nombreuses illustrations dans le texte, « travail splendide, exemplaire à tous les points de vue », écrivait M. Stückelberg, avec des « reproductions qui surpassent tout ce qui a été fait jusqu'ici dans ce domaine ».

En 1911, l'infatigable professeur fondait la *Revue Charlemagne*, qui devait être consacrée aux problèmes historiques de l'époque carolingienne

et tout autant aux découvertes archéologiques relatives à cette même période. L'abbé Besson fut non seulement le directeur, mais aussi le principal rédacteur de ce périodique : la plupart des mélanges ainsi qu'un grand nombre de comptes rendus sont signés de ses initiales.

La *Revue Charlemagne* ne vécut que deux ans. Le 2e volume — celui de 1912 — se terminait par une étude de 60 pages de l'abbé Besson sur la question du martyre de saint Maurice et de ses compagnons. C'était l'essentiel du 1er chapitre de son volume sur les origines de l'abbaye de Saint-Maurice, auquel il travaillait depuis plusieurs années, puisqu'il l'avait déjà annoncé en 1906, et qu'un chapitre, « La Vita Abbatum Acaunensium et la critique récente », avait déjà paru dans l'*Anzeiger* de 1904. Sous le titre *Monasterium Acaunense*, le livre sortit de presse en 1913. L'auteur y examine « les textes relatifs au martyre de la légion thébaine, les documents concernant la date de la fondation de l'abbaye et la biographie des premiers personnages les plus illustres qui vécurent ou furent ensevelis dans ses murs ». Dans sa pensée, les conclusions auxquelles il aboutissait, déduites de ce que permettent d'affirmer les sources littéraires, devaient compléter celles que les fouilles entreprises à l'abbaye par M. le chanoine Bourban allaient faire connaître. Sur la question des soldats thébains, M. l'abbé Besson admettait « la réalité du martyre des Saints Maurice, Exupère, Candide, Victor, et de leurs nombreux compagnons anonymes, survenu à Agaune, le 22 septembre d'une année inconnue, mais voisine de 280|300 » (p. 22). C'était une solution moyenne, qui se tenait à égale distance de la *légion* du récit de saint Eucher d'une part, et des dénégations d'Egli et de Krusch de l'autre. Quelques-uns trouvèrent cette conclusion audacieuse, tandis que pour d'autres elle était encore trop conservatrice. On n'a, depuis, rien trouvé qui permette avec certitude d'en soutenir une autre.

On ne se douterait certes pas, en lisant les savantes publications de M. l'abbé Besson — 5 volumes en l'espace de 8 ans — que, parallèlement à ces études, il s'adonnait aux travaux du ministère. Depuis juillet 1906, il prêchait chaque dimanche à Ballaigues, au Brassus et surtout à Vallorbe, où il s'occupait en particulier des ouvriers italiens travaillant au tunnel du Mont-d'Or, et où il donna presque régulièrement, jusqu'en 1919, la retraite aux jeunes filles du pensionnat catholique. Dès 1913, une tâche plus précise lui fut confiée par Mgr Bovet : il fut chargé de préparer l'érection de la paroisse du Saint-Rédempteur à Lausanne. Il quitta donc Fribourg pour venir s'établir dans la capitale vaudoise — c'est de Lausanne qu'il signa, le 22 septembre 1913, la préface de son *Monasterium Acaunense* —. Il construisit l'église actuelle de Rumine et fut nommé, en 1916, curé de la paroisse désormais constituée. Six ans après son arrivée à Lausanne, il rentrait à Fribourg, en septembre 1919, comme supérieur du Grand Séminaire, et, en mai 1920, il devenait l'évêque de notre diocèse.

Il avait, pendant ce temps, conservé ses cours d'histoire au Séminaire ainsi qu'à l'Université de Fribourg, où il avait été nommé, en 1919, professeur ordinaire. Son activité littéraire, par contre, avait pris une orientation différente. Il assuma, de 1912 à 1919, la rédaction de l'*Echo vaudois*.

Il publia, comme curé du Saint-Rédempteur, une série de brochures apologétiques, qu'il réédita en 1921, préludant aux beaux ouvrages qu'il allait publier, comme évêque, sur l'*Eglise et la Bible* (1927), sur *Saint Pierre et les origines de la primauté romaine* (1929), sur la *Sainte Vierge* (1942), etc., mais il dut renoncer aux recherches d'histoire qu'il avait consacrées à notre pays romand.

Pas entièrement cependant. Il publia, en 1921, sous le titre *Nos origines chrétiennes*, un volume sur les commencements du christianisme en Suisse française, qui était, à l'adresse du grand public, un résumé et en même temps une mise au point de ses travaux antérieurs. Enfin, en 1937 et 1938, il fit paraître ses deux volumes sur l'*Eglise et l'imprimerie*, dans lesquels il étudie les livres imprimés jusqu'en 1525, par ou pour des gens d'Eglise, dans les anciens diocèses de Lausanne et de Genève, spécialement les éditions de l'Ecriture Sainte, les bréviaires, missels, livres d'Heures, les constitutions synodales, les lettres d'indulgences, etc. Il suffit de feuilleter ces deux volumes — un millier de pages en tout — pour comprendre ce que cette étude a exigé de recherches, de déplacements, de correspondances, de minutieuses comparaisons, portant non seulement sur les mots mais même sur chacune des lettres de ces mots, et l'on s'étonne que Mgr Besson ait pu trouver le temps, au milieu de ses multiples occupations, de se livrer à des études aussi absorbantes. Il avait, il est vrai, le travail extraordinairement facile, et il ne donnait jamais l'impression d'être pressé ; mais il savait aussi utiliser tous les instants de la journée. C'est ainsi que, alors qu'il préparait l'ouvrage dont il vient d'être question, il emportait généralement avec lui, en visite pastorale, l'un ou l'autre de ces vieux imprimés, et il trouvait le moyen, le soir ou tôt le matin, de se livrer aux laborieuses confrontations qu'il s'était imposées et qu'il tint à faire toujours lui-même. Il ne se contentait pas d'un à peu près. Chaque citation était accompagnée de sa référence et chaque référence était préalablement rigoureusement contrôlée. Lorsque ses recherches ne lui permettaient pas d'aboutir à une affirmation certaine, il préférait s'abstenir, et de cette précision ainsi que de cette prudence il a été plus d'une fois félicité. Quoiqu'il se plaignît parfois du contraire, il avait une excellente mémoire, doublée d'un flair qui déconcerta à plus d'une reprise ceux qui, sans résultat, du moins le croyaient-ils, s'étaient livrés pour lui à quelque recherche.

Mgr Besson était un artiste. On ne sait guère que certaines vignettes de ses livres, ainsi les moines encapuchonnés qui ornent la couverture de ses premiers ouvrages, étaient dus à son pinceau. Il avait, et ceci a été souvent relevé, la passion du travail bien présenté : bon papier, beaux caractères d'imprimerie ; surtout il ne reculait devant aucune dépense pour que les illustrations de ses livres fussent non seulement belles, mais luxueuses et somptueuses. On lui a même reproché de pécher, dans ce sens, un peu par excès.

Il y aurait lieu enfin de parler du style de Mgr Besson, de cette lumineuse clarté avec laquelle il exposait un problème, résumait une opinion et déroulait une démonstration. Surtout il faudrait rappeler toute

la poésie qu'il savait mettre dans ses introductions, ces émouvantes évocations du passé, ces images tendres et gracieuses, qui se pressaient sous sa plume et qui lui gagnaient d'emblée le cœur du lecteur.

Ses dernières joies terrestres lui ont été fournies par l'histoire. Quand il eut enfin surmonté la crise qui l'avait frappé exactement un mois avant sa mort, les quelques distractions qu'il put s'accorder consistèrent à feuilleter le beau volume que M. le docteur Bach vient de consacrer à la cathédrale de Lausanne, ouvrage dont la 1re partie lui rappelait les fouilles auxquelles il avait, naguère, collaboré lui-même. Il parcourut avec un visible plaisir le *Jahrbuch* de 1944 *du Musée historique de Berne*, relatif spécialement à ces objets du haut moyen âge qui l'avaient passionné lui-même. Il prit connaissance du procès-verbal de la dernière séance du comité du Musée national de Zurich, dont il faisait partie depuis bien des années, ainsi que du rapport sur les fouilles entreprises récemment à Saint-Maurice, au « Martolet » par MM. Louis Blondel et Pierre Bouffard. Enfin, le 24 février, exactement deux heures avant sa mort, il recevait un certain nombre de photographies, mises de côté à son intention par M. Frédéric Dubois, photographies qui reproduisaient les gisants, conservés à la cathédrale de Lausanne, de trois anciens évêques du diocèse, en crosse et en mitre ; Mgr Besson exprima à plusieurs de ses visiteurs le plaisir que lui procurait cet envoi, ultime attention d'un ami très cher ; et, le même soir, c'était lui qui, dans cette même attitude que les artistes du moyen âge avaient donnée à ses lointains prédécesseurs, reposait sur son lit funèbre, ayant à ses côtés la crosse que le clergé du diocèse venait de lui offrir à l'aube des 25 ans de son épiscopat.

Mgr Besson est mort ne laissant pas de livre sur le chantier ni d'ouvrage projeté pour ses moments de loisir. Ceux-ci, encore une fois, étaient rares ; ses forces au surplus avaient baissé ; mais surtout les responsabilités et les tâches qu'il avait à assumer comme évêque passaient avant toute autre préoccupation et lui ont sans doute fait écarter plus d'une fois la pensée même d'entreprendre encore une étude du genre de celles auxquelles il s'était voué dans ses jeunes années. Il laisse, dans la Suisse entière, le souvenir d'un grand évêque, d'un homme profondément attaché à son pays, soucieux d'en défendre les traditions et de maintenir son patrimoine moral, et avant tout d'un apôtre infatigable de la paix confessionnelle ; mais il avait été, à l'origine, et il demeura dans la suite, dans la mesure où ses nouvelles fonctions le lui permirent, un historien de grande valeur, qui a consacré au passé de la Suisse, spécialement à cette époque qui va de l'arrivée des barbares jusqu'à l'entrée du moyen âge, des ouvrages qui resteront. Le rappeler était, encore une fois, le seul but de cette hâtive notice.

L. Wœber.

Die zweite und dritte Nunziatur des Giovanni Antonio Volpe

Von Dr. Karl FRY, Trun

(Fortsetzung und Schluß)

2. Die Verhandlungen nach der Errichtung der Nunziatur

Da wurde die Stellung der Gegner Genfs durch das Eingreifen Gregors XIII. unerwartet mächtig gestärkt. Am 31. Oktober 1573 wurde Giovanni Antonio Volpe zum Nunzius in der Eidgenossenschaft ernannt [1].

Des Bischofs von Como dritte Nunziatur kam unerwartet ; ja, sie bedeutete selbst für einen Mann, der mit Rom und dem Ernannten in so enger Fühlung stand wie *Borromeo*, eine Überraschung. Am 11. November äußerte sich der Kardinal in einem Schreiben an seinen Vertrauensmann *Cesare Spetiano* in Rom, auf die Kunde hin, man stehe vor der Besetzung der Schweizer Nunziatur, zu dieser Frage. Es sei wichtig, eine Persönlichkeit zu ernennen, die durch gute Lebensführung, Bildung und Eifer bei den religiös lauen Schweizern [2] « qualche notabile frutto spirituale » erreichen könnte. Offenbar dachte Borromeo an die Entsendung eines Nunzius, der im Sinne des Tridentinums wirken sollte, wie es später durch Nunzius Bonhomini tatsächlich geschah. Auffallend ist, daß Borromeo unter den Kandidaten, die er für die Schweizer Nunziatur zur Diskussion stellt, den Comascher Bischof nicht erwähnt [3]. Es handelte sich aber auch nicht um einen tridentinischen Nunzius. Und die Nunziatur, von der Borromeo Gerüchte aufgefangen hatte, war unterdessen bereits Tatsache geworden. Sie bedeutete zweifellos selbst für die katholischen Orte eine Überraschung. Wir vernehmen nirgends, daß von Verhandlungen um die Entsendung eines

[1] nr 1004 1005.

[2] Dieses Urteil über die Schweizer ist im Munde Borromeos merkwürdig und stimmt nicht ganz überein mit andern Aussagen, die er gelegentlich machte, namentlich auch nicht mit den Urteilen Volpes auf seiner ersten Nunziatur (s. *Fry*, 213 ff.).

[3] s. nr 1007.

Nunzius um diese Zeit zwischen Rom und den Orten die Rede gewesen wäre. Und hatte man bisher in den vergangenen Jahren davon gesprochen, dann hatte es sich stets um einen tridentinischen Nunzius gehandelt [1].

Nun wurde die Frage urplötzlich durch die römische Kurie einseitig gelöst, und der Ernannte sollte in einer wenn auch religiös untermauerten so doch ausgesprochen politischen Frage auftreten.

Auch diesmal war es, wie bei der zweiten Nunziatur, *der Kardinal von Como*, der Volpe für den neuen Posten vorgeschlagen hatte [2]. Wir kennen die *Instruktion* zur dritten Nunziatur Volpes nicht. Aus den beiden *Kreditiven* an die VII Orte [3] und dem Antwortschreiben Volpes auf seine Ernennung [4] hingegen ist ersichtlich, daß seine Mission einzig darin bestand, die katholischen Orte vom Bündnis mit Genf abzuhalten. Volpe wurde zwar ausdrücklich bei allen katholischen Orten akkreditiert [5], es war aber jedenfalls deutlich genug, daß er noch eigens bei den VI Orten eingeführt werden sollte [6]. So konnte er, dachte man sich in Rom, je nach den Umständen und der Entwicklung der Frage vor den VII zusammen, oder auch, wenn Solothurn sich von den andern sondern sollte, nur vor den VI autoritativ auftreten.

Der Nunzius war angewiesen, in sein Legationsgebiet abzureisen, wenn es feststünde, daß dort Bündnisverhandlungen mit Genf vor sich gingen und es zum Abschluß kommen könnte. An diesen bedingten Reisebefehl nun klammerte sich Volpe, um seine Abreise vorläufig hinausschieben zu dürfen. Im übrigen war er jetzt über die ihm übertragene Nunziatur nicht begeisterter als 1565. Sein Schreiben an Como, nachdem er Kenntnis von seiner Ernennung erhalten hatte, ist mit soviclen Vorbehalten gespickt, daß es auf eine unmißverständliche Ablehnung hinausläuft. Wie vor 8 Jahren spielt wieder die finanzielle Seite eine Hauptrolle. Volpes Vermögen ist mäßig, die Auslagen in der

[1] Vgl. dazu *Feller*, Lussy II 39 ff. das Kapitel « Der Kampf um die Nunziatur ».

[2] s. nr 1008 [6].

[3] nr 1005. Während nr 1004 keinen direkten Bezug auf die Geschäftsaufträge der N. nimmt, ist der Wortlaut von nr 1005 nur im Zusammenhang mit der Genferfrage zu verstehen.

[4] nr 1008.

[5] nr 1004.

[6] nr 1005 mit der doppelten Adresse (an die VI, und doch alle VII) war wohl als Kreditiv an die VI (ohne Solothurn) gedacht, und wohl nur durch ein hier gewiß schwerwiegendes Versehen des Sekretärs kam Solothurn in den Text der Adresse. Man beachte die Reihenfolge der Orte in der Solothurn von Freiburg getrennt und an den Schluß gestellt ist.

Schweiz, namentlich beim ersten Auftreten, sind, bei Leuten, die die « utilità » zum « solo bossolo della sua navigatione » machen, ungeheuer. Dazu sind die Lebenskosten im Preis ums doppelte gestiegen. Mit guten Worten allein sei dem Nunzius auch nicht geholfen, Como wisse ja, wie er bei der ersten Nunziatur behandelt worden sei [1]. Was die Genferfrage selber betreffe, glaubt Volpe auf Grund der ihm zugekommenen Nachrichten, das Bündnis lasse sich kaum mehr verhindern. Dies besonders darum nicht, weil Frankreich es mit aller Macht begünstige. Frankreich aber besitze in seinen Pensionen ein allmächtiges Druckmittel, das es eben jetzt spielen lasse. Um Frankreich die Stange zu halten, müßte der Heilige Stuhl gewaltige Summen spenden [2]. Auch wäre der Heilige Stuhl kompromittiert, wenn ein Nunzius zur Betreibung einer einzigen und aussichtslosen Sache ins Land ginge und seine Sendung dann mißlänge. Dies alles glaubte Volpe dem Staatssekretär deutlich sagen zu müssen, bevor er sich entschloß, ins Legationsgebiet abzureisen. Dies umsomehr, als er ja, wie gesagt, nur bedingt dazu aufgefordert war. Überdies führt Volpe gegen eine Überquerung der Alpen mitten im Winter seine 60 Jahre, die sich eher nach Ruhe und Bequemlichkeit sehnten, ins Feld. Auch das rauhe Klima in der Schweiz diene ihm nicht ; schon bei der ersten Nunziatur sei er lebensgefährlich bedroht gewesen und habe er das Gehör an einem Ohre verloren. Übrigens habe er den Kontakt mit den Schweizern verloren, da in den 10 Jahren seit seinem Wegzug aus der Eidgenossenschaft manche Freunde gestorben seien und er die Mittel nicht besaß, einen ständigen Berichterstatter im Lande zu halten.

Der Nunzius läßt durchblicken, man könnte in Rom auf alle diese Einwendungen hin den Gedanken an die Entsendung eines Nunzius fallen lassen. Sollte man aber doch darauf bestehen, möchte man eine geeignetere Persönlichkeit ausfindig machen. Gerne wollte er dieser mit Rat und Tat zur Seite stehen.

In den uns vorliegenden Akten der dritten Nunziatur finden wir keine Spur von einer Rückgängigmachung der Ernennung, wie wir sie für die zweite besitzen. Volpe nimmt im Gegenteil die Berichterstattung

[1] s. diese Zeitschrift Heft I (1945) S. 8.

[2] Lo spendere, al quale sempre quella Natione ha l'occhio più ch'ad altra cosa, sarebbe infinito, così per l'utile ordinario come per contropporsi ai donativi di Francia et con quella arte arischiare di guadagnare quel che si tiene quasi perduto, s'è vero quel che disse Rollo, et a fare questo vi vole non solo gran spesa, ma profusione, essendo quegli humori quasi tutti come schiavi di Francia, per le ragioni gia dette (nr 100).

im Genferhandel auf und fährt mit ihr für die ganze Dauer der Verhandlungen fort. So wird die Annahme berechtigt sein, Rom habe auf die Abreise ins Legationsgebiet wunschgemäß verzichtet, im übrigen die Ernennung aufrecht erhalten. Die Kurie — Gregor hatte die Nunziaturen, wie wir gesehen haben, auch nach der finanziellen Seite hin reorganisiert — wird die Kosten für die Führung der Geschäfte von Como aus in befriedigender Weise gelöst haben. Mit der vorläufigen Sistierung der Verhandlungen im Genferhandel — Ende 1574 — wird die Nunziatur faktisch erloschen sein [1].

Wie kam es nun aber überhaupt zur dritten Nunziatur Volpes? Rom richtete seit der Thronbesteigung Gregors seine Aufmerksamkeit nach Norden. Der Papst, der dem Herzog von Savoyen alles Interesse entgegenbrachte, war über die Vorgänge um Genf genau informiert. Zunächst gewiß über die Nunziatur in Turin [2]. Aber auch Volpe war, auf seinem Beobachtungsposten an der Grenze und an der Durchgangsstation Schweiz-Mailand, erstklassig unterrichtet. Schon vor seiner Ernennung zum Nunzius hatte er in der Genferfrage bis Ende September 1573 zweimal einen Bericht an den Kardinalstaatssekretär eingesandt [3]. Ob er dazu aufgefordert worden war oder ob es spontan geschah, wissen wir nicht. Jedenfalls aber verstehen wir nun, warum die in Rom zur Verhütung des Bündnisses nötig erachtete Nunziatur gerade ihm übertragen wurde. Niemand konnte sich leichter Informationen über den Stand der Dinge in der Eidgenossenschaft verschaffen als er, und wenn einer Aussicht hatte, die katholischen Eidgenossen vom Genferbündnis abzuhalten, dann sicher Giovanni Antonio Volpe, der seine erste Nunziatur zur vollen Zufriedenheit der Schweizer versehen hatte und in den Orten immer noch in hohem Ansehen stand [4].

[1] Die dritte Nunziatur war durch den Genferhandel veranlaßt worden und nahm mit seiner Beendigung auch ihren Abschluß. Volpe erwähnt die Genferfrage zum letzten Mal am 26. Juli 1575 (nr 1184). Es ist aber eine nur beiläufige Erwähnung, nachdem sie ihn schon lange nicht mehr ernstlich beschäftigt hat. Die Registerbände in Como schränken sie auf die Jahre 1573/74 ein (s. nr 1008 [1]). Wir setzen ihren Abschluß in den Akten auf Ende 1575 an, einmal, weil Volpe doch auch noch im Jahre 1575 mit seiner Berichterstattung nach Rom fortfährt und dann auch, weil in diesem Jahre namentlich noch Fragen zu erledigen waren, die aus dem Genferhandel resultierten, wie die Forderungen Lussys (s. nr 1168).

[2] Vgl. *Feller*, Lussy I 185. [3] Vgl. nr 1008.

[4] Der Hinweis darauf in den beiden Kreditiven ist keine bloß diplomatische Formel. Noch in der Urkunde vom 6. Juli 1640, in der die Boten der XII Orte in Lugano den Comascher Volpis das Bürgerrecht ausstellen (s. *Fry*, I S. xx), greifen sie auf die guten Dienste des Nunzius zurück.

Aus dem Antwortschreiben Volpes auf seine Ernennung zum Nunzius [1] erfahren wir zusammenhängend den Stand der Genferfrage Ende September und Mitte November.

Dabei ist zu beachten, daß Volpe Ende September den Handel nur aus Berichten von durchziehenden Kaufleuten und Reisenden kannte. Darnach machte die Calvin-Stadt um diese Zeit alle Anstrengungen, Freiburg für sich zu gewinnen. Wie Volpe informiert war, stand zu fürchten, Freiburg setze sich über die religiösen Bedenken hinweg und lasse sich, trotz der Abmahnung durch die V Orte, ins Genfer Lager locken, dies umso mehr, als Frankreich die Genfer begünstigte. Anfangs November sprach *Ritter Walter Roll* bei einer *Wallfahrt nach Loreto* mit *Melchior Lussy*, dem Sohn des Ritters, bei Volpe in Como vor. Roll entwarf nun vom Stande der Angelegenheit ein sehr düsteres Bild. Freiburg war entschlossen, da die V Orte einem eigentlichen Bündnis mit Genf ihr Veto entgegensetzten, die Stadt ins Burgrecht aufzunehmen [2], wogegen die V Orte, wie man glaubte, nichts einwenden könnten. Den Vorhalt, das komme sachlich aufs gleiche hinaus, paralisierte Frankreich mit Geld und Pensionen. Schon waren *Luzern* und *Schwyz* für diesen Standpunkt so gut wie gewonnen, während *Uri* und *Nidwalden* unerschüttert blieben. Roll befürchtete, Genf könnte mit Hilfe Frankreichs, in dessen Schlepptau alle standen, ans Ziel kommen. Einen Weg, dieses Spiel zu hintertreiben, wollte der Ritter dem Nunzius aber trotz allem Drängen nicht nennen. Volpe selber war der Ansicht, das Bündnis könnte nur verhindert werden, wenn Frankreich mit den eigenen Waffen aus dem Felde geschlagen würde: durch Unsummen von Geld [3]. Die Lage sei ganz anders, als 1560 bei den Verhandlungen um das savoyische Bündnis, da Volpe damals schon beim Auftauchen des Planes im Lande war und Frankreich sich nicht einmischte. Zum Schluß schlug der Nunzius dem Staatssekretär vor, man solle schauen, durch den *Gardehauptmann von Bologna* oder den Gouverneur von Loreto Roll nach Rom zu dirigieren, um von ihm den Stand der Frage genauer zu erfahren. Ferner wäre es unerläßlich, daß der französische Gesandte die Begünstigung des Bündnisses einstellte.

Der Kardinal von Como war, wie ein Schreiben von ihm an Volpe

[1] nr 1008.

[2] recevere Genevesi in loro vicini et cittadini (nr 1008).

[3] essendo quegli humori quasi tutti come schiavi di Francia ... vi vole non solo gran spesa, ma profusione (s. o. Anm. 133).

vom 7. November meldete, optimistischer. Nach seiner Auffassung mußten sich die Bündnisverhandlungen zum mindesten in die Länge ziehen und die V Orte mußten es aus eigenem Interesse bekämpfen. Daß es nicht so rasch zu einem Abschluß kam, nahm zwar auch Volpe an, jedenfalls aber habe das französische Gold eine unberechenbare Macht. Auch warnte er den Staatssekretär, die Berichterstattung des Ritters *Ruginelli*, der, wie ihm gemeldet wurde, im Solde Frankreichs stehe, mit Vorsicht aufzunehmen [1].

Unterdessen trafen in Como, es war gegen Ende November, die Berichte der beiden Gewährsmänner des Nunzius, an die er sich am 14. November gewandt hatte [2], ein. *Ritter Johannes Zumbrunnen*, Volpes Vertrauter und Schützling seit seiner ersten Nunziatur, beurteilte die Lage im wesentlichen wie sie der Nunzius in Rom geschildert hatte. Er bestätigte, Genf habe den Gedanken an ein Bündnis mit allen Orten, da dieses von Katholiken und Protestanten abgewiesen worden, definitiv fallen lassen. An dessen Stelle suchte es die Verbindung mit den beiden katholischen Ständen *Freiburg* und *Solothurn*. Es war der Calvin-Stadt tatsächlich gelungen, die V Orte zu spalten. *Luzern* und *Schwyz* waren gewillt, die Sache stillschweigend sich entwickeln zu lassen. Damit gaben sich die beiden Weststädte zufrieden, denn so konnten sie Genf ohne weiteres zu Willen sein. Dagegen aber stemmten sich *Uri* und *Unterwalden*. Diese beiden Kantone suchten nun mit Schwyz zu unterhandeln, um diesen Ort auf offener Landsgemeinde zu ihnen herüberzuziehen. Einmal so weit, wollten die III Länder Luzern gewinnen, worauf Zug von selber folgen würde. Dadurch würden Freiburg und Solothurn am Bündnis, das im Geheimen wohl bereits beschlossene Sache sei, verhindert. Zumbrunnen, der sich durch seine Stellungnahme gegen Genf den Zorn Frankreichs zugezogen, hatte sich an *Borromeo* gewendet, damit dieser beim König gegen die Begünstigung des Bündnisses durch seine Gesandten in der Schweiz vorstellig werde. Das war nach Ansicht Zumbrunnens die einzige Möglichkeit, das Bündnis zu verhindern [3].

Der Gardehauptmann Jost Segesser weicht in seinem Bericht vom 27. November von dem Zumbrunnens wesentlich ab. Zunächst fällt

[1] nr 1010.

[2] Volpe bat auch noch andere Freunde um Auskunft, darunter Lussy, s. nr 1014 1017.

[3] Zumbrunnen / Volpe, 22. November (nr 1011). Vgl. mit seinem Bericht den identischen von Mentlens an Herzog von Florenz (nr 1015).

auf, daß er das Spiel Frankreichs mit keinem Wort erwähnt und auch von einer Spaltung unter den V Orten nicht das geringste verlauten läßt. Im Gegenteil, mit den scharfen Worten: die V Orte wollten, daß Genf « insieme con tutti quelli che son dentro fussero brugiatti in polvere, sicome bene l'hanno meritato », läßt er die Meinung aufkommen, alle seien geschlossen gegen das Bündnis. Wir verstehen, der Luzerner durfte auf seine Herren keinen Verdacht fallen lassen. Segesser rät, der Heilige Vater sollte Freiburg, wo viele Gutgesinnte gegen das Bündnis seien, durch ein Breve zur Treue mahnen. Lehne Freiburg ab, so werde sich Solothurn allein mit Genf auch kaum einlassen [1].

In seinem Begleitschreiben zum Bericht Zumbrunnens wies Volpe den Kardinal von Como mit Nachdruck auf die Notwendigkeit hin, Frankreich aus dem Spiel zu halten. Er regte auch die Absendung von *Aufmunterungsschreiben* an einzelne Herren in den Orten an, wie an *Zumbrunnen* in Uri, *Dietrich Inderhalden* in Schwyz, *Lussy* in Unterwalden. Auf jeden Fall müßte man suchen, Zeit zu gewinnen, um im gegebenen Augenblick dann handeln zu können. Ob man ans Ziel gelange, könne er nicht sagen, hingegen seien jedenfalls zwei Dinge sicher: Erstens könne niemand sagen, wie sich die Dinge wenden würden, da viele Orte « et molti cervelli » mitzureden hätten; zweitens sei damit zu rechnen, daß alles sich in die Länge ziehe, welchem Umstand man durch Geldspenden abhelfen könnte [2].

Die *Bündnisaussichten Genfs mit den beiden katholischen Städten waren tatsächlich gut.* Man war daran, das Bündnis zu schließen. Solothurn drängte immer energischer. Anfangs Dezember 1573 waren Freiburg und Solothurn über alle Artikel des bereits aufgesetzten Bündnisvertrages bis auf den Punkt der Religion und « des Druckes schändlicher, ärgerlicher Bücher » einig. Zur Beseitigung dieser Differenz berief Solothurn für Bern, Freiburg und Solothurn einen Tag nach Bern, wo sich die drei Städte mit Genfer Boten besprechen sollten. Solothurn hoffte, « das gute und nützliche Werk sollte mit Gottes Hilfe zu Nutz und Ehr und Wohlfahrt unser aller glücklich abgehen » [2].

Diplomatisch sehr geschickt, ließ man den Bündnisentwurf [3] durch Freiburg vorlegen. Er wurde auf der Berner Konferenz beraten und

[1] Segesser / Volpe, 27. November (nr 1012); den von Lussy eingegangenen Bericht kennen wir leider im Wortlaut nicht (s. nr 1117); Lussy beurteilte die Lage offenbar gleich wie Zumbrunnen, ihren Ausgang aber weniger pessimistisch als er.

[2] nr 1016

[3] nr 1027.

mit unwesentlichen Änderungen — die Abänderungsvorschläge bezogen sich vor allem nicht auf die religiösen Klauseln des Entwurfes — von Bern und Solothurn angenommen. Das Bündnis schien, da der Vertragsentwurf alle von Freiburg gewünschten Sicherungen religiöser Natur enthielt, in kürzester Frist Tatsache zu werden. Da spielten nun aber zwei Minen, die alles zu zertrümmern drohten. Überraschenderweise wurde Genf, das die religiöse Seite der Angelegenheit bisher bagatellisiert hatte [1], gerade vor dieser jetzt stutzig. Es weigerte sich plötzlich, den katholischen Schutztruppen für den Fall eines Zuzuges nach Genf den katholischen Kult zuzugestehen [2]. Das bedeutete in diesem Augenblick den endgültigen Verlust Freiburgs, denn Genf arbeitete damit den Gegnern des Bündnisses in die Hände. Diese waren eben jetzt daran, alle Kräfte zur Erledigung des Bündnisses zu sammeln.

Mit einer Raschheit, die für die kurialen Gewohnheiten geradezu ordnungswidrig war, die aber auch zeigte, daß man gewillt war, jetzt keine Zeit mehr zu verlieren, ging der Staatssekretär auf die Vorschläge Volpes und seiner Freunde in der Schweiz ein. Am 7. Dezember 1573 erhielt Como die ihm durch Volpe übersandten Berichte Segessers und Lussys. Schon am 9. meldete er dem Nunzius, man habe ein *Breve an Freiburg* ausgestellt, das der Gardehauptmann, von dem die Anregung dazu ausgegangen war, in Freiburg persönlich übergeben solle. Gleichzeitig wird Volpe aufgefordert, alles zu tun, die «perniciosa amicitia» zu verhindern [3], nachdem er schon mit Schreiben vom 28. November ersucht worden war, die Kurie über den Lauf der Dinge ständig zu informieren [4].

Die Ausstellung des Breves verzögerte sich zwar bis zum 23. Dez. und es gelangte erst anfangs Januar 1574 nach Como [5]. Dafür erließ aber Kardinal Gallio am 12. Dezember ein *Schreiben an die V Orte*, das mit dem schmeichelhaften Satz begann, der Heilige Vater habe bei der Annahme der Tiara auf die Treue der Schweizer zur Erhaltung und Vermehrung des Glaubens gegen die Bosheit der Häretiker gebaut. Umsomehr schmerze ihn die Kunde von den Verhandlungen mit Genf. Wer dieses Bündnis betreibe, tue es, um die Orte mit dem Heiligen Stuhl und den katholischen Fürsten zu verfeinden. Der Heilige Vater würde es am meisten bedauern, wenn dieses Bündnis mit den Feinden des

[1] s. z. B. nr 978. [2] s. *Cramer*, I 220.
[3] nr 1018. [4] s. nr 1022. [5] s. nr 1026 1028.

Christentums sich unter seinem Pontifikat ereignen könnte, und er erwarte von ihnen, daß sie es ablehnten [1]. Am gleichen Tag ergingen *Mahnschreiben an Lussy, Johannes Zumbrunnen, Dietrich Inderhalden* und den *Gardehauptmann Segesser*. Die Herren wurden aufgefordert, den Heiligen Vater in seinem Kampf gegen das Genferbündnis zu unterstützen. Die Hast, womit die Schreiben, die Volpe angeregt hatte, erlassen wurden, ersehen wir daraus, daß Ritter Dietrich Inderhalden von Schwyz zwei erhielt, eines an « Ritter Dietrich », das andere an « Ritter Anderhalden » [2]. Das Briefpaket mit den Schreiben an die V Orte und die hier erwähnten Herren ging gleichen Tags nach Como ab. Am 21. leitete der Nunzius die empfangene Post über *Hauptmann Christoph Gorino in Lugano* an die Adresse seines Vertrauten Zumbrunnen weiter [3].

Unterdessen hatte Volpe von einem nicht genannten Freund in der Schweiz einen Ergänzungsbericht in der Genferfrage erhalten, den er am 15. Dezember nach Rom weitergab [4]. Sein Vertrauensmann bestätigte, daß Freiburg und Solothurn nicht mehr an ein förmliches Bündnis mit Genf dächten, dafür aber entschlossen seien, die Stadt in ihr Burgrecht aufzunehmen. Ferner erwahrte es sich, daß die katholischen Orte, abgesehen von *Uri* und *Unterwalden*, daran waren, die beiden Städte in diesem Sinne stillschweigend gewähren zu lassen.

Um nun die V Orte wieder auf eine gemeinsame Linie gegen Genf zu bringen, drangen Uri und Unterwalden bei *Schwyz* auf die Abhaltung einer *Landsgemeinde*. Wurde Schwyz durch die Landsgemeinde gegen das Bündnis gewonnen, woran die beiden Länder nicht zweifelten [5], dann mußten, wie gesagt, auch *Luzern* und *Zug* mitmachen.

Unterdessen war der Kardinal von Como, einem weiteren Rat Volpes befolgend, bei *François Rougier*, dem französischen Gesandten *in Rom*, vorstellig geworden [6]. Ferner setzte er sich durch den *Nunzius in Turin* mit dem *Herzog von Savoyen* in Verbindung. *Emanuel Philibert* konnte berichten, er habe den allerchristlichsten König zum Aufsehen gemahnt und gebeten, seinen Gesandten in der Schweiz, der das Bündnis

[1] nr 1019. Vgl. damit und mit dem Vorangegangenen die Äußerung von Wirz, die katholischen Orte seien « schon 1574 » vor einem Bündnis mit Genf gewarnt worden (s. nr 1019 [1]).

[2] s. nr 1021 [1]. [3] s. nr 1022 P. S.

[4] nr. 1022. Zur Landsgemeinde s. auch nr 1028.

[5] nr 1028.

[6] Sein und seines Kollegen in der Schweiz Schreiben an Volpe (s. nr 1022 P. S.) ist wohl nur so zu verstehen.

betreibe, zu verwarnen. Auch habe er sich an den *König von Spanien* um Hilfe gewendet, die katholischen Orte angerufen [1] und sich bei *Bern* auf Grund seines Bündnisses mit der Stadt über die Unterstützung Genfs beklagt. Vom Herzog ging die Anregung aus, der Heilige Stuhl möge in seiner Bekämpfung des Bündnisses getrennt vorgehen, damit nicht der Anschein geweckt werde, er vertrete die Interessen Savoyens, statt jener des Glaubens und der Wohlfahrt der Christenheit [2]. Emanuel Philibert erinnerte Freiburg und Solothurn durch Schreiben vom 8. Januar an ihre Freundschaft mit Savoyen und mahnte sie von einem Burgrecht mit der Stadt Genf, auf die er alte und gerechte Ansprüche habe, dringend ab.

Zugleich ordnete er zur weiteren Abklärung der Angelegenheit einen Gesandten an die Städte ab, während er auch mit Genf Verhandlungen einleitete [3]. Der Vorort der katholischen Orte wurde noch eigens bearbeitet und gebeten, Freiburg und Solothurn von der Verteidigung Genfs gegen Savoyen abzuhalten. Ganz leise und so nebenbei wies der Herzog in diesem Schreiben neben den Argumenten religiöser Natur auf die Abhängigkeit der Orte von den piemontesischen Kornlieferungen hin [4].

So wurden die V Orte, soweit sie noch keine klare Stellung gegen Genf bezogen hatten — auch der Nunzius beschwor sie, die Ab mahnungen durch Rom ernst zu nehmen [5] — von außen und von innen zu raschem und entschiedenem Handeln gedrängt.

Freunde und Gegner des Genferbündnisses in der Schweiz setzten ihre Hoffnung zunächst auf die *Schwyzer Landsgemeinde*. Sie mußte sein Schicksal besiegeln. Die Freunde Genfs suchten sie so lange wie möglich hinauszuschieben, um Zeit zu gewinnen, unterdessen das Schwyzer Volk, das den Spruch fällen mußte, für das Bündnis zu gewinnen, während *Uri* und *Unterwalden* ihre baldige Abhaltung erzwingen wollten, um allen Machenschaften der Gegenseite den Riegel zu stoßen [6]. Tatsächlich gelang es den erstern, die zuerst auf die Weihnachtstage vorgesehene Landsgemeinde [7] auf den 20. Januar verschieben zu lassen [8].

[1] Das Schreiben des Herzogs an die V Orte s. nr 1029.

[2] s. nr 1023, dazu *Cramer*, I 221. Im Schreiben Volpe / Como vom 4. Januar 1574 findet sich der gleiche Hinweis: S'è anco inteso che nel trattato di questa borghesia vi nasceva differenza, volendo i Friborgesi potere havere messa in Geneva ... et mostrando Genevesi di non volere concederlo (nr 1028).

[3] s. nr 1030 und dortigen Verweis.

[4] nr 1031. [5] nr 1032.

[6] s. nr 1028 1033 1037. [7] s. nr 1028. [8] s. nr 1033.

In der Zwischenzeit fand unter den Interessierten ein Schriftwechsel statt, den wir als Geplänkel vor dem Entscheidungskampf bezeichnen können. Die beiden Parteien fühlten vor, ohne ihr Spiel ganz abzudecken.

In einem gemeinsamen *Schreiben* vom 11. Januar *an Freiburg und Solothurn*, dessen Schlußsatz das ganze Schriftstück als Neujahrgratulationsschreiben, somit als Gelegenheitsbrief, darlegen konnte, *baten die V Orte* die beiden Städte, Genf, mit dem zu ihrem Bedauern wieder Verhandlungen liefen, abzuweisen, denn dieser Handel werde nicht nur der katholischen Religion schaden, sondern auch die katholischen Orte trennen [1]. In einem drei Tage später datierten Schreiben an den Kardinal von Como [2] spielten die V Orte über seinen Mahnbrief vom 12. Dezember die Beleidigten. Sie versicherten, sie hätten jeden Verkehr mit Genf abgebrochen und die beiden Städte durch Schreiben und Gesandte vom Bündnis zurückgehalten ; sie hofften, es werde sich alles zum Guten wenden. Das Schreiben sagte nichts aus über die gegenwärtige Stimmung im Lande. Es war offenbar ein einfaches Höflichkeitsschreiben, das Luzern als Vorort von sich aus erlassen hatte [3].

Freiburg beteuerte in seiner Antwort auf das V örtische Memorial, es werde in Ewigkeit beim katholischen Glauben verbleiben und sich darin von ihnen niemals trennen. Eine klare Stellungnahme in der Teilfrage, um die es ging, war damit natürlich nicht bezogen, im Gegenteil, die Stadt behielt sich ausdrücklich vor, den Handel noch zu erwägen und mit Solothurn zu besprechen [4].

In der letzten Zeit vor dem eigentlichen Kampftag, der nun näher rückte, entfalteten die Gegner Genfs eine außerordentliche Tätigkeit. Aus ihren Kreisen (ob von einzelnen Herren oder von Uri und Unterwalden können wir nicht sagen, es ist aber auch irrelevant) wurde in einer *Eingabe nach Rom* dem Heiligen Vater nahegelegt, die V Orte durch ein Breve in der Sache warm zu halten [5]. Das *Breve*, datiert vom 23. Januar [6], wurde auch erlassen, war aber nach dem Entscheid der Schwyzer Landsgemeinde überholt und wurde von *Zumbrunnen*, dem es der Nunzius übersandt hatte [7], nicht abgegeben [8]. *Uri* und *Unterwalden*, die entschiedensten Bekämpfer des Bündnisses, erhielten durch ein eigenes Breve [9] die Anerkennung des Heiligen Stuhles für

[1] nr 1034. [2] nr 1035.
[3] Vgl. damit nr 1038 1045.
[4] nr 1036. [5] s. nr 1040. [6] nr 1039.
[7] s. nr 1046 P. S. [8] nr 1066. [9] nr 1040.

ihre Haltung und wurden gleichzeitig zu weiterem Widerstand ermuntert. Argwöhnisch wurde das Intriguenspiel des französischen Gesandten überwacht. Besonders *die Urner Geistlichkeit* mit *Dekan Heyl* an der Spitze trat von der Kanzel aus ihm entgegen [1]. *Zumbrunnen* stellte sich den «Franzosen» – unter denen jetzt Ritter *Ruginelli* hervortrat – ohne Rücksicht auf eigenen Vorteil energisch entgegen [2]. Der Nunzius seinerseits sah für den schlimmsten Fall, wenn nämlich die Landsgemeinde versagen sollte, folgenden Schachzug vor. Einigen Freunden in der Schweiz legte er nahe, die Ränke der Genferpartei mit List zu parieren. Als letztes Mittel, so lautete sein Rat, könnten die katholischen Kantone, einzeln oder gesamthaft, *Genf auf Grund des vierten Laterankonzils sich zum Feind erklären*, worauf die beiden Städte ihre Bündnispläne mit der häretischen Stadt kaum weiter verfolgen dürften. Zwar sah Volpe das Problematische solcher Strategie selber ein: «Vaglia questa inventione per quel che può valere», aber im Notfall schien ihm «buona ogni arte che possa impedire questo male» [3].

Am 20. Januar fand die mit Spannung erwartete und entscheidende *Schwyzer Landsgemeinde* statt [4]. Unmittelbar davor waren die Gegner des Bündnisses über ihren Ausgang durchaus zuversichtlich, obwohl der französische Gesandte mehr als je für Genf arbeitete [5]. Uri und Unterwalden waren in Schwyz durch ihre Boten vertreten [6]. Unter den Urner Boten war *Ritter Johannes Zumbrunnen*, der eifrigste und selbstloseste Bekämpfer des Bündnisses, anwesend. Ritter *Walter von Roll* vernahm auf einer Italienreise in Mailand von der nahen Landsgemeinde. Freunde in der Schweiz und auch der savoyische Gesandte wünschten seine Anwesenheit. So reiste er Kopf über Hals nach der Schweiz ab. Am 17. Januar um 2 Uhr in der Nacht sprach er in Como beim Nunzius vor [7]. In Rom hatte ihn der Heilige Vater ersucht, rasch nach Hause zurückzukehren und dort gegen das Bündnis aufzutreten. Auf der Heimreise sollte er in Como mit Volpe konferieren. Volpe trieb ihn ebenfalls zur Eile an, damit er noch rechtzeitig zur Landsgemeinde ankomme. So verließ denn der Ritter die Bischofsstadt noch am gleichen Morgen früh [8]. Mitten in der Nacht vom 17. auf den

[1] s. nr 1049 1063.
[2] s. dazu nr 1037 1038.
[3] s. Volpe / Como, 18. Januar 1574 (nr 1037 und dortige Hinweise).
[4] s. nr 1038 1042 und dortige Verweise.
[5] s. nr 1038. [6] nr 1042. [7] s. nr 1037. [8] nr 1037.

18. Januar ritt er unter Lebensgefahr [1] über den Gotthard. Am 20. fand er sich, nachdem er in Altdorf noch den spanischen Gesandten gesprochen hatte, in Schwyz ein. Mit aller Kraft wirkte er dort, wenn auch nur als Privatmann [2], dem Bündnis entgegen [3].

Die Landsgemeinde nahm den von den Gegnern Genfs erwarteten Verlauf. Das Volk ereiferte sich dermaßen für die Ablehnung des Gesuches Genfs, daß von seinen Befürwortern keiner den Mund aufzutun wagte [4]. Sie entschied, zu Uri und Unterwalden zu stehen und den beiden Städten das Bündnis nicht zu gestatten. Die III Waldstätten einigten sich in Schwyz, in Luzern durch *eine gemeinsame Gesandtschaft* die Ansetzung einer V örtischen Konferenz zu fordern. Diese sollte im Namen aller V Orte Freiburg und Solothurn durch eine Gesandtschaft wissen lassen, man werde das Genferbündnis unter keinen Umständen dulden.

Schwyz hatte sich somit, wie Roll mit Genugtuung feststellte, gegen alle Voraussicht des französischen Gesandten, der durch seinen Dolmetscher und einen Agenten an der Landsgemeinde für Genf alle Hebel in Bewegung gesetzt hatte, nach Wunsch des Heiligen Vaters, Spaniens und des Herzogs von Savoyen entschieden [5].

Mit diesem Ausgang der Schwyzer Landsgemeinde war das Genferbündnis vorläufig torpediert. Diesen Schluß zog der Nunzius sofort, als er durch ein Schreiben Zumbrunnens über ihren Verlauf in Kenntnis gesetzt wurde. Seine Freude über diesen Sieg war so groß, daß er zum Dank an Gott, den Spender aller Gnaden und Erhalter des heiligen katholischen Glaubens, Dankgebete verordnete. Nun waren alle seine Bemühungen und Auslagen, die er «con quelli humori» gehabt, reichlich belohnt. Vielleicht wäre es gut, regte er beim Staatssekretär an [6], sich den III Waldstätten durch Breven oder Schreiben erkenntlich zu zeigen, denn diese Nation — wie oft kommt der Nunzius auf diese Tatsache zurück! — wenn sie auch zumeist den Nutzen im Auge habe, gebe doch viel auf Lob und Ehre.

Die Hoffnungen, die Volpe an die Schwyzer Landsgemeinde knüpfte [7], waren begründet [8]. Nachdem die III Länder sich gefunden hatten, war auch der Zusammenschluß aller V Orte kaum mehr frag

[1] s. seinen Bericht an der Herzog von Florenz (nr 1042).
[2] s. nr 1052.
[3] s. nr 1042.
[4] nr 1044.
[5] s. nr 1042.
[6] nr 1044.
[7] s. auch nr 1052.
[8] s. bei nr 1044 [2] den Hinweis auf EA.

lich. Damit konnte man gegen die beiden Weststädte geschlossen auftreten und es ließ sich voraussehen, daß wenigstens Freiburg vom Bündnis abgehalten werden konnte.

Schon am 23. Januar drängten die III Länder Luzern zum Handeln. Sie wünschten die Ansetzung eines Rechtstages mit den beiden Städten [1]. Luzern glitt in seinem Antwortschreiben vom 27. Januar mit einigen allgemeinen Worten über die zur Diskussion stehende Frage hinweg und brachte neuerdings seine Beschwerde über die in Rom gegen den Vorort erhobenen Verdächtigungen vor, als hätte er die Genfer begünstigt [2]. So leicht ließen sich aber die Waldstätte und vor allem ihr spiritus rector, Uri, nicht abfertigen. Im Namen aller III Länder bat Uri Luzern, den Beschluß der Schwyzer Landsgemeinde dem obersten Rat bekannt zu geben und, falls sich der Vorort nicht von sich aus zur geforderten *Örtischen Gesandtschaft* nach Freiburg und Solothurn entschließen könne, einen Tag zum Empfang der Urner Boten anzusetzen [3]. Durch Sonderboten [4] beeilte sich diesmal Luzern, den Waldstätten mitzuteilen, man sei mit der Gesandtschaft einverstanden, um die beiden Städte abzumahnen. Gäben sie keine befriedigende Antwort, so wolle man ihnen einen Rechtstag vorschlagen. Sollte dieses Vorgehen den III Ländern nicht genügen, so könnten sie am 5. Februar vor dem Luzerner Rat erscheinen [5]. Damit war der Vorort gewonnen und es war nur mehr *Zug* gleichzuschalten [6].

Die Urner Herren, denen die Antwort Luzerns zugekommen war, leiteten sie unverzüglich an die beiden andern Länder weiter. Bereits am 5. Februar dankten die Waldstätte in einem gemeinsamen Schreiben dem Vorort für seine Stellungnahme und meldeten ihre Boten, von jedem Ort einen, auf den 8. Februar in Luzern an. Von dort sollten sie direkt zu den beiden Städten reiten. *Zug* sollte durch Luzern informiert werden [7]. Der Nunzius beurteilte die Lage um diese Zeit auf Grund der ihm zugehenden Nachrichten aus der Schweiz durchaus optimistisch, wenn auch alle Gefahren, namentlich durch die Intriguen Frankreichs, nicht gebannt waren. Jedenfalls verfolgte er die Vorgänge mit gespannter Aufmerksamkeit, bereit, bei jeder sich bietenden Gelegenheit einzugreifen [8].

[1] nr 1041. [2] nr 1045. [3] nr 1051.
[4] nr 1050. [5] s. nr 1045 1047. [6] s. nr 1050.
[7] nr 1051 ; zur Korrespondenz s. ferner 1052.
[8] Io starò con gli occhi et orecchie aperte, et starò pronto a tutti li remedi a me possibili in ogni occasione (nr 1052, s. auch nr 1053).

Für die Sicherheit, in die sich damals die Kurie wiegte, zeugt auch die Tatsache, daß *Gardehauptmann Segesser*, der im Auftrage des Heiligen Vaters sich kräftig gegen das Bündnis eingesetzt hatte [1], eben in diesen Tagen zur raschen Rückkehr nach Rom aufgefordert wurde [2]. Der Nunzius, und auch Luzern und Zumbrunnen, hätten es gern gesehen, wenn er seine Abreise noch bis zum Abschluß der Verhandlungen verschoben hätte [3]. Segesser selber aber versicherte den Nunzius bei seiner Durchreise in Como, Mitte Februar [4], der Ausgang der Sache sei nicht mehr zweifelhaft, und verreiste mit einem Empfehlungsschreiben Volpes an den Staatssekretär, in dem seine Verdienste in der Genferfrage aufs höchste gelobt wurden [5]

Unmittelbar vor seiner Abreise hatte Segesser in *Freiburg* endlich *das päpstliche Breve* vom 23. Dezember 1573 [6], das Mitte Januar in seine Hände gelangt war [7], überreicht [8]. Das Breve, in dem Gregor XIII. die Stadt mit ausführlicher Begründung in warmen Worten, unter Hinweis auf den Zorn Gottes beschwor, von einer Beschützung Genfs abzustehen, traf in Freiburg zur rechten Zeit ein. Das päpstliche Breve und die Gesandtschaft der V Orte, die beide wie auf Verabredung nacheinander in der Saanestadt eintrafen, konnten ihre Wirkung nicht verfehlen.

Die Verhandlungen um die Gesandtschaft waren unterdessen zum glücklichen Abschluß gekommen, nicht ohne neuerliches Drängen der III Länder. Auf der Konferenz vom 8.-9. Februar hatte sich Luzern noch immer nicht zu einem eindeutigen Vorgehen entschließen können. Der Vorort beteuerte, in der Sache selbst zu den III Ländern zu stehen, war aber der Ansicht, die beiden Städte könnten, wenn man sie « allzu gäch mit den Rechten antasten wollte », erst recht kopfscheu werden. Luzern hoffte, durch « Freundlichkeit » ans Ziel zu gelangen [9]. So hatte Luzern der Bitte der Waldstätten, die Gesandtschaft unverzüglich abzuordnen und im Falle einer unbefriedigenden Antwort einen Rechtstag anzusetzen, trotz seiner Zusage vom 1. Februar [10], nicht ohne weiteres Folge gegeben und die Boten der Urkantone waren von Luzern

[1] Segesser war zwar in privaten Angelegenheiten, nicht etwa als Agent in der Genferfrage heimgekehrt (s. z. B. nr 990 1000) ; trotzdem hatte er in der Heimat gegen Genf gewirkt (s. nr 1054 1057 1059 1064 1066).

[2] nr 1055. [3] nr 1055 1064 1066.

[4] Am 16. Februar, s. nr 1068 r.

[5] nr 1064 ; zum Empfang Segessers in Rom s. nr 1086.

[6] nr 1025. [7] s. nr 1044.

[8] s. nr 1053. [9] s. nr 1058. [10] s. nr 1047.

nicht nach Westen, sondern wieder heimwärts geritten [1]. Die Waldstätte hatten aber im Genferhandel bereits zuviel getan, um sich mit einer Verschleppungspolitik abschütteln zu lassen. Sofort nach der Luzerner Konferenz, schon am 11. Februar, baten sie den Vorort, mit Berufung auf seine Stellungnahme vom 1. Februar, um die Einberufung seiner « höchsten Gewalt » auf den 15. Februar, damit ihre Boten sich mit ihr besprechen könnten. Die III Länder seien der Meinung, es bedürfe jetzt keines « Hinter-sich-Springens » und weiteren « Aufzuges » mehr ; es sei einfach zu bestimmen, wie und wo man mit den beiden Städten vor Recht gehen wolle. Lieber wäre es ihnen, wenn die Sache überhaupt ohne die höchste Gewalt Luzerns erledigt werden könnte [2].

Auf den gewünschten Tag versammelte sich der Luzerner Rat, um von den Boten der III Länder zu vernehmen, wie das Recht an die Hand zu nehmen sei, da man dies bisher weder aus dem Bündnis ersehen, noch von ihnen gehört habe [3].

Auf der Konferenz, an der namentlich *Uri* und *Schwyz* durch Männer erster Garnitur vertreten waren [4], wurde nun die Gesandtschaft endlich zur Tatsache. *Die Instruktion der III Länder* für ihre Boten nach Luzern zur entscheidenden Konferenz faßt meisterhaft alles zusammen, was sich vom katholischen Standpunkt aus gegen das Bündnis vorbringen ließ. Wir resumieren sie kurz.

Nachdem die beiden Städte entschlossen sind, sich mit Genf zu verburgrechten, kann nur das Zusammenstehen der V Orte sie daran hindern. Der Stadt *Solothurn*, die wissen will, ob die V Orte das Burgrecht mit Genf dulden werden oder nicht, ist unmißverständlich zu antworten, diese werden sie auf rechtlichem Wege davon abhalten. Die Verhandlungen erlauben keinen Aufschub mehr. Der Heilige Vater und alle christlichen Potentaten hätten ihr höchstes Mißfallen, wenn sich die altgläubigen Orte mit dem Schutz der abtrünnigen Stadt befassen wollten. Namentlich bedroht das mit allen Sekten besudelte Genf auch Frankreich durch Versand falscher Schriften. Wenn Gott die Stadt durch die christlichen Fürsten einmal bestrafe, dann würde diese Strafe neben Freiburg und Solothurn auch die V Orte mittreffen, wenn sie diese vom Bündnis nicht abhielten. Auch der « *gottselige und vortreffliche Liebhaber des Vaterlandes Bruder Klaus* » hat eine so väter-

[1] Zur Verschiebung der Gesandtschaft s. auch den Brief Volpe / Como vom 23. Februar (nr 1068).

[2] nr 1056. [3] nr 1058. [4] s. nr 1060 1067.

liche Mahnung « hinter ihm gelassen », das Wenige wohl zu bewahren, den Umkreis aber nicht zu weit zu stecken. Ein Bündnis mit Genf würde die ennetbirgischen Untertanen, die von Mailand und Savoyen in ihrer Verpflegung abhängig seien, schädigen. Vor allem wäre ein Schutz Genfs gegen das Bündnis mit Savoyen. Habe man übrigens durch eine V örtische Gesandtschaft *Wallis* gebeten, sich mit Genf nicht einzulassen, dann sei eine solche für die beiden verbündeten Städte noch viel mehr fällig. So wird denn Luzern um der eidgenössischen Liebe willen gebeten und ermahnt, sich von den III Ländern nicht zu trennen, sondern eine gemeinsame V örtische Gesandtschaft nach Freiburg und Solothurn abzuordnen [1].

Auf der Luzerner Konferenz wurde die Gesandtschaft vereinbart und unverzüglich abgeordnet [2]. In der Form setzte sich Luzern durch, insofern die Gesandtschaft die beiden Städte in sehr milder Weise zu gewinnen suchen sollte [3].

Es war aber auch höchste Zeit, daß die Gesandtschaft zustande kam. Am selben Tag, an dem die V Orte in Luzern über sie schlüssig wurden, den 15. Februar, teilte *Bern* Freiburg mit, Genf gehe mit allen Artikeln des Bündnisentwurfes einig bis auf die Bestimmung, daß es im Falle eines Zuzuges dessen Kosten übernehmen sollte. Dadurch, daß Genf offenbar die religiösen Klauseln nicht mehr ablehnte, war namentlich Freiburg wehrlos. Die drei Städte sollten nun auf dieser Grundlage das Bündnis neuerdings am 18. Februar in Bern besprechen [4]. Es war zu befürchten, daß die *Verhandlungen unter den vier Städten* zu einem raschen Abschluß gelangten.

Bevor aber diese Konferenz stattfand, war schon das Ergebnis der Luzerner Konferenz bekannt geworden. Am Vorabend der vorgesehenen Tagung der drei Städte meldete Bern den Herren von Freiburg, es habe « in dieser Stunde » erfahren, die V Orte hätten eine Gesandtschaft nach Freiburg und Solothurn abgeordnet. Es habe Solothurn darum nicht gut geschienen, den Berner Tag zu besuchen, ja es möchte die Genfer gar « hinter sich schicken ». Solothurn habe seine Boten daher nicht geschickt und Bern bitte auch Freiburg in « schneller Eile », seine Boten daheim zu behalten und vorerst abzuwarten, was die Gesandten der V Orte zu berichten hätten [5].

[1] nr 1060. [2] s. nr 1076.
[3] s. die Instruktion der Gesandtschaft in nr 1061, namentlich Ziffer 3, dazu nr 1073.
[4] nr 1062. [5] nr 1065.

Das war bereits ein plötzlicher Erfolg der Gesandtschaft, schon bevor sie sich in Bewegung setzte!

Am 19. Februar erschienen die Gesandten vor dem Freiburger Großen Rat [1], am 22. vor den Solothurner Herren [2]. Der Vortrag gab zunächst die erhaltene Instruktion genau wieder. Darüber hinaus aber verwiesen die Gesandten auf die Stadt *Konstanz*, die aus ähnlichen Gründen wie Genf um den Schutz der Eidgenossenschaft nachgesucht habe und aus Rücksicht auf den Glauben und die *Erbvereinigung mit Österreich* abgewiesen worden sei, trotzdem sie der Eidgenossenschaft viel näher liege als Genf. Freiburg insbesondere wurde in langen Ausführungen belehrt, es habe von einem Bündnis mit Genf nur Schaden zu erwarten, hingegen nichts zu fürchten, selbst wenn Genf in die Hand eines fremden Fürsten fiele [3].

Es scheint nun, daß die Gesandtschaft in den beiden Städten, wie wir unten sehen werden, nicht ganz ordnungsgemäß verlief. Zunächst schüchterte sie die Verbündeten offensichtlich ein. Beide Städte händigten den Gesandten bereits am Tage ihres Vortrages ihre Antwort ein. Sie war sehr höflich gehalten, verdankte den Orten ihr Aufsehen; in Anbetracht der Wichtigkeit der Sache aber waren die Städte gezwungen, sie «nach aller Notdurft» im Kleinen und Großen Rat zu besprechen und miteinander Fühlung zu nehmen. Da die Räte aber gegenwärtig nicht vollzählig versammelt werden können, werden die Städte den V Orten ihre definitive Antwort in Bälde mitteilen. Vorläufig versprechen sie, den Genferhandel nicht weiter zu betreiben [4].

Die Boten der V Orte trafen mit diesem Bescheid am Schluß der Tagsatzung in Baden ein [5]. Sie beurteilten die Stimmung in den beiden Städten so, es sei zu befürchten, sie würden ohne das Dazwischentreten der V Orte den Schutz Genfs übernehmen. Die aufgestellten Artikel, die die Gesandten jedoch nicht zu Gesicht bekommen hatten, dienten, behaupteten Freiburg und Solothurn, dem katholischen Glauben, dem ganzen Bund und Frankreich [6].

Begreiflich, daß unter diesen Umständen die aufschiebende Antwort der beiden Städte die V Orte nicht beruhigen konnte. Man sprach — offenbar in den Kreisen der III Länder — von einer neuen Tagsatzung, die das weitere Vorgehen bestimmen sollte [7]. *Zumbrunnen* machte in

[1] s. nr 1072. [2] s. nr 1067 [1 u. 7]. [3] s. nr 1067 [1].
[4] s. nr 1067 1067 [7], dazu 1070 1072 f.
[5] s. nr 1071, Zumbrunnen war am 24. wieder in Altdorf (s. nr 1072 f.).
[6] nr 1072. [7] s. nr 1071.

seinem Bericht über die Gesandtschaft an den Nunzius die Anregung, der Heilige Vater sollte ein neues Breve an die V Orte ausstellen, in dem er seiner Freude über ihre Ablehnung des Genferbündnisses Ausdruck verleihen und sie bitten sollte, Stand zu halten. Das Breve vom 23. Januar [1] an sie sei überholt und werde besser nicht übergeben. Nur müßte das neue Breve sofort abgeschickt werden, damit es noch vor der Ankunft der Gesandten der beiden Städte in die Hände der Herren gelange [2].

Es traf sich gut, daß gerade nach der Rückkehr der Gesandten die päpstlichen *Breven für Uri und Nidwalden* vom 23. Januar ihre Adressaten erreichten [3]. Uri erließ nun an Luzern die formelle Aufforderung zu einer neuen Konferenz der V Orte zur Besprechung der Antwort an die beiden Städte [4]. Die Konferenz sollte vor allem dafür sorgen, daß der in Aussicht gestellten Gesandtschaft der beiden Städte von den V Orten eine gleichförmige Antwort erteilt würde [5].

Man war, wie Volpe am 8. März an Como berichtete [6], entschlossen, keine Ausflüchte und Klauseln anzunehmen. Sollten aber die beiden Städte keine Gesandten an die Konferenz abordnen, dann wollte man von ihnen das bestimmte Versprechen einfordern, die Genferfrage fallen zu lassen ; im Weigerungsfall würde der Rechtsweg beschritten : « cosa che sarà santissima et buonissima se succederà. »

Unterdessen erhielt der Nunzius durch den Kardinal von Como mit Schreiben vom 13. Februar *drei* neue *Breve für Uri, Schwyz und Unterwalden*, in denen der Heilige Vater den III Ländern für ihre feste Haltung gegen Genf dankte [7]. Auch *Zumbrunnen* dankte der Staatssekretär im Namen des Heiligen Vaters in einem persönlichen Schreiben vom gleichen Tage [8]. Volpe sandte sie sofort nach Erhalt mit eigenen Dank- und Aufmunterungsbriefen an die III Orte Zumbrunnen zur Übergabe zu [9].

Am 5. März wurde das Breve an Uri in Altdorf übergeben, während Zumbrunnen nach Rücksprache mit *Roll* und anderen Freunden die beiden anderen noch zurückbehielt, weil *Luzern* und *Zug* es empfinden konnten, wenn sie hörten, die III Länder seien mit Breven ausgezeichnet worden und sie nicht. Zumbrunnen wurde beauftragt, vom Heiligen Vater ein Breve in gleicher Form für alle Orte zu erbitten [9].

[1] nr 1039. [2] nr 1073. [3] s. nr 1073.
[4] nr 1074. [5] s. nr 1078. [6] s. nr 1084.
[7] s. nr 1069 1076. [8] s. nr 1080. [9] s. nr 1079.

Ein *Breve an Luzern* war bereits unterwegs [1] und wurde am 5. März vom Nunzius mit einem warmen Lobschreiben [2] direkt nach Luzern gerichtet. Unter dem 20. März stellte die Kurie das von Zumbrunnen und seinen Freunden erbetene *Breve an die V Orte* aus. Gleichzeitig richtete der Staatssekretär Dankschreiben an *Lussy*, *Zumbrunnen* und *Roll* [3]. Auch Luzern wurde in einem Breve vom gleichen Tag neuerdings für seine Haltung in der Genferfrage eigens beglückwünscht [4]. Am 9. März fand die von Uri geforderte Konferenz statt. Zumbrunnen und Lussy waren anwesend [5]. Die katholischen Orte bezogen nun die erforderliche Einheitsfront den beiden Städten gegenüber, namentlich falls die Frage des Bündnisses auf der Märztagsatzung in Baden zur Sprache kommen sollte [6]. Freiburg und Solothurn waren an der Konferenz weder durch Boten noch durch Schreiben vertreten. Auch auf der Badener Tagsatzung wurde der Genferhandel nicht zur Diskussion gestellt, weil der *Streit um das Kloster Paradies*, der eben in diesen Jahren drohte, «ein hell uß dem paradys zu machen [7], im Vordergrund des Interesses stand [8]. Die V Orte selber hatten keinen Grund, von sich aus bei den beiden Städten vorstellig zu werden, bevor diese auf ihre Gesandtschaft endgültig geantwortet hatten. Es genügte für sie vorläufig, sich auf die ausstehende Vernehmlassung der Städte geeint zu haben. Selbst Zumbrunnen war jetzt für Zuwarten [9].

Freiburg und Solothurn konnten die feierliche Gesandtschaft ihrer Verbündeten nicht ignorieren. Am 6. März forderten die Solothurner Herren, da ihnen, «als denen, so im Vorgang sind», von Freiburg nach dem Vortrag der V örtischen Gesandtschaft noch nichts zugekommen war, die Stadt zu einer Konferenz zur Besprechung der zu erteilenden Antwort auf [10]. Sie fand am 15. März statt. Man einigte sich auf Vorschlag Solothurns dahin, sich auf eine definitive Antwort nicht einzulassen, sondern den V Orten in einer Zuschrift den eigenen Standpunkt bekannt zu geben [11]. Der von Solothurn verfaßte Entwurf der Antwort lag der Konferenz vom 15. wohl vor [12] und wurde nach der Besprechung Freiburg zur Vernehmlassung zugeschickt [13].

[1] datiert vom 27. II (nr 1075). [2] 1081.
[3] s. nr 1086 1094, zum Breve nr 1094 [5]. [4] s. nr 1094 [5].
[5] s. zu dieser Konferenz nr 1077 [3] 1084 [4].
[6] s. nr 1094. [7] s. nr 1077 [7].
[8] s. dazu nr 1077 und dortige Hinweise.
[9] s. nr 1080. [10] nr 1083. [11] s. nr 1092.
[12] Das dürfte sich aus seiner Datierung vom 14. März ergeben (nr 1090).
[13] s. nr 1092.

Die Antwort an die V Orte wich tatsächlich dem verlangten Ja oder Nein in der Bündnisfrage aus. Die beiden Städte machten den Versuch, der Angelegenheit eine neue Wendung zu geben, bzw. ihren Verbündeten zuvorzukommen, indem sie diese baten, die Frage, ob die angestrebte Verbindung mit Genf mit dem eidgenössischen Bund vereinbar sei oder nicht, durch die VIII alten Orte entscheiden zu lassen.

Einen Trumpf glaubten die Städte bei ihrer Antwort ausspielen zu können. Sie sprachen einen ganz energischen Protest gegen die « ganz hocherwäglichen und scharfen Worte » aus, mit denen der Vortrag der V örtischen Gesandten in den beiden Städten « angehängt und eingeleitet » worden sei. Auch sei er erst in Freiburg schriftlich abgefaßt worden, nicht wie es Brauch sei, durch den ordentlichen Schreiber des Ortes, woher die Gesandtschaft abgeordnet worden war ; das Schriftstück sei ferner weder unterzeichnet, noch durch einen der V Orte besiegelt gewesen. Freiburg und Solothurn bitten deswegen die V Orte, in Zukunft « ordentlich besiegelte, gesignierte und gemeinlich passierte Kopien beizulegen », damit man wisse, woran man sei und jederzeit antworten könne und keinen Verdacht zu haben brauche [1].

An diesem Entwurf änderte Freiburg nichts. Doch scheint es, mit seiner Vernehmlassung zurückgehalten zu haben, denn das Dokument wurde erst am 18. Mai auf einer Konferenz der beiden Städte in Solothurn mit dem Solothurner Siegel versehen und an die V Orte abgeschickt [2].

In der Zwischenzeit hatte sich Freiburg von sich aus mit einem ähnlichen Protestschreiben an die V Orte gewendet. Es sei nicht wahr, daß Genf neuerdings um Freiburgs und anderer Eidgenossen Schutz nachgesucht habe, wie es die V Orte und der savoyische Gesandte ihnen vorwarfen. Weder die Stadt Genf noch irgend jemand in ihrem Namen hätte Freiburg seit langer Zeit mit solchen Werbungen belästigt. Freiburg habe mit Genf nicht gehandelt und noch weniger die Stadt in seinen Schutz genommen. Es sei auch nicht gewillt, dies zu tun, sondern es wolle abwarten, was der Gesandte mit den V Orten und auch mit andern Orten friedlich verhandle. Freiburg müsse die V Orte aber freundlich bitten, solchen boshaften Verdächtigungen, die bei ihnen « fälschlich, schändlich und lästerlich, ohne Grund mit aller Unwahrheit sind ausgestreut worden », keinen Glauben zu schenken, sondern ihre Urheber ausfindig zu machen und zu bestrafen. Sollten es aber Frei-

[1] s. nr 1090. [2] nr 1108.

burger sein, dann möchten die Herren ihre Namen Freiburg «inngeschrifft zuschryben», damit sie den ihnen gebührenden Lohn empfangen, «es seien geistlich oder weltlich». Im übrigen werde Freiburg zu den Bündnissen stehen und die Bündnispflichten in nichts verletzen. Es bitte die V Orte nur, bei den Verhandlungen mit Savoyen sich der Differenzen Freiburgs mit dem Herzog zu erinnern [1].

Um diese Zeit trat ein Ereignis ein, das die Diplomatie stark beschäftigte, die öffentliche Meinung in der Eidgenossenschaft ungeheuer erregte und in ihren Folgen namentlich die Waldstätte zutiefst erbitterte.

Am 11. Mai 1574 [2] *brach Walter von Roll* mit 15 Fähnlein eidgenössischer Kriegsknechte, die er und der spanische Gesandte *Pompejus vom Kreuze* geworben hatten, *im Solde Spaniens nach den Niederlanden auf* [3]. Dem Aufbruch war eine Geldverteilung an die Herren in den V Orten vorausgegangen. Das spanische Gold öffnete den eidgenössischen Söldnern den Weg und war gleichzeitig eine Anerkennung für die Haltung der V Orte in der Genferfrage [4].

So verstehen wir, daß *der französische Gesandte* aufs höchste empört war, alle Hebel in Bewegung setzte, den Aufbruch zu verhindern, und, als dies ihm nicht gelang, seine Intriguen darauf richtete, die Truppen heimberufen zu lassen und für die Zukunft ähnliche Aufbrüche unmöglich zu machen [5]. Die Minierarbeit des französischen Gesandten wurde von Solothurn, das den Zug Rolls gleich mit dem Genferhandel zu verknüpfen wußte [6], und von den protestantischen Orten unterstützt [7]. Der Aufbruch Rolls nach den Niederlanden hatte Verhandlungen zur Folge, die den innern Frieden in der Eidgenossenschaft ernstlich zu gefährden drohten und selbst unter den V Orten Uneinigkeit aufkommen ließen [8].

Neben diesen Verhandlungen, die die Gemüter lange in Spannung hielten, brachte eine *hugenottische Gesandtschaft*, die mit einem Gesuch an die Tagsatzung um Waffenhilfe gegen den König von Frankreich

[1] nr 1098, Freiburg / V Orte, 3. April.

[2] s. nr 1106.

[3] s. zu diesem Zug Rolls nr 1101 und dortige Hinweise, ferner nr 1106 1112 1114 1129.

[4] s. nr 1101 [1].

[5] s. unsere Dokumente fortlaufend, namentlich 1101 1110 1119 1140.

[6] s. nr 1103.

[7] s. z. B. nr 1106 [1] 1101 [1] 1130.

[8] Vgl. namentlich unsere nr 1134 1134 [4] 1141.

in der Schweiz erschien und die Unterstützung *Zürichs* und der andern protestantischen Orte fand [1], neue Unruhe unter die Orte. Daneben lief eben auch noch das *Truppengesuch Frankreichs* [2].

Nachdem früher der jetzt beigelegte *Streit um das Kloster Paradies* im Genferhandel aufschiebend gewirkt hatte [3], kamen nun alle diese außenpolitisch bedeutsamen Vorgänge den V Orten zugute. Zunächst beschäftigten sie die Räte und die öffentliche Meinung derart, daß für eine rasche Entscheidung in der Bündnisfrage niemand mehr Zeit und Interesse hatte.

Zwar ruhten die Verhandlungen nicht völlig. Das Gesuch der beiden Städte an die V Orte, die Differenz dem Spruch der VIII Alten Orte zu unterbreiten, bedeutete offenbar eine Verschleppungspolitik, die den V Orten unter den eben geschilderten Umständen nicht unwillkommen war, da ja die Städte durch ihre vorläufige Antwort sich ihrer Handlungsfreiheit begeben hatten und somit für die V Orte nichts zu befürchten stand. Der Nunzius deutete das Vorgehen Freiburgs und Solothurns aber auch als schlaue Zermürbungstaktik, vor der er die Freunde in der Schweiz lebhaft warnte [4].

In der aufgeregten Atmosphäre dieser Wochen wurde plötzlich von unerwarteter Seite ein Versuch unternommen, das Wasser auf die Mühle der beiden Städte zu leiten. Während *Lussy* und *Zumbrunnen* als Gesandte *im Kloster Paradies* abwesend waren — Roll war in den Niederlanden — berief der Vorort Luzern, die Lage bewußt ausnützend, offensichtlich auf Betreiben Frankreichs, auf den 11. Juni eine Konferenz nach Brunnen zur Besprechung der Antwort der beiden Städte im Genferhandel. Ein frankreichhöriger Bote — es war vielleicht Jost Schmid, der Uri vertrat und die Gelegenheit ergriff, um sich beim französischen Gesandten zu rehabilitieren [5] —, suchte die V Orte in ihrer Stellung gegenüber Freiburg und Solothurn wankend zu machen. Wenn man die beiden Städte zu einem eindeutigen und endgültigen Entschluß zwinge, so argumentierte er vor der Konferenz, könnte man sie erst recht ins Lager der protestantischen Orte abdrängen. Die Folgen wären für die Katholiken, weil dann die Protestanten die Mehrheit an der Tagsatzung hätten, unabsehbar. Der Redner hatte es darauf abgesehen, die V Orte auf ihren Beschluß, die beiden Städte zu einer

[1] s. unsere Dokumente fortlaufend, namentlich nr 1116 f. 1122 1136 1141.
[2] s. unsere Dokumente, bes. nr 1115.
[3] s. oben; dazu nr 1109 1111.
[4] nr 1115.
[5] s. nr 1049.

klaren Antwort zu nötigen, zurückkommen zu lassen, möglicherweise, ihre Einheitsfront zu sprengen.

Der Versuch scheiterte vollkommen. Die andern IV Orte wiesen das Ansinnen zurück und man schritt zur Tagesordnung über, worauf der Antragsteller klein beigab [1]. Lussy schilderte den Verlauf der Konferenz bei einem Besuch beim Nunzius am 24. Juni. Er war über den günstigen Ausgang des Handels nicht im Zweifel, da die Städte über den festen Willen der V Orte nicht leicht hinweggehen dürften [2].

In diesen Tagen trat *Gardehauptmann Segesser* wieder die Heimreise an. Von Volpe auf seiner Durchreise in Como über den Stand des Bündnisses genau informiert [3], konnte er die Gegner Genfs wieder wertvoll unterstützen. Auf der *Badener Juni-Tagsatzung*, also kurz nach der V örtischen *Konferenz in Brunnen*, brachten die Boten der V Orte den Freiburger und Solothurner Gesandten im Namen ihrer Herren zur Kenntnis, die beiden Städte dürften ohne ihr Einverständnis, da sie die Mehrheit der VIII Alten Orte bildeten, kein Bündnis eingehen, und forderten von ihnen die Ansetzung eines Tages zur friedlichen Regelung der Angelegenheit. Die beiden Weststädte waren nicht instruiert und nahmen die Sache in den Abschied [4].

Auf Grund eines Berichtes des heimgekehrten *Segesser* wußte Volpe am 20. Juli dem Staatssekretär zu melden, der Genferhandel ruhe vorläufig, doch werde eine in Aussicht genommene Konferenz der VII Orte auf das Gesuch der beiden Städte, ihr Bündnis mit Genf auf Grund des eidgenössischen Bundes abzuklären, Stellung nehmen müssen. Des Nunzius' Ansicht ging dahin, die Frage bleibe weiterhin in der Schwebe, denn es sei nicht damit zu rechnen, daß die V Orte den beiden Städten das Bündnis ausdrücklich verbieten werden, «alla qual cosa, sebene mostrano desiderio alcuni, seguono però la loro natura, o, per dire meglio, usanza, di non scaldare i negoti, senon con le legne d'altri, cio è senon sentono particolare utilità» [5].

Das Gesuch Freiburgs und Solothurns traf sich sachlich übrigens mit dem Standpunkt der V Orte an der Badenertagsatzung. Beide wollten die Lage durch einen Rechtsspruch klären. Auseinander gingen die beiden Parten nur insofern, als die Städte die Verhandlungen vor dem Plenum der VIII Alten Orte, die V Orte aber unter Ausschluß der protestantischen führen wollten [6].

[1] nr 1118.
[2] s. ebd.
[3] s. nr 1118.
[4] s. nr 1125 [3], dazu nr 1130.
[5] nr 1125.
[6] s. nr 1137.

Freiburg, das nach der Badener Tagsatzung « am Vorgang » war, [1] nahm sich wiederum Zeit. Solothurn aber war der Meinung, die Sache sei so wichtig, daß man sie « nicht ersitzen lassen » dürfe, sondern wissen müsse, wozu man berechtigt sei und wozu nicht. Als daher anfangs August von den Freiburger Herren noch keine Mitteilung eingelaufen war, bat Solothurn sie, ihre Meinung auf den Antrag der V Orte bekannt zu geben, damit beide Städte auf der VII örtischen Konferenz gleich ausgerichtet seien [2]. Freiburg hatte auf diese Aufforderung am 10. September aber immer noch keine Antwort erteilt [3]. Soweit wir aus unseren Akten ersehen, verständigten sich die beiden Städte vor der Konferenz der VII Orte über eine gemeinschaftliche Antwort nicht. Bevor die Konferenz überhaupt stattfand, intervenierte nochmals *der Herzog von Savoyen*. Am 8. August machte er die mit ihm verbündeten katholischen Orte in einem eigenhändig unterzeichneten Schreiben mit Bezugnahme auf die bevorstehende Konferenz in der Genferfrage auf seine *Ansprüche auf Genf* aufmerksam und bat sie, von einer Beschirmung der Stadt abzusehen [4]. Auch *die Kurie* ließ, einer Anregung des Nunzius folgend, ihren Freunden in der Schweiz durch ihn wieder Anerkennungs- und Aufmunterungsschreiben zugehen. Volpe fand diesen Weg durchaus opportun: « Certo non tanto è utile, ma necessario trattenere amici in quelle parti per le cose che possono occorrere. Percioché sono di natura sdegnosi et sospettosi, ch'ove non si trattengono con doni, ch'essi dicono desiderarli più presto in testimonio d'essere honorati che per guadagno, facilmente s'alterano et s'io per prova no'l sapessi, non lo scriverei. » [5]

Es traf sich übrigens für die V Orte gut, daß *die Anwesenheit Condés in der Schweiz* und seine Werbungen um Schutz gegen den König Freiburg und Solothurn zu Hilfegesuche an sie trieben [6]. Diese Abhängigkeit der beiden Städte von den V Orten in einer Angelegenheit, in der es nicht zuletzt um die Religion ging und in der *Bern* offen zu den Hugenotten hielt [7], konnte beide Parteien einander nur näher führen und das Bündnis mit Genf mindestens in die Ferne rücken [8].

[1] s. nr 1130.
[2] s. Solothurn / Freiburg, 2. August, nr 1130.
[3] s. nr 1137.
[4] nr 1133.
[5] nr 1138; s. dazu nr 1139, auch nr 1149.
[6] s. zu Condé unsere Akten passim, namentlich Volpe / Como, 24. August (nr 1135), ferner 1142 f.; zum Hilfegesuch der beiden Städte s. Roll/Herzog von Florenz nr 1141.
[7] s. z. B. nr 1140 1142 und andere um diese Zeit.
[8] Vgl. nr 1150.

An der am 5. Oktober endlich in Luzern stattfindenden Konferenz der VII Orte wurde die Genferfrage offenbar nicht behandelt, da die Zeit mit den Besprechungen um Condé und die Artikel betreffend die Truppenwerbungen nicht verbündeter Fürsten ganz ausgefüllt war [1]. Damit waren aber die III Länder nicht zufrieden. Sie wollten die ihnen im Augenblick günstige Lage offenbar ausnützen, um die Städte jetzt zu einer endgültigen Antwort zu zwingen. Vor der neuen, zuerst auf den 19. Oktober gesetzten und dann auf den 26. verschobenen VII örtischen Konferenz ließen sie, nach Verhandlungen auf einer Konferenz in Altdorf am 13. Oktober [2], den Vorort wissen, es scheine ihnen, die beiden Städte müßten auf der nächsten Konferenz zu einer klaren Stellungnahme im Genferhandel veranlaßt werden [3].

Auf der Konferenz in Luzern vom 26. Oktober behandelten nun die VII Orte die Genferfrage, ohne daß die Verhandlungen einen Fortschritt in der Sache gebracht hätten. Die Überraschung des Tages bildete die *Abwesenheit Freiburgs*. Wir können nicht sagen, ob es sich dabei um ein schlau abgekartetes Spiel zwischen Freiburg und Solothurn gehandelt habe oder nicht. Jedenfalls verhinderte die Abwesenheit der Stadt, deren Entschuldigungsbrief [4] namentlich von den bereits argwöhnischen III Ländern ungnädig aufgenommen wurde [5], nochmals einen Entscheid. *Der Bote Solothurns* wollte sich ohne Freiburg nicht äußern, und die V Orte sahen sich gezwungen, die Städte abermals schriftlich zu einer definitiven Antwort aufzufordern [6]. Den savoyischen Gesandten, der vom Bündnis mit Genf abmahnte, versicherten sie, sie würden sich mit der Stadt in keiner Weise einlassen und sie hofften, Freiburg und Solothurn würden sich hierin von ihnen nicht sondern [7].

Das Verhalten Freiburgs erklärt sich, wenn es nicht auf eine Abmachung mit Solothurn zurückzuführen ist, wohl damit, daß die Stadt sich in Luzern mit dem savoyischen Gesandten nicht treffen wollte, bevor sie ihre Differenzen mit dem Herzog nicht beglichen hatten. Freiburg hatte im Grund kaum je ernstlich daran gedacht, sich gegen den Willen der V Orte mit Genf zu verbünden ; es hatte eher von Bern und Solothurn gedrängt mitgemacht. In seinen *Differenzen mit Savoyen* aber besaß es im Genferhandel, wie wir bereits oben ausgeführt haben,

[1] s. nr 1140 1141.
[2] s. nr 1140.
[3] s. nr 1141 [1].
[4] nr 1144.
[5] s. nr 1146 1147.
[6] s. nr 1147.
[7] s. Schreiben an den Herzog und Abschied der Konferenz (nr 1145 f.).

ein ausgezeichnetes diplomatisches Instrument gegen den Herzog. Allen Annäherungsversuchen oder Abmahnungsschreiben Emanuel Philiberts gegenüber konnte es damit ein ganz feines Spiel treiben ! Wollte Savoyen Freiburg ein für allemal vom Schutze Genfs abhalten und für sein Bündnis mit den katholischen Orten gewinnen, dann mußten die immer noch ungeregelten Forderungen aus den freiburgischen Eroberungen zuerst beigelegt werden. So verstehen wir, daß Chabò von der Luzerner Konferenz Ende Oktober nach Freiburg reiste. Die Herren in der Saanestadt machten ihm gute Hoffnung auf gutes Einvernehmen mit dem Herzog, und man vereinbarte eine *Konferenz* der beiden Parteien in *Chambéry* [1]. Tatsächlich wurde — während die Verhandlungen der katholischen Orte unter sich stockten [2], *direkte Unterhandlungen zwischen Savoyen und Freiburg*, die alle Anstände aus der Welt schaffen sollten, damit die beiden Gegner « comme enfans d'un mesme air et mesme patrie » [3] leben könnten, anfangs Januar 1575 wieder eingeleitet [4]. Bald darauf nahm der savoyische Gesandte unter der Hand die ersten *Verhandlungen* mit den katholischen Orten *um den Ausbau des savoyischen Bündnisses* auf [5]. *Freiburg* ging, seitdem der Herzog, im Bestreben, durch eine engere Verbindung mit den katholischen Orten Genf zu isolieren, der Stadt entgegengekommen war, endgültig in sein Lager über. Auf der Tagsatzung in Baden anfangs März wandten sich die V Orte schon nur mehr an Solothurn wegen der Genferfrage [6]. Offenbar war inbezug auf Freiburg die Lage bereits geklärt. Von nun an spielt Freiburg, wie es sich in den Wirren um *Besançon* bald zeigt, eng und vertraulich mit den V Orten zusammen [7]. Das Bündnis mit Genf kam für Freiburg nicht mehr in Frage. Als die Calvin-Stadt anfangs 1576 nochmals versuchte, sich in die Verhandlungen Freiburgs mit Savoyen einzuschalten und die Bündnisfrage wieder aufzurollen [8], war es dazu viel zu spät. Das Bündnis Emanuel Philiberts vom Jahre 1577/78 mit den V Orten und Freiburg begrub in feierlicher Weise alle Hoffnungen der Rhonestadt, das 1534 von Freiburg gekündigte Burgrecht wiederaufleben zu lassen.

[1] s. nr 1163.
[2] s. nr 1163.
[3] Chabò / Freiburg, 25. Januar 1575 (nr 1160).
[4] s. nr 1160 u. 1160 [1].
[5] s. nr 1189, dazu nr 1192.
[6] s. nr 1170.
[7] Vgl. z. B. nr 1181 ff.
nr 1195.

Nunzius Volpe erwähnt den Genferhandel, soweit wir aus den Akten ersehen, zum letzten Mal in seinem Schreiben an Como vom 26. Juli 1575 : « Io crederò che la prattica di Geneva se ne stia quieta [1]. »

* * *

Mit der Beendigung der Verhandlungen um das Genferbündnis dürfen wir die dritte Nunziatur Volpes faktisch als erloschen betrachten. Wohl fuhr der Bischof von Como mit der Übersendung von Nachrichten aus der Schweiz an den Staatssekretär fort. Allein diese tragen von nun an mehr den Charakter bloß gelegentlicher Meldungen, die Volpe anläßlich der Behandlung von Fragen aus seinem bischöflichen Amtskreis in Rom zur Sprache brachte. Auch stiegen, so lange er lebte, noch die Schweizer Freunde in der bischöflichen Pfalz am Monte Brunate ab und er vermittelte noch lange gelegentliche Korrespondenzen aus der Schweiz nach Rom und umgekehrt. Als im Sommer 1579 *Feliciano Ninguarda* im Auftrage Roms in die Schweiz reiste, vertraute er seine diplomatische Post zur Weiterleitung nach Rom dem Comascher Bischof an [2]. Es spricht für das Ansehen, das Volpe für Schweizerbelange immer noch genoß, daß *Nunzius Francesco Bonhomini* auf der Reise in sein Legationsgebiet, anfangs Juli des gleichen Jahres, es nicht versäumte, in Como zu übernachten und sich von seinem Vorgänger in der Nunziatur in die « prattiche et modi di trattare con quelli humori » einführen ließ [3]. Ende 1577 / anfangs 1578, bei den zum Teil dramatischen *Verhandlungen Lussys und der katholischen Orte mit der Kurie um die Entsendung eines Nunzius* [4], war der Gardehauptmann der Ansicht, es genüge, wenn der Bischof von Como wie bisher die Kurie in der Schweiz vertrete [5]. Daraus könnte man entnehmen, seine Nunziatur sei damals immer noch gelaufen. Dasselbe könnte sich aus der Bemerkung Lussys an Borromeo ergeben, was denn ein leerer Titel bedeute, wenn man seinen Träger niemals zu Gesicht bekomme [6]. Allein die VII Orte erwähnen in ihrer Eingabe vom 24. Februar 1578 an Gregor XIII mit der sie die Bitte Lussys um einen Nunzius schroff ablehnen, Volpe mit keinem Wort, und sagen, *Segesser* genüge ihnen vollkommen für ihren Verkehr nach Rom.

[1] nr 1184. Diese Bemerkung des Nunzius ist überhaupt die letzte Erwähnung des Handels, die sich in den von uns verarbeiteten Akten findet, mit Ausnahme unserer eben angeführten nr 1196.

[2] s. nr 1235. [3] s. nr 1235 f. [4] s. nr 1212.

[5] nr 1212 [2]. [6] nr 1212 [2].

Die dritte Nunziatur Volpes, die ihm ausdrücklich mit Rücksicht auf den Genferhandel übertragen worden war, hatte, wie oben gesagt, mit dem Abschluß dieser Verhandlungen naturgemäß ihr faktisches Ende gefunden. Daß der Bischof von Como auch weiterhin den katholischen Orten und der Kurie seine Dienste bei jeder Gelegenheit gewährte [1], erklärt sich zur Genüge aus den vielen Beziehungen, die er in langen Jahren mit den Eidgenossen geknüpft hatte, sowie aus seiner Stellung als Bischof von Como. Daß er aber nach der Erledigung des Genferhandels (1575), nicht mehr in amtlicher Stellung als Nunzius handelte, können wir schon daraus sehen, daß er, als der Genferhandel im Frühjahr 1579 die Kurie bei den katholischen Orten wieder in Aktion treten ließ [2], sich damit nicht mehr zu befassen hatte, wenn er auch Nachrichten, die ihm darüber aus der Schweiz zukamen, nach Rom leitete [3].

Des Nunzius letzte Lebensjahre waren von den düsteren, auf den kommenden Sturm deutenden Zuständen in den bündnerischen Untertanenländern umschattet. Der bis ins Todesjahr des Mailänder Kardinals mit ihm geführte Briefwechsel und ein großer Teil seiner Korrespondenz mit dem Kardinal von Como galten dieser seiner großen Sorge, aber auch pastorellen Belangen im Tessin und der Schlichtung von Anständen über die kirchliche Immunität und Jurisdiktion mit den Herren Eidgenossen [4].

Die Sorgen um das Veltlin setzten dem alternden Mann stark zu. Die letzten Jahre seiner Regierung war Volpe, der schon immer kränklich gewesen, durch andauerndes Leiden und Gebrechlichkeit an der Ausübung seiner Amtspflichten stark behindert [5]. 1583 erteilte ihm Gregor XIII., mit Rücksicht auf sein Alter, seine Gebrechlichkeit, seine Verdienste und die geographischen Verhältnisse seines Bistums, auf seinen eigenen Wunsch hin die Vollmacht, Kirchen und Friedhöfe seines Sprengels durch einen ihm genehmen Delegierten rekonzilieren

[1] s. namentlich nr 1214 1216 f. 1235. So meldete er in Rom die Ansprüche Lussys für seine Auslagen in der Glarnerfrage (!) und im Genferhandel an (s. nr 1159 1168).

[2] s. nr 1234.

[3] s. nr 1235.

[4] s. unser Inhaltsverzeichnis unter Borromeo; neben unseren Akten auch *Monti*, Atti I 295 ff. 301 [1] 308 [1] 344 380 [1] 448 [1] und den ganzen II. Band.

[5] Volpe war schon 1582 ernstlich krank, s. *Monti*, Atti S. XXIV; *Torricelli*, Dissertazioni, 65.

zu lassen [1]. Am 7. Mai 1585 richtet er, durch sein hohes Alter und Kränklichkeit am persönlichen Erscheinen verhindert, an *Sixtus V.* — es war der vierte Papst, dem er als Oberhirte von Como zur Thronbesteigung gratulieren durfte — sein Glückwunschschreiben [2]. Anfangs 1588 dankte er dem ehemaligen päpstlichen Gesandten in der Schweiz, *J. B. Santorio, Bischof von Tricarico*, für seinen Bericht an den Heiligen Vater über die guten Verhältnisse in seinem Bistum und über seine ostinatissima indispositione. Volpe ist immer noch so leidend wie zur Zeit des Besuches Santorios. Der Ausgang des Leidens ist ziemlich hoffnungslos, aber der Kranke ist gottergeben [3].

Ein halbes Jahr darauf, am 28. August 1588 [4], erlöste ihn der Tod von seiner irdischen Wanderschaft und von den — humori der Signori Grisoni. Ein an Arbeit und Erfolg reiches Leben im Dienste der Kirche war damit sanft erloschen.

[1] nr 1336.
[2] nr 1418.
[3] nr 1514.
[4] s. *Fry*, 8 [2].

Berne et Fribourg en conflit avec un cardinal au sujet de l'Abbaye de Filly

Par L. WAEBER

Nous avons vu, dans une précédente étude [1], que Berne et Fribourg avaient obtenu de Jules II, en décembre 1512 et en janvier 1513, une bulle, confirmée par Léon X en septembre 1514, accordant aux Chapitres de Saint-Vincent et de Saint-Nicolas la moitié des revenus d'un certain nombre de monastères.

L'abbaye des chanoines réguliers de Filly, située à droite de la route Thonon-Douvaine, un peu après l'endroit où le lac se retire pour former la pointe d'Yvoire, abbaye qui est toujours mentionnée en tête dans les trois actes que nous venons de rappeler, devint vacante, au début de 1517, par le décès de son abbé commendataire, Amblard Goyet [2]. Ce fut le point de départ d'un long conflit qui mit aux prises Berne et Fribourg d'une part et, de l'autre, le cardinal Fieschi, soutenu par le duc de Savoie.

Les auteurs français qui se sont occupés de Filly : M. l'abbé J. F. Gonthier, qui a consacré à ce monastère une série d'articles parus dans la *Revue Savoisienne* [3] et Mgr Piccard qui, presque en même temps, a écrit un gros volume sur le même sujet [4], ont effleuré, en une page ou deux, la question qui va nous occuper ; mais, ne la connaissant que par des allusions contenues dans les documents qu'ils avaient entre les mains, ils n'ont eu du problème qu'une idée fragmentaire. Ils ont, par des hypothèses, essayé de combler les lacunes de leurs informations, aboutissant de la sorte à un exposé qui, pour être sensi-

[1] « Efforts conjugués de Berne et de Fribourg pour doter leurs Chapitres », dans cette *Revue*, 1938, pp. 125 sq. et 193 sq.

[2] Il était, en même temps, chanoine de Saint-Pierre à Genève, Official et vicaire général du diocèse.

[3] J. F. Gonthier, *L'abbaye de Filly*, dans la *Revue Savoisienne* XXXIII (1892), pp. 200-214, 313-342 et XXXIV (1893), pp. 41-54 et 115-127.

[4] L. E. Piccard, *L'abbaye de Filly et quelques seigneurs du voisinage*, dans *Mémoires et Documents publiés par l'Académie Chablaisienne*, t. VII (1893), p. 1-526 ; les pages 245-495 contiennent des documents ; c'est aux pages 174-176 qu'est traité le problème qui nous intéresse ici.

blement le même chez les deux auteurs, n'en est pas moins assez distant de la réalité.

Du côté suisse, les historiens des deux cantons intéressés étaient naturellement en général mieux informés :

Valerius Anshelm, l'auteur de la chronique bernoise de la 1re moitié du XVIe siècle, a, en quelques lignes, résumé tout le conflit [1]. Comme cependant, le Chapitre de Saint-Vincent disparut quelques années après que l'on fût arrivé à un arrangement quant à l'affaire de Filly, celle-ci ne présentait plus pour Berne qu'un intérêt rétrospectif : aussi bien n'en est-il plus guère fait mention dans la suite.

A Fribourg, où les résultats tangibles de la solution intervenue continuaient à déployer leurs effets, l'intérêt était demeuré plus vivace. Dans la 1re moitié du XVIe siècle, Nicolas de Montenach, dans sa chronique, parle un peu plus longuement qu'Anshelm du procès relatif à l'abbaye de Filly [2].

Après lui, en 1687, le doyen Fuchs s'inspire de Nicolas de Montenach et, avec quelques variantes et un peu de rhétorique, répète partiellement en latin ce que son prédécesseur avait dit en allemand [3].

Le chanoine Fontaine, l'infatigable compulseur de nos archives cantonales, n'a analysé que quelques-uns des textes relatifs à Filly [4], et, ainsi que cela lui arrive parfois lorsqu'il s'agit d'actes écrits en allemand, il ne les a pas exactement compris, de telle sorte qu'il n'est pas surprenant qu'il trouve toute cette affaire assez confuse.

[1] *Die Berner Chronik des Valerius Anshelm*, édit. E. Blösch (Berne, 1884-1893). 4. Band, S. 240.

[2] Chronique (manuscrite) de Nicolas de Montenach, f. 105 *(ad annum 1517)* Fribourg. Bibliothèque économique.

[3] *Chronique fribourgeoise du XVIIe siècle, publiée, traduite, annotée...* par *Héliodore Rœmy de Bertigny* (Fribourg 1852), pp. 193-95. Le manuscrit original de la Chronique se trouve aux archives de l'Etat de Fribourg. Mlle J. Niquille a démontré (dans cette *Revue*, 1933, p. 100 sq.) que le doyen Fuchs avait rédigé sa chronique pour documenter le Dictionnaire que préparait Gaspard Lang. Aussi bien, ce dernier reproduit-il en allemand son modèle (*Historisch-Theologischer Grund-Riss der alt- und jeweiliger Christlichen Welt.* Erster Teil, S. 979). Il y introduit toutefois une assertion grossièrement inexacte, que la rédaction de Fuchs rend, il est vrai, partiellement explicable, mais dont il aurait dû saisir l'invraisemblance : il attribue au prévôt Stœr — qui représentait, comme nous le verrons, à Filly, les intérêts de Berne — la cession de cette abbaye au cardinal Fieschi. Celui-ci l'avait, en réalité, reçue du Pape, par un bref dont Berne et Fribourg contestaient la légitimité.

[4] Il reproduit, au t. 17 de sa *Collection Diplomatique*, les 3 actes du 28 mai 1520, et il analyse brièvement, dans le t. 16 de ses *Comptes des Trésoriers*, une douzaine de textes des manuaux et des missivaux de Fribourg.

Plus près de nous, M. Berchtold, dans son Histoire du canton de Fribourg, a consacré à la question de Filly quelques lignes, qui renferment d'ailleurs plusieurs erreurs [1].

Parmi les historiens modernes, M. J. Zimmermann, dans son étude sur Pierre Falk — qui avait été intimement mêlé, nous l'avons vu, aux négociations qui firent délivrer, par Jules II d'abord, puis par Léon X, la bulle accordant Filly aux deux Chapitres de Berne et de Fribourg et qui s'entremit pour nous aider dans cette affaire — en a résumé en une page l'évolution ultérieure [2].

S'inspirant de la chronique de Fuchs et de M. Zimmermann, le chanoine Brasey, dans son Histoire du Chapitre de Saint-Nicolas, a condensé le conflit auquel le monastère de Filly a donné lieu en un paragraphe qui donne une note assez juste [3].

Enfin, M. Büchi, s'occupant, ici-même, du chancelier Girod, qui eut à intervenir, comme nous le verrons, à la fin des tractations que nous allons raconter, a, lui aussi, brièvement résumé tout le procès [4].

Les anciens chroniqueurs, qui vivaient à une époque proche encore des événements, pouvaient se contenter, pour nous en parler, de consulter leur mémoire ou de recueillir les données de la tradition orale. Les historiens venus plus tard ont, par contre, fait naturellement quelques sondages dans les documents écrits. Ils n'ont toutefois pas utilisé les archives bernoises, et, ce qui est plus étonnant, aucun d'eux ne paraît avoir soupçonné que la *Collection Girard* [5] était, à Fribourg,

[1] Berchtold, *Histoire du canton de Fribourg* (1841-52), t. II, p. 140.

[2] Joseph Zimmermann, *Peter Falk*, dans *Freib. Geschichtsblätter* XII (1905), p. 100-101.

[3] G. Brasey, *Le Chapitre de Saint-Nicolas*, Fribourg 1912, p. 35.

[4] Dans cette *Revue*, 1924, p. 9-11 ; mais M. Büchi, comme déjà MM. Gonthier et Piccard, a, en partie, renversé l'ordre des faits, en faisant attribuer Filly, en 1517, tout d'abord à Pierre Goyet, après quoi, pour en finir, Rome l'aurait donné au cardinal Fieschi. Nous verrons que les choses ne se sont pas passées ainsi.

[5] Cette collection a été réunie par l'abbé Jean-François Girard (1759-1823), frère du P. Girard. Il avait été tout d'abord jésuite et demeura, comme professeur, au Collège Saint-Michel de Fribourg après la suppression de la Compagnie de Jésus. Il fit, pendant une année, partie du Chapitre de Saint-Nicolas (1789), fut ensuite, assez longtemps (1790-1817), curé d'Avry et remplit finalement un poste de chapelain à Charmey puis à Delley. Il s'occupait d'histoire. Il était entré en possession, en 1787, d'un certain nombre de documents, et reçut, en 1798, l'autorisation de prélever ce qui l'intéressait parmi de nombreuses pièces, alors non classées, de nos archives cantonales. Triant ces manuscrits et les classant d'après le sujet auquel ils se rapportaient, il les réunit en 15 gros volumes. La collection devint propriété de la famille bernoise de Mülinen. L'abbé Girard, dans une lettre écrite en 1805 à l'avoyer de Mülinen de Berne et collée en tête du 1er volume, donne quelques

une mine des plus importantes, qui eût permis de suppléer dans une large mesure aux lacunes de leurs informations.

La question de Filly méritait donc d'être reprise sur une base plus large, c'est-à-dire en tenant compte, en plus des documents nombreux que nous possédons à Fribourg, de ceux, plus abondants encore, qui sont conservés aux archives cantonales de Berne.

Les Conseils des deux villes se sont occupés souvent de Filly, mais les manuaux se bornent en général à une brève mention pour signaler une décision prise ou renvoyer à une lettre reçue ou expédiée, de telle sorte que, souvent, on peut faire abstraction du Ratsmanual, soit de Berne, soit de Fribourg [1].

Les lettres sont particulièrement nombreuses : celles d'abord qu'échangèrent entre elles les deux villes ; puis celles que Berne — car c'est elle qui, en général, tenait la plume — écrivit au dehors : en allemand si elle s'adressait à l'un de ses mandataires, en latin au contraire si elle écrivait au duc de Savoie, au Nonce, ou, par l'intermédiaire de ce dernier, au Pape ou à un cardinal [2]. Ces lettres sont toujours signées : « Avoyer et Conseil de Berne et de Fribourg », et c'est dire que, en principe du moins, chacune d'elles, avant d'être expédiée, était soumise par Berne à Fribourg, afin d'être munie des sceaux des deux cités. La minute des lettres expédiées se trouve en général dans les Missivaux respectifs [3], mais l'original reçu est assez souvent lui aussi conservé : à Berne, dans l'un des volumes des *Unnützte Papiere* [4],

explications sur son travail et se justifie quant à l'emploi fait par lui des manuscrits mis à sa disposition. La collection a été, au siècle dernier, rachetée par Fribourg et se trouve actuellement à notre Bibliothèque cantonale et universitaire. Nous y renvoyons au moyen des initiales CG.

[1] Nous citerons de la manière suivante : RM.Be pour le Ratsmanual de Berne et RM pour celui de Fribourg. Les numéros des volumes permettent au surplus de savoir de quelles archives il s'agit : pour Berne, nous aurons à renvoyer aux manuaux du Conseil 173 à 190, et pour Fribourg aux tomes 34 à 39.

[2] Une fois ou l'autre ce fut Fribourg qui fut chargé d'écrire au duc de Savoie ; la lettre était, dans ce cas, rédigée en français.

[3] A Berne, dans le missival allemand (deutsch. Missivenbuch) et dans le missival latin (lateinisches Missivenbuch), auxquels nous renvoyons au moyen des sigles : d. Miss. et l. Miss, en faisant suivre ces abréviations de la lettre majuscule qui sert de numéro. Pour les missivaux de Fribourg, nous écrirons MB, en ajoutant le chiffre arabe qui précise de quel tome il s'agit ; le tome 7 renferme exclusivement des lettres en français et en latin, tandis que le tome 8 est réservé presque uniquement à la correspondance allemande.

[4] Collection comprenant, groupés en 85 volumes et réunis un peu comme l'ont été, pour Fribourg, ceux de la *Collection Girard*, des manuscrits allant,

tandis que à Fribourg, à une ou deux exceptions près, les lettres arrivées de Berne ne se trouvent pas là où il semblerait tout naturel d'aller les chercher : dans la liasse de la *Correspondance bernoise* des archives cantonales, mais à la Bibliothèque cantonale et universitaire, au t. 14 de la *Collection Girard*.

Les quelques brefs pontificaux relatifs à l'affaire de Filly sont conservés principalement aux archives de Berne, dans la collection des pièces regardant le Chapitre [1]. Par contre, les manuaux des séances capitulaires des chanoines de Saint-Vincent n'ont que fort peu de chose ; et quant à celui du Chapitre de Saint-Nicolas se rapportant à cette époque, qui est celle de ses débuts, on ne le possède plus, ou, plus exactement, il n'a vraisemblablement jamais existé.

Il y aurait lieu de signaler encore un certain nombre de comptes aux archives cantonales de Fribourg : soit des comptes spéciaux consacrés exclusivement, pour les années 1517-1522, à l'administration des biens du monastère de Filly [2], soit, dans les comptes généraux de l'Etat, des mentions isolées qui s'y rencontrent pendant de nombreuses années à partir de 1520. Notons cependant immédiatement que nous laisserons de côté cet aspect purement économique et financier du problème dont nous allons nous occuper.

Aux archives royales de Turin, les liasses concernant Filly se trouvaient jadis dans les « Bénéfices d'au-delà des Monts ». On les en a sorties, pour les placer parmi les « Abbazie ». 2 paquets sont inventoriés (ce sont exclusivement des actes antérieurs à 1500) et un 3e ne l'est pas : il renferme entre autres les deux brefs de Léon X de 1517 que nous allons reproduire ci-dessous, puis des pièces se rapportant à l'année 1547. Un examen un peu rapide, entrepris naguère sur place, ne nous a pas permis de découvrir un seul document ayant trait aux démêlés qui vont faire l'objet de la présente étude.

Quant aux archives vaticanes, il est regrettable qu'elles soient pour nous, actuellement, inaccessibles, et que les copies que possèdent les archives fédérales de Berne ne remontent pas jusqu'à l'époque qui nous intéresse. On trouverait peut-être, en effet, à Rome, la copie

principalement, du XVe siècle jusqu'au milieu du XVIIe. Nous citerons : UP. Les copies des lettres envoyées par Fribourg à Berne sont parfois assez mal écrites dans notre missival, ce qui rend doublement précieux le fait de trouver aux archives cantonales de Berne — non pas toujours, mais assez souvent — la lettre originale.

[1] Arch. d'Etat de Berne, *Fach Stift.*

[2] GS nos 1141 et suivants.

des lettres que le légat du Pape aura sans doute envoyées en réponse à celles que Berne lui adressait et dont aucune, à notre connaissance, n'est conservée en Suisse, et probablement — ce qui offrirait pour nous un grand intérêt — la correspondance échangée entre le Légat et le Saint-Siège au sujet de l'affaire de Filly. Peut-être enfin pourrait-on mettre la main au Vatican sur des lettres adressées au cardinal Fieschi et sur les réponses de ce dernier. Entre Berne et Fribourg et lui il n'y a jamais eu échange direct de correspondance. C'est du cardinal Fieschi qu'il est cependant continuellement question dans les lettres de nos deux cités, et c'est réciproquement les allégations de Berne et Fribourg que lui s'évertue de réfuter ; mais on comprend qu'il serait intéressant pour nous de connaître, autrement que par les échos qui nous en sont parvenus, l'insistance qu'il mettait à faire triompher son point de vue ainsi que les arguments qu'il utilisait à cet effet.

* * *

Amblard Goyet était mort le 7 mars 1517. Berne, qui guettait depuis plusieurs années la première occasion qui serait offerte aux deux villes combourgeoises d'user des faveurs obtenues, avisa immédiatement Fribourg, par lettre du 13 mars 1517, que le moment était venu de s'emparer, d'un commun accord, des biens qui, à la suite de ce décès, revenaient aux deux Chapitres. Nous avons, disait la lettre de Berne, envoyé à Filly un membre du Conseil ; choisissez, vous aussi, pour les lui adjoindre, un de vos conseillers ainsi qu'un de vos chanoines [1].

Cependant, comme il arrivait d'ordinaire en pareil cas, d'autres compétiteurs surgirent, et notamment un membre du Sacré Collège, le cardinal Nicolas Fieschi, dont le nom va revenir tout au long de cette étude [2]. Celui ci demanda une lettre de recommandation à Léon X,

[1] CG XIV, 137. GS 1142 (frais de Berne dans l'affaire de Filly) permet de préciser que les délégués de Berne se trouvaient à Filly le dimanche 15 mars 1517. Ils se rendirent de là plus d'une fois à Genève. Ils étaient de retour à Berne avant le Jeudi-Saint, qui tombait, cette année-là, le 9 avril, et repartirent pour Filly le Vendredi-Saint.

[2] Nicolas Fieschi (*de Flisco*), gênois d'origine, créé cardinal du titre de Sainte-Lucie in Septisolio par Alexandre VI, le 31 mai 1503, transféré au titre de Sainte-Prisce, le 5 octobre 1506, nommé évêque d'Albano le 8 février 1518, de Sabine, le 24 juillet 1521, de Porto, le 18 décembre 1523, et enfin d'Ostie, le 20 mai 1524. Il mourut à Rome, le 15 juin 1524. C'était l'un des grands quémandeurs de bénéfices de cette époque. Eubel, *Hierarchia catholica medii aevi*, t. III, p. 8. n. 1. donne la liste de tous ceux qu'il avait obtenus jusqu'en octobre 1515, à s'en tenir au regeste des actes de Léon X dressé par le cardinal Hergenröther, regeste

précisant que s'il sollicitait l'abbaye de Filly, c'était moins pour lui-même que pour les neveux et parents de son ami [1], l'abbé défunt, son intention étant de leur rétrocéder si ce n'est la totalité, du moins la grande partie des revenus de ce monastère. Le Pape, se souvenant, comme il le dit, que l'assentiment préalable du duc de Savoie était nécessaire, écrivit, le 20 mars 1517, à Charles III, pour lui demander avec insistance, au vu des incomparables mérites du cardinal en question, que l'abbaye de Filly lui fût accordée :

Leo Papa decimus. Dilecte fili, salutem et apostolicam benedictionem. His diebus, cum dilectus filius noster N. [2] tituli Sanctæ Priscæ presbyter cardinalis de Flisco, ad nos obitum Amblardi Goietti, extra romanam curiam defuncti, familiaris sui, qui monasterium Beatæ Mariæ Filiaci, ordinis sancti Benedicti [3], Gebennensis diocesis, dum viveret, obtinebat, detulisset petiissetque ut ei, tum iure familiaritatis, quæ magni momenti in hac curia semper habita est, tum quo ipse nepotes et consanguineos eiusdem Amblardi aliquo beneficio complecti posset, dictum monasterium commendare vellemus. Nos, qui talis viri, tanta dignitate prediti, iustis petitionibus difficillime resistere possumus, tamen cum memoria teneremus in eiusmodi monasteriis consistorialibus, quale hoc est, nos instituisse sine consensu nobilitatis tuæ nihil agere aut tribuere cuique, ei demonstravimus, quæ ratio obstaret, quominus ei, quemadmodum cupiebamus, morem gerere possemus, atque is, ut est et probitate et modestia singulari, facile concessit ut voluntas nobilitatis tuæ expectaretur et tui honoris ratio haberetur, ita res omnis collata ad arbitrium tuum est. Sed nos qui, si alius quivis hoc idem a nobis contendisset, illius preces omnino reiecturi fueramus, petente et supplicante hoc cardinali qui, et gravitate et integritate et cæteris omnibus partibus egregiis antiquæ virtutis et dignitatis nobis refert imaginem, non potuimus eam rem tanquam nostram et propriam non maxime cordi habere laborareque ut hoc ille abs te impetret, non secus ac si per nos ipsos impetrare vellemus. Itaque ad nobilitatem tuam scribendum duximus, illam in domino hortantes et summo studio requirentes, velit contenta esse, ut tale beneficium in dignissimum cardinalem conferatur, quod ille quidem a nobilitate tua recepturus est et illi acceptum habiturus. Sed et cum dictus Amblardus defunctus tibi fidelissimus et deditissimus servitor fuerit sitque ipsi cardinali in animo hoc munus liberalitatis tuæ in ipsius Amblardi consanguineos aut omnino aut magna

qui ne va pas au-delà de cette date. Le dernier est le prieuré bénédictin de Saint-Jean à Genève, qui lui fut accordé le 16 juillet 1515. L'abbaye de Filly, qu'il n'obtiendra que deux ans plus tard, ne figure donc pas encore dans cette liste.

[1] Le bref dit : *familiaris*, puis *servitor*, soit donc : ami, sous-ordre ou familier.

[2] *N* pour *Nicolai*.

[3] Filly n'était pas une abbaye bénédictine, mais une maison appartenant aux chanoines réguliers de Saint-Augustin. Le bref suivant ne commet pas la même erreur, mais fait de Filly un couvent « de l'ordre de Saint-Augustin ».

ex parte convertere, videtur nobis nobilitatem tuam, tum propter intercessionem nostram et vere prestantis ac spectatissimi cardinalis dignitatem, tuum ut sui defuncti servitoris memoria in eius affinibus restituatur, ad hanc humanitatem et liberalitatem in prefatum cardinalem promptam et facilem esse debere. In summa, quicquid in illum contulerit nobilitas tua, tum homini dignissimo gratissimmoque tribuerit, tum nobis fecerit rem summe gratam.

Datum Romæ, apud sanctum Petrum, sub annulo Piscatoris, die XX martii MDXVII, Pontificatus nostri anno quinto [1].

On ne saurait concevoir plus chaude recommandation ni démarche plus pressante que celle qu'on vient de lire et que le pape, comme il le déclare, eût refusée à tout autre. Aussi n'est-ce pas sans surprise qu'on le voit écrire, trois jours plus tard, à Charles III une nouvelle lettre, l'invitant, s'il était encore temps, à donner l'abbaye de Filly non pas au cardinal Fieschi, mais à Léonard Tornabuone [2], parent du souverain pontife au service personnel duquel il était attaché, et surtout membre d'une famille à laquelle celle de Léon X devait une large reconnaissance. Charles III lui-même, ajoutait le pape, ne devait pas oublier la généreuse hospitalité offerte naguère par les Tornabuone à son père, le duc Philippe II, lors d'un passage de ce dernier à Florence.

Voici cette nouvelle lettre de Léon X :

Leo Papa decimus. Dilecte fili, salutem et apostolicam benedictionem. His proximis diebus, cum dederimus ad nobilitatem tuam litteras super abbatia Filiaci, ordinis sancti Augustini, Gebennensis dioecesis, per obitum Amblardi Goietti, illius ultimi possessoris, extra romanam curiam, vacante, commendantes illi dilectum filium nostrum Nicolaum, tituli sancte Prisce presbyterum cardinalem de Flisco, ex causis in eis expressis ; tamen, si iam nobilitas tua statum non haberet quid sibi existimaret esse faciendum, esset nobis summopere gratum atque acceptum, ut eam ipsam abbatiam habendam permitteres dilecto filio Leonardo Tornabono, nostro quidem secundum carnem consanguineo, sed cuius maiorumque ipsius tanta sunt erga nos domumque nostram merita atque officia, ut ad singularem nostram paternam erga illum bonivolentiam, minima ratio consanguinitatis esse

[1] Arch. de Turin, liasse inventoriée de Filly, mazzo 19, N° 28, avec 4 copies. Ce bref, ainsi que le suivant, est reproduit dans le volume de Mgr Piccard, p. 462 et sq., d'après une copie, bonne d'ailleurs, faite par le général A. Dufour et transmise à l'auteur par le professeur F. Rabut.

[2] Les Tornabuoni étaient l'une des grandes familles de Florence. Certains de ses membres assistèrent au couronnement de Léon X (Pastor, *Gesch. der Päpste*, Bd. IV, Abt. I, p. 26) et l'un d'eux faisait partie de la délégation de Florence qui vint le féliciter après son élection. (Rodocanachi, *Le Pontificat de Léon X*, p. 60). Léonard Tornabuone fut évêque de Borgo San Sepolcro et ensuite d'Ajaccio (*Enciclopedia italiana*, t. XXXIV, p. 41).

videatur. Vere [1], volumus existimare nobilitatem tuam nos arbitrari tantum huic nos debere quantum profecto paucissimis, qum tua quoque nobilitas aliqua ratione huic familie astricta est : in transitu enim quem olim bone memorie Philippus, pater tuus, Florentia habuit, in horum domum diversatus est fuitque et benigne et liberaliter acceptus. Pro studio igitur nostro et pro summo amore erga hunc juvenem optimis moribus ornatum nobisque in secreto cubiculo fidissime simul diligentissimeque inservientem, omnia eius commoda omnesque honores nobis sunt cure ; in quo tua nobilitas, et contemplatione nostra et humanitate sua ac veteris hospitii recordatione, ut se promptam ac benignam exhibeat, vehementer illam in Domino hortamur nostramque collationem predicto Leonardo factam, in qua tuum beneplacitum reservatum est, suo assensu ut comprobet, quod nobis certe futurum est gratissimum.

Datum Rome, apud sanctum Petrum, sub annulo Piscatoris, die XXIII martii MDXVII, Pontificatus nostri anno quinto [2].

Le Pape allait, dans cette lettre du 23 mars, plus loin que dans celle du 20 du même mois : il ne se contentait pas de demander à Charles III l'abbaye de Filly pour son protégé, mais il finissait par la lui accorder de son propre chef, en réservant simplement l'assentiment, présupposé, du duc de Savoie.

De Tornabuone cependant il ne fut plus question dans la suite ; soit que, comme le Pape le redoutait un peu, cette nouvelle démarche fût arrivée trop tard, soit pour toute autre raison, c'est le cardinal Fieschi qui entra seul en compétition avec les Chapitres et les gouvernements de Berne et de Fribourg.

(*A suivre.*)

[1] Le bref intercale ici un *N*, que la copie remplace par un *n* minuscule.

[2] Arch. de Turin, liasse inventoriée de Filly, mazzo 19, nº 29, avec une copie.

Kleine Beiträge — Mélanges

Der Codex Solodurensis 398 ein Dokument für die Kulturgeschichte der Schweiz

Die Zentralbibliothek Solothurn besitzt in Codex S. 398 eine Handschrift aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die in mehrfacher Weise interessant ist als schweizerisches Kulturdokument aus jener Zeit; ihr Inhalt befaßt sich hauptsächlich mit Mystik: es sind Abschriften von mystischen Traktaten. Aber das gesamte Niveau ist längst nicht mehr so hochstehend wie in der Blütezeit der deutschen Mystik; viele sensationelle Wundergeschichten werden eingeflochten. Die Handschrift wird nicht wichtig sein für die Textüberlieferung der einzelnen Abhandlungen. Ihre Bedeutung scheint mir viel mehr darin zu liegen, daß sie ein Zeugnis ist für das in jener Zeit noch vorhandene Interesse an Mystik in Laienkreisen der Innerschweiz; denn da muß wohl die Handschrift entstanden sein. Zudem enthält sie noch einige Legenden aus dem Leben des seligen Bruder Klaus und über die Verehrung nach seinem Tode, die R. Durrer bei der Abfassung seines Bruder-Klausen-Werkes entgangen sind; ich hoffe, diese Texte noch genau publizieren zu können.

Ich habe es mir nicht zur Aufgabe gestellt, den Codex textkritisch und historisch-systematisch zu bearbeiten; ich möchte ihn hier nur beschreiben und seinen Inhalt regestenhaft wiedergeben, um damit die interessierten Kreise auf ihn aufmerksam zu machen.

Der Codex wurde in neuerer Zeit in Halb-Pergament gebunden und trägt auf dem Rücken die Inschrift: « Felsen-Buch 1559.1560 ». Er scheint vorher in einem bedenklichen Zustand gewesen zu sein: Titelblatt und erste Seiten, ebenfalls Schlußblätter fehlen, sodaß heute noch 166 Blätter von der Größe 17 × 21 cm vorhanden sind. Eine Paginierung fehlte ursprünglich, wurde aber in neuerer Zeit auf jedem zehnten Blatt mit Bleistift vermerkt. Bis fol. 29 ist der äußere Rand stark beschädigt, sodaß auch gelegentlich das Schriftbild verletzt ist.

Die Schrift stammt von verschiedenen Händen. Als Schreiber hat sich nur einer verraten auf fol. 93r: « Hans Werb von vnder waldenn ob dem kärn wald »; ebenso auf fol. 96r. Von ihm stammt sicher ein großer Teil der Handschrift. Für die Datierung fallen auf den ersten Blick verschiedene Daten auf; aber nur zwei sind für die Abfassung der Abschriften bedeutend: auf fol. 93r gibt der genannte H. Werb das genaue Datum von der Beendigung der Abschrift an: « morndes nach marttini anno 1561 ». Ein späteres Datum finden wir auf fol. 140r: « in dissem louffenden acht vnd Sechtzigstenn iar » und « dysses gegenwärtigen 1568 iars ». Doch ist dieses « louffend » und « gegenwärtig » vielleicht aus einer

Vorlage abgeschrieben, sodaß es sich nicht unbedingt auf das Datum der Abschrift beziehen muß. Aber immerhin sind keine Hinweise da, die auf eine spätere Abschrift hindeuten würden.

INHALT :

1. fol. 1-65v : enthält ohne Titel- und Autorenangabe das « *Buch von den neun Felsen* », das Rulman Merswin, den Laienmystiker des 14. Jahrhunderts, zum Verfasser hat. fol. 1r, das, wie schon erwähnt, nicht das ursprünglich erste Blatt war, ist nur fragmentarisch lesbar. fol. 1v incipit : « nit ziirne mit mir, wan ich mag dinen zorn nit erlyden. Ich wil dier zegrund mys hertzens gehorsam sin ... » 15r-36r : Reden über die verschiedenen Stände der Christenheit. 36r-65v : « von den nun Velsenn ». — Explicit : « behuet uns die ewig warheit gott vater sun vnd helger Geist amen ». Es folgt dann eine Nachschrift des Abschreibers : « O fromer crist vnd getruwer läser vnd hörer, bit got, für den der disers buch geschriben hat vnd bät siner sel zuo trost vnd hilf ein pater noster vnd ein ave maria. Darum bit er dich durch gottes willen vnd durch vnser lieben frowen willen. »

2. fol. 66r-69v : « Es saßen nunzächen meister by ein andren zuo parys vnd tet yetlicher ein guote leer, wz dem menschen nütz syge zuo ewiger Säligkeit [1]. » Inc. : « Do sprach der erst meister, es wär wäger vnnd besser, die sünd gelassen durch gottz willen, den alls vil gelitten alls vnsser her leid an dem Crütz ... » — Expl. : « vnnd sol sin lyden geduldigclich vnnd wyligclich lyden vnd sterben an im nimer lan verloren werden, amen. »

3. fol. 69r-70v : « Die VII bewegungen der sel ». Incipit : « Item die siben bewegungen sind in einem yetlichen menschen von natur ... » — Expl. : « die liebe die ist geduldig guotig nit zorn muttig, sy hasset nieman nit hoch muttig. »

4. fol. 71r-71v : « Hie nach volget das laaben des saligen sant blassi des martrers. » Inc. : « Vf capadocia ein stat heist Sebaste ist gewässen der sallig sant blässy ... » — Expl. : « wir gond mit ein andren gott ist min hit zugedenk. »

5. fol. 72r-93r : « Eyn heilsam nutzbare leer vsszogen vnnd gelasen vss dem buch der Ewigen wysheit oder vss der Summ des Süß genampt dem anfachenndenn menschenn vnnd zuo nemenden unutz zuo der gelassennheit nottürfftig [2]. » — Inc. : « Regnum mundy et omne ornatum scli contempsi etcettera. Ich hett einen schatten umfangen ... » — Auf fol. 89r-v sind zwei Sprüche, gedichtet von einer geistlichen Schwester : « Jesus, vnser sele grund » und : « Hertzen fröud hab ich verlorenn. » — Expl. : « vnd bitt ouch gott für mich hans werb von vnder waldenn ob dem kärn wald, der dis buch geschriben hat morndes nach marttini anno 1561. »

[1] Vgl. die ähnlichen Traktate in : Cod. Sangallensis 986, fol. 42 ; 963 f. 384.

[2] Der Auszug ist nicht unmittelbar nach dem « Büchlein der ewigen Weisheit » Heinrich Suso's gemacht worden, sondern es liegt ihm das sog. « Briefbüchlein » zugrunde. Vgl. *K. Bihlmeyer*, Heinrich Seuse. Deutsche Schriften (3407), 360-401.

6. fol. 93r-95v : « Der gottlich lerer ysidorus spricht. » — Inc. : « Die Sel stirpt wenn sy sich von einem gutten willen verwandlet in ein bösen willen. » — Expl. : « Onne demut vnnd onne liebe wirt ein jetliche tugent für ein untugent gezellt. »

7. fol. 95v-97v : « Hie nach volget ettwas heimlicher offbarungen so ettlichen gotts förchtigenn personnen begägnet sind vnnd bevolchen zuo verkündenn, zuo einer warnung für ze komen der straff gottes. » — Inc. : « Dise nachuolgendenn geschichtenn sind begägnet einer ersamen gloubwürdigen person, die ir wonung vngefarlich by 50 jarenn, in abwässen der wällt, vnnd alls man ir ratts pflägenn, in ettwas geschwinder vnnd sältzamer löüfften hat sy geret, vnnder anderen worttenn, all nach volgett. » — Unter anderm erzählt sie von einer Erscheinung des Br. Klaus mit Br. Ulrich im Jahre 1560. — Expl. : « vnnd hat gedachte person sollichs geoffenbaret in bywässen hans am buel, heini sigrist, jacob oettli, heini buocher, battisser müller, melcker ab egg, melcker bär, vnnd hans wärb » (der, nach der Schrift zu urteilen, auch der Schreiber dieser Mitteilung ist.)

8. fol. 97v-100r : « Ein große nüwe zyttung, so geschächen dem ersamen jocob joeury wanzut von verix im obren grawen pund, vnnd in dem gricht waltten purg gelägen vnnd gehörig, welcher im vogt ist, der cappelen Sancti Valentine in dem genamten dorff Verix erschinen sind im iar 1559. » — Erzählt ausführlich von den Erscheinungen eines Kindes in der Kirche, das eine Mahnung an Volk und Regierung gibt [1].

9. fol. 100r-103v : « Ein andere warhaftige nüwe zytung, die dem vorgemelten jacob jööri wanzut von verrix ... erschinen sind sant philippi vnnd jacobi den ersten tag meyenn im iar 1560. » — Das gleiche Kind erscheint wieder und kündigt Unglück und Not an.

9. fol. 103r-110v : « Diß nachuolgent buoch sagt von etlichen prophetyen so dem Methodius, Sibilla, Birgitta, von gott geoffenbaret sind, vnd sust mancherley vsszüg, vss helger geschrifft, wie es dem römischen rych vnd andren ergan soll. » — Inc. : « Der babst fragt Birgittam von der kilchen. O helge künigin sag mier an, was soll ich by der lilg (= Lilie) verstan ? » — In 304 Versen ein Fragen und Antworten zwischen Papst und Brigitta, Sibilla, Bruder, und zwischen Kaiser und Sibilla und Bruder. — Expl. : « Do ward ich gefangen im niderland. »

10. fol. 111v : enthält einige aszetische Sprüche. — Inc. : « Gott dem herre, vermagste, so gib almussen gern. » — Expl. : « das ist der wyt heel wäg. »

11. fol. 111v-113v : « Hie nach volget ettlich Artickel, welch dann ein Erwirdiger herr, mit namen Laurentzius Damticho, vss dem orden dem

[1] Diese und die im Folgenden erwähnten Erscheinungen haben unter den Protestanten großes Aufsehen und Beunruhigung erregt. Vgl. Brief von Johann Fabricius an Bullinger, 1559, 20. Nov. [in : Bullingers Korrespondenz mit Graubünden II (Quellen zur Schweizergeschichte, Bd. 24), n. 209, und : Fabricius an Bullinger, 1560, 16. Juni (ebd. n. 250) und zwei weitere zeitgenössische Berichte im Staatsarchiv Zürich, Bd. II 335, fol. 2330 ff.].

orden (sic !) der prediger von Boffy (= Pavia) für gehaltten vnd mit ein heliger geschrift bewiesen hat, etlichen myss gleübigen von lugaris, yff mentag den VI tag augsten im im (!) iar M V^{c}xlix (= 1549). » — 14 Lehrpunkte gegen die Protestanten. — Inc. : « Im ersten, dz der heilig vatter der babst der aller obrist sig ... » — Expl. : « würd vns zuo vnnserem heil guott sin. amen. »

12. fol. 113v : « Hie nach volget ein abgeschrifft von sant michels Brief, den gott selber geschribenn hat. » Das Original des Briefes soll sein « vff Sant mychels berg im land britania » ; er enthält eine Mahnung zur Sonntagsheiligung. — Inc. : « Hier hebt sich an das gebott ... » — Expl. : « Ir sönd öwer amtlüt nit wäschen an dem Suntag, noch öwer har strällen nach Hoffart der wält. »[1]

13. fol. 114r-116v : « Künftigen änds der wält vnd erschrockenliche letzten tags vnd gerichts vnseres heren vnd heilands Jesus cristi. Nüwe zytung vss myssen komen anno MDLIIII vnnd MDLV iar. » — Inc. : « Es ist zu Hall in Sachsen ein organist zuo vnser lieber frouwen, ein geborner sybenburger gewässt ... » — Expl. : « geben zuo Erfurt ». — Enthält viele Wundergeschichten : Zeichen am Himmel, geheimnisvolle Tiere usw.

14. fol. 117r-119v : « Anno Domini 1526 hat sich söllichs wie hie nach volget zuo kleinen meils by guottenberg ob veld kirch in der Grafschafft Vadutz gelegen, so den wollgebornnen Graffen von Sulcz zuogehört, vff den 18 tag hornungs begeben. » — Eine gestorbene Frau wird wieder lebendig und erzählt, wie sie von einer weißen Frau erweckt worden sei, und diese Frau habe gemahnt, beim alten Glauben zu bleiben.

15. fol. 119v-121r : « Nüwe zyttung vss Wien In osterrych vom XII january des lvi (= 56) iars vnnd ander zyttung wie nach vollget. » — Episode aus dem Türkenkrieg.

16. fol. 121r-121v : « Zyttung vss nürremberg den xxii january anno lvi (= 56). » — Verschiedene Zeichen am Himmel.

17. fol. 122r-123v : « Warhafftige Zyttung. » — Berichte von einem furchtbaren Ungewitter am 29. Dezember in « lybtzig » und an andern Orten.

18. fol. 123v-124r : « Absagung desz Türggischenn keissers gägen dem römischenn küng vss vnngerenn. » — Inc. : « Wier walschann von des großen gotts gnadenn vff ärden großmechtiger küng vnnd Soldan in babilonia ... » — Expl. : « Datum in vnnser stat constantinopel nach vnsser geburt XX iar vnnd nach regierung vnseres keyserlichen ampts ym VI iar. »

[1] Es ist die Abschrift eines sog. « Himmelsbriefes » oder « Sonntagsbriefes », dessen Hauptinhalt immer die Aufforderung zur Sonntagsheiligung ist. Solche Briefe, die direkt von Gott geschrieben sein sollen, waren vom frühen bis späten Mittelalter weitherum verbreitet. Vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens IV, 21-27 ; VI, 240 ; VIII, 99-103.

19. fol. 124r-126r: «Gott der her spricht». — Inc.: «wär zuo mir in min rych wil komen ...» — Gespräch zwischen Gott und Mensch in 89 Verszeilen. — Expl.: «so kumt sicher in das ewig läben. Amen. Datum 1566».

20. fol. 126v-128r: «Hie nach volgent etlich geschichten von Bruoder clausen von vnnderwaldenn vnnd von andrenn dingenn wie nach volgt.» — Inc.: «Es hat sich begebenn vff der zyt dz Bruoder claus vnd sin bruoder petter von flue ...» — Expl.: «Die werd gott nyt lann vnndergann in nöttenn Amen.»

21. fol. 128v-130r: Titel beim Beschneiden des obern Randes z. T. abgeschnitten, sodaß nur noch Folgendes etwa gelesen werden kann: «Ein andächtig ... von der ewigen frid vnd sälligkeit.» — Inc.: «O min sell, wie groß vnd vnschactzbarliche Sälligkeit ...» — Expl.: «nit genugsam alles was man hie in zit getuon vnd geliden mag.»

22. fol. 130v-133v: «Ein schönn nüw lied von der syghafftenn großen manschlacht, so zu plauili bi Tröb yn Franckrych zwischen paris vnd orlientz im 1552 iar geschächen.»[1]

Inc.: «Gott vatter son vnd heilger geist,
so der du alle ding woll woll (!) weist,
wie es ietzt vff ärden got, allein durch dinen namen
verlich vns gnod vnd krafft,
jo krafft, diner loblichen Eidgnoschafft.»

Das ganze Gedicht umfaßt 36 Strophen; Schlußstrophe:

«Der vns dis liedlin hat nüw gemacht
Er hats gedicht woll vff der wacht,
by kalter wintter Zytte, Löwenstein
thut er sich nemen von friiburg vff der stat
jo stat, er war selb an der that.
getruckt zu worms.»

23. 134r-135r: «Die offen barung Johannis des theologen dz erst capittel.» — Inc.: «Dys yst die offenbarung ihesu chrysti.» — Expl.: «die du gesächen hast, sind die syben gemeine.»

24. fol. 136r-138r: «Das thyranney zuo vermyden sy vnnd die länge nit bestannd habenn.» Inc.: «Der prophet Habacuck beschrybet, wie es zuo get ...» — Expl.: «daß bluot soll durch menschen wider vergossen werdenn.»

[1] Ein Lied über die Schlacht bei Dreux oder Blainville 1562 (Hugenottenkrieg). Das Lied befindet sich nicht in den Sammlungen von *R. v. Liliencron* (Die historischen Volkslieder der Deutschen 1869) und von *O. Bockel* (Handbuch des deutschen Volksliedes 1908), wird aber erwähnt ohne Abdruck in: *L. Tobler*, Schweizerische Volkslieder (1882-84), I, S. XLV und II, S. XII, wo er auch sagt, daß über den Verfasser außer dem Namen nichts Weiteres bekannt sei.

25. fol. 138r-139r : « Die Bedüttung des mäßgewannds. » — Inc. : « So sych der Pryster zuo der mäsz wyll schycken ... » — Expl. : « so gatt er zuo dem Allttar. »

26. fol. 139r-140r : « Ein gebätt so man essen wyll. » — Inc. : « Her gott himlyscher vatter der du vonn annfang ... » — Expl. : « vnnd ersetiget werdend durch jessum cristum amenn. » — « Ein gebätt so man gessen hatt. » — Inc. : « O herr gott himlyscher vatter der du dyn hand vff gethonn ... » — Expl. : « in dinem rich die spys der vnsterblichkeitt amenn. »

27. fol. 140r-142r : « Erschrecklichenn wunderbare aber warhaffte Gesycht vnnd erschinung in wolkenn des himels vff andrenn tag meiens in dissem louffenden acht vnn Sechtzigstenn iar, sampt angehenckter geschicht in dem vergangnen LXVII iar. » Am Schluß der Vermerk : « Gedruckt zu Bassel by Samuel Apiario 1568. »

28. fol. 142r-147r : « Ein große nüwe zütung so geschächen yst dem ersamenn hanns mosser vff vff (!) der burg zwyschen Louper wyll vnd Ruders will im iar 1562. » — Mehrmalige Stimme Gottes, Klage über die Laster der Welt, Aufforderung zu Gebet und Buße, Schilderung des letzten Gerichts.

29. fol. 147r-149r : « Warhafftige nüwe Züttung eines wunderbälichenn geschichts gesächen, durch einen burger zuo Shonouw, poulus Bunge genamt, anno dni 1557. » — Drei Männer erscheinen, warnen vor Lastern und kündigen große Pest und Unglück an.

30. fol. 149v-166v : « Hienach volget von dem fegfür. » — Inc. : « Nun ist fürbas zuo wüssen von dem fegfür ... » — Nach der Einleitung : « Von dem fegfür Sant patrici in ybernia. »[1] Dann auf fol. 151v : « Wie man zu Sanct pattricien fegfür mag kumenn. » Dann auf fol. 152v : « Von einem Rytter der in Sant patricien fägfür ist gewässen. » — Expl. : « freid nit durch grinden durch geschrifft, die der ewigen Sälligkeit ist. »

31. fol. 166v (Fragment) : « Von XX zeichen die vor dem jüngsten gericht kumen wärdenn. » — Inc. : « An dem ersten tag wird dz mer über sich geen dry ellenn bogenn hoch ... » — Expl. : « an dem achten so wirt ein großer erdbidem kumen dur die gantzen. »

Schöneck / Nidw. *Jos. Zürcher* S. M. B.

[1] Die erwähnte St. Patrickshöhle, in der man nach der Legende das Fegfeuer erleiden kann, befindet sich auf einer kleinen Insel im See Loch Derg in South Donegal (Irland). Vgl. *Buchberger's* Lexikon für Theologie und Kirche VII, 1034-35 ; Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, VI, 1461-62.

Chronologie des métropolitains schismatiques de Milan et d'Aquilée-Grado

Bien que les observations suivantes [1] ne s'adressent pas en premier lieu aux spécialistes de l'histoire suisse, elles peuvent aussi offrir un certain intérêt pour les lecteurs de cette Revue, car l'histoire des provinces ecclésiastiques de Milan et d'Aquilée au commencement du moyen âge affecte deux grands cantons de la Suisse : l'évêque de Coire dépendait du métropolitain de Milan, et un autre suffragant de ce dernier, l'évêque de Côme, exerçait son pouvoir pontifical sur une partie du Tessin dont la moitié septentrionale était directement soumise au siège de Milan ; et lorsque le métropolitain milanais eut renoncé au schisme des Trois Chapitres, l'évêque de Côme au moins, se refusant à suivre son exemple, passa vers la fin du VI^e^ siècle de l'obédience de Milan à celle d'Aquilée, dont il n'a été détaché qu'au XVIII^e^ siècle [2].

On sait que de nos jours encore l'archevêque de Venise, successeur des métropolitains de Grado où le siège d'Aquilée avait été transféré en 568, lors de l'invasion lombarde, porte le titre de patriarche ; ce titre, le Saint-Siège a fini par le reconnaître au métropolitain de Grado en 775 ou peu de temps auparavant [3], plus de deux siècles après qu'un métropolitain schismatique l'eut usurpé, à la grande indignation du pape Pélage I^er^ (556-561) qui pendant tout son pontificat s'est efforcé en vain

[1] En général, j'y cite les lettres des papes d'après leurs numéros dans Ph. Jaffé, *Regesta pontificum Romanorum. Editionem secundam curaverunt* S. Loewenfeld, F. Kaltenbrunner, P. Ewald, t. I (1885) ; les abréviations *J.-K.* et *J.-E.* se rapportent aux parties rédigées par Kaltenbrunner et Ewald respectivement. Au besoin, je cite aussi les éditions dont je me suis servi ; c'est notamment le cas pour celles qui sont postérieures à Jaffé [2]. Pour Gregorii I. *papae registrum epistolarum*, edd. P. Ewald et L. M. Hartmann (dans *M. G., Epp.* I. II), je me dispense de renvoyer à *J.-E.*

[2] Kehr, *Italia pont.* VI 1 (1913), p. 24. 398 s. ; VII 1 (1923), p. 13 s. F. Stæhelin, *D. Schweiz in röm. Zeit* [2] (1931) 549.

[3] Parmi les pièces émanant du Saint-Siège et parvenues jusqu'à nous, une lettre d'Hadrien I^er^ du 27 octobre 775, *J.-E.* 2415, *M. G., Epp.* III 576, est la plus ancienne où le métropolitain de Grado soit appelé patriarche (voir W. Lenel, *Venez.-Istrische Studien* [1911] 104-109. Kehr, *It. pont.* VII 2 [1925], p. 34 s., n^os^ 9. 12 s. ; 40, n^o^ 27), mais au IX^e^ siècle encore, il n'est pas rare qu'il soit désigné autrement par les papes, tout comme son collègue et rival d'Aquilée-Cividale (W. Lenel, *l. c.*, p. 110. Kehr, *Quellen u. Forsch. aus italien. Arch. u. Bibl.* XIX [1927] 66, n. 1, cf. p. 60, n. 2). Probablement y a-t-il un rapport entre la conquête du royaume lombard par Charlemagne et l'emploi du titre de patriarche dans *J.-E.* 2415 (cf. W. Lenel, *l. c.*, p. 111, qui toutefois ne s'est pas aperçu [*ibid.*, p. 103, cf. 110] que dans *J.-K.* 983, loin de reconnaître au métropolitain d'Aquilée le titre de patriarche, Pélage I^er^ le lui refuse avec la dernière énergie, et qui, par conséquent, ne voit pas non plus que l'attitude adoptée par Hadrien I^er^ signifie l'abandon de ce refus maintenu depuis le VI^e^ siècle).

d'étendre son autorité aux régions transpadanes. Ce métropolitain rebelle venait d'être ordonné par son collègue et coreligionnaire de Milan, conformément à une ancienne coutume selon laquelle tout nouveau titulaire de l'un de ces deux sièges était ordonné par le titulaire de l'autre [1].

La lettre dans laquelle Pélage mentionne pour la première fois et le plus explicitement l'affaire dont nous parlons, *J.-K.* 983, ne dit pas comment s'appelaient les deux métropolitains. Duchesne, *L'Eglise au VI^e siècle* (1925) 231 et Caspar, *Gesch. d. Papsttums* II (1933) 294 donnent au premier patriarche d'Aquilée le nom de Paulin parce que c'est ainsi qu'il est appelé dans *J.-K.* 1018, alors que toutes les autres sources, savoir Venance Fortunat, Paul Diacre, le *Chronicon Altinate*, la *Chronica patriarcharum Gradensium*, le *Chronicon Gradense* et la *Series patriarcharum Aquilegensium* l'appellent Paul [2]. Comme Fortunat avait jadis été en d'étroits rapports personnels avec le futur patriarche d'Aquilée [3], son témoignage suffirait à lui seul pour prouver que le nom du prélat était Paul, d'autant que plus d'une fois dans la tradition manuscrite des lettres de Pélage I^er, des noms propres sont corrompus, et que dans ces lettres il est assez fréquemment question de deux ou trois simples évêques du nom de Paulin [4].

Duchesne *l. c.* et Caspar *l. c.* semblent croire, après d'autres, que Paul a été ordonné par le successeur immédiat du métropolitain Datius de Milan, Vitalis ; mais, en réalité, c'est le successeur de Vitalis, Auxanus, qui a ordonné Paul, ainsi qu'on peut le prouver à l'aide du *Catalogue épiscopal de Milan* et en tenant compte que Vitalis a été ordonné vers la fin mai 552 au plus tôt, peut-être en 553 seulement [5]. Il est vrai que d'après Papebroch, *Acta sanctorum Maii* VII (1688), p. LXIV, § 40, le

[1] *J.-K.* 983.

[2] VENANT. FORTUN. *v. Mart.* IV 661. PAUL. DIAC. *hist. Lang.* II 10. 25. *Chron. Altin., M. G., SS.* XIV 12 s. 16. 19. 38. *Chron. patr. Grad., M. G., Scr. rer. Lang.* p. 393. *Chron. Grad., M. G., SS.* VII 43. *Ser. patr. Aquileg., M. G., SS.* XIII 367. — Comme dans *Cronache veneziane antichissime* I, éd. MONTICOLO, et dans *Origo civitatum Italiae seu Venetiarum*, éd. CESSI, l'établissement du texte ne marque pas de progrès appréciable sur les éditions correspondantes des *M. G.*, je ne cite les sources en question que d'après ces derniers.

[3] VENANT. FORTUN. *v. Mart.* IV 658. 661 s.

[4] *J.-K.* 952. 966 (regeste insuffisant ; voir le texte dans *Epist. pont. Rom. ineditae*, p. 21, n° 39 *ex.* LOEWENFELD). 968. 994. 1027-1029 ; cf. EWALD, *N. Arch. d. Ges. f. ält. deutsche Geschichtsk.* V (1880) 557, n. 2.

[5] *J.-K.* 1038, *M. G., Epp.* III 446, l. 22-27 ; d'après ce passage, il ne peut pas s'être écoulé moins de trois ou quatre mois entre la mort de Datius, décédé à Constantinople en février 552 au plus tôt (cf. *J.-K.* 931 [VIGILE], *Sitzungsber. d. Bayer. Akad., Phil.-hist. Abt.* 1940, fasc. 2, p. 10, l. 7-9 SCHWARTZ), et la consécration de Vitalis à Ravenne, le patrice Valérien ayant tenu à consulter l'empereur avant de permettre que Vitalis fût ordonné ; d'autre part, les mots *Francis etiam cuncta vastantibus* ne se rapportent pas nécessairement à l'invasion franco-alamannique de 553-4, mais peuvent aussi s'appliquer à la situation qui, dès avant cette date, avait été créée par la présence des Francs en Vénétie (cf. PROCOP. *bell. Goth.* III 33, 7 ; IV 24, 4. 6-8 ; 26, 18-20 ; 33, 5. 7 ; 34, 18).

métropolitain de Milan qui ordonna Paul, aurait été un schismatique de nom inconnu, omis dans le *Catalogue épiscopal* [1]. Mais cette opinion (que Kehr, *It. pont.* VI 1, p. 31, nº 17 mentionne encore sans se prononcer à son sujet) est à rejeter car Papebroch ne l'émet que pour corriger, dans le *Catalogue*, une erreur concernant le successeur d'Auxanus, Honoratus, de façon à concilier les lettres de Pélage Ier avec la liturgie milanaise qui célèbre la mémoire de « Saint » Auxanus et de « Saint » Honoratus [2] ; or, cette erreur est à corriger autrement et bien plus simplement (voir plus bas, p. 5), et il n'y a aucune raison sérieuse de douter que les évêques de Milan nommés dans le *Catalogue* entre Vitalis et Laurent II qui à son avènement en 573 se soumit au Saint-Siège [3], aient été schismatiques tous les trois et non seulement le dernier parmi eux, Frontus (ce nom est peut-être estropié) dont une opinion dépourvue de tout fondement a voulu faire un compétiteur schismatique du catholique Laurent II. Voici l'origine de cette opinion (à laquelle Papebroch, *l. c.*, p. LXVI, § 46, ne sacrifie d'ailleurs que dans une certaine mesure).

Au XIe siècle, un manuscrit du *Catalogue épiscopal de Milan*, le *codex Ambrosianus C 133*, omet (dans Savio, *l. c.*, p. 35), après les mots *dep. in Genua ad sanctum*, le nom de l'église où Frontus fut enseveli. Comme on ne conçoit pas qu'un interpolateur omette l'essentiel de son interpolation, cette lacune semble s'être trouvée dans l'archétype, et sous ce rapport au moins le *codex Ambrosianus* est meilleur que le *codex Bambergensis* du *Catalogue ;* car ce dernier manuscrit (dans Savio, *l. c.*, p. 34) la fait disparaître en omettant les cinq mots qui la précèdent et que je viens de transcrire. Vers 1100, elle pourrait avoir stimulé l'imagination d'un ecclésiastique milanais, Landulphe, dans son *Hist. Mediol.* II 2 *ex.* 3, *M. G., SS.* VIII 46 s. Ce récit, où se lisent des anachronismes grotesques, a probablement été forgé de toute pièce par personne autre que Landulphe qui prétend avoir trouvé lui même l'absurde épitaphe de « Fronto », *pulvere corporis eius absente*. D'après lui, « Fronto », premier évêque simoniaque de Milan, aurait acheté son investiture à l'empereur et commis d'autres méfaits jusqu'au jour où subitement, pendant qu'il chassait près de Milan, *cum palus absorbuit ; et quasi Datan et Abiron iram Dei provocantibus, sic eum terrae inundatio absorbuit* [4]. Entre 1262 et 1268, un rédacteur du *Catalogue épiscopal* qui en transcrit le *codex Ambrosianus* (voir Savio, *l. c.*, p. 23 s.), non sans y introduire des variantes, remplace les mots *dep. in Genua ad sanctum* par une remarque qui s'inspire de Landulphe, mais donne au récit une tournure franchement miraculeuse : *Iste primus ascendit cathedram Ambrosianam simoniace... ipsum terra absorbuit sicut Dathan et*

[1] Disons que Papebroch considère Vitalis, que la liturgie milanaise ignore, comme étant schismatique également (*l. c.*, § 38), bien que le *Catalogue* ne l'omette pas.

[2] Papebroch, *l. c.*, p. LXV, §§ 44 s. ; cf. aussi Savio, *Gli antichi vescovi d'Italia. La Lombardia* I (1913) 236-242. 244.

[3] Cf. Greg. I. *reg.* IV 2.

[4] Sur le récit de Landulphe, cf. les remarques judicieuses de Savio, *l. c.*, p. 245-247.

Abiron, nec corpus eius ultra visum vel repertum christianam sepulturam recepit (dans Savio, *l. c.*, p. 35). Au XIV^e^ siècle, la *Chronica archiep. Mediol. a. 1318* [1] et à sa suite Galvano Fiamma [2] qui reproduit en substance la narration de la *Cronica Datii*, comme on appelait alors l'ouvrage de Landulphe (voir Wattenbach, *M. G., SS.* VIII 34), y ajoutent de nouveaux détails, en partie miraculeux. En 1503, Corio, *Hist. continente... tutti li gesti... preclari... milanesi*, 15^e^ page de la 1^re^ feuille d'impression, l. 3 s., se contente de dire : *Frontone Simoniaco occupo la episcopale sede de linclyta Citta Milano*, et en 1575 Sigonius, *Hist. de regno Italiae*, p. 12. 17 raconte seulement que « Fronto » succéda à Honoratus, et Laurent à « Fronto ». Mais Ripamonte, *Hist. Mediol.* I (1617) 493 s., sous l'influence des inventions médiévales qu'il synthétise tout en formulant des réserves, affirme qu'après la mort d'Honoratus, « Fronto » lui succéda à Milan, et Laurent, à Gênes ; sur la foi de Ripamonte, Noris [3] répète cette affirmation nettement contraire au texte non remanié du *Catalogue ;* Hefele, *Conciliengesch.* II^2^ (1875) 916 la répète sur la foi de Noris ; et dans des ouvrages plus récents on la trouve répétée sur la foi de Hefele.

Il est vrai que pour la période qui nous intéresse ici, les chiffres indiquant, dans le *Catalogue* (*l. c.*, p. 32-35 Savio), la durée des pontificats, ne sont pas exempts d'erreurs : l'évêque Deusdedit qui semble avoir été consacré en octobre 600 [4] serait mort un 30 octobre après un pontificat de 28 ans, 1 mois et 14 jours, de sorte qu'il aurait déjà été consacré à la mi-septembre [5] ; son prédécesseur Constance serait mort un 3 septembre après un pontificat de 18 ans, et si le jour de sa mort, advenue en 600, peut en effet fort bien avoir été le 3 septembre [6], il n'a pas cependant été ordonné plus tôt qu'en avril 593 [7], de sorte que son pontificat n'a pas duré plus de 7 ans et 5 mois, et que la correction du chiffre *XVIII* en *VIII* [8] n'est pas entièrement satisfaisante, à moins que son pontificat ne soit compté à partir de la date du 21 août (592) que le *Catalogue* donne pour la mort de son prédécesseur Laurent II ; si cette dernière date est parfaitement possible [9], la longue durée de la vacance qu'elle implique est néanmoins surprenante, car en avril 593 le pape s'exprime comme s'il n'était pas tout à fait certain que l'exarque ait déjà appris la mort de Laurent [10] ; enfin,

[1] Dans *Riv. di scienze stor.* V 2 (1908), p. 88 Savio.

[2] Dans son *Chron. maius, Miscell. di storia ital.* VII (1869) 514 s. Ceruti.

[3] *Opera omnia* I (1729) 693 Ballerini.

[4] Greg. I. *reg.* XI 14.

[5] Hartmann, *M. G., Epp.* II 266, n. 2. Savio, *l. c.*, p. 267, qui ne tiennent pas compte que cette date est incompatible avec celle de Greg. I. *reg.* XI 14.

[6] Cf. Greg. I. *reg.* XI 6.

[7] *Ibid.* III 29-31.

[8] Papebroch, *l. c.*, p. lxvi, § 49. Hartmann, *l. c.*, p. 265, n. 1.

[9] D'autant que d'après Greg. I. *reg.* III 26 (de mars 593) un certain temps doit s'être écoulé entre la mort de Laurent et le sacre de Constance.

[10] *Ibid.* III 31 *in. : Obitum Laurentii, ecclesiae Mediolanensis episcopi, excellentiam vestram iam credimus cognovisse.* J'hésite cependant à suivre Savio, *l. c.*, p. 250 qui s'autorise de ce passage pour rejeter purement et simplement la date

nous savons qu'Honoratus était métropolitain en 569, quand les Lombards s'emparèrent de Milan (Paul. Diac. *l. c.* II 25), et pour accorder le *Catalogue* avec cette donnée, il faut admettre que par erreur il attribue à Honoratus deux années de pontificat au lieu de onze, et à son successeur Frontus onze au lieu de deux (cf. déjà Savio, *l. c.*, p. 242. 245).

Il n'en reste pas moins qu'après cette correction facile [1] l'ensemble des indications fournies par le *Catalogue* milanais pour les évêques qui occupèrent le siège de Milan entre Datius et Constance, cadre trop bien avec tout ce que nous savons par d'autres sources, pour qu'il soit permis de les négliger. Pour le pontificat d'Auxanus, *Bamb.* donne trois ans, *Ambr.* deux. Bien que par ailleurs *Bamb.* soit inférieur à *Ambr.* (voir plus haut, p. 3), cela ne vaut pas nécessairement pour tous les chiffres indiquant la durée des pontificats. Certes, si *Ambr.* donne à l'évêque Sénator le chiffre rond de 3 ans, et à son successeur Théodore 9 ans, 8 mois et 16 jours, il a encore raison contre *Bamb.* (qui donne 3 ans, 9 mois et 15 jours à Sénator et le chiffre rond de 9 ans à Théodore) puisque, le prédécesseur de Sénator ayant été enseveli le 22 novembre 472, lui-même le 29 mai 476 et Théodore le 28 mars 486, le pontificat de Sénator a duré *moins* de 3 ans et demi, et celui de Théodore, selon toute vraisemblance, *plus* de 9 ans et demi [2]. De même, *Ambr.* semble être dans le vrai en disant que l'archevêque Lampert (921-931) est mort un 19 juin, tandis que *Bamb.* donne la date du 15 juin (cf. Savio, *l. c.*, p. 40 s. 352). Mais dans le cas de l'archevêque Lactus (751-755), il convient de s'en tenir aux 3 ans et 11 mois que lui donne *Bamb.*, et non aux 13 ans et 11 mois d'*Ambr.* (*ibid.* p. 36 s. 291. 300), et Géronce (462-465 [3]) semble avoir été enseveli le 5 mai, conformément à *Bamb.*, et non le 7 mai que donne *Ambr.* (Savio, *l. c.*, p. 32 s. 175 s.). De tout cela il résulte qu'il est impossible d'affirmer que le pontificat d'Auxanus ait duré deux ans plutôt que trois ; dans le premier cas il nous faut admettre que Vitalis a été ordonné en 553, dans l'autre, que cette ordination a déjà eu lieu en 552 (voir plus haut, p. 2).

du 21 août ; il ne faut pas oublier qu'en 592 et 593 les communications doivent avoir été particulièrement mauvaises, la guerre contre les Lombards battant son plein.

[1] La *Series patr. Aquileg.*, *l. c.*, commet une erreur analogue au sujet des patriarches Elie et Sévère de Grado, et des fautes semblables dans le *Catalogue* milanais lui-même ont déjà été constatées par Papebroch, *l. c.*, p. lix s.

[2] Sur la chronologie de ces pontificats voir Hasenstab, *Studien zu Ennodius* (*Progr. d. Luitpold-Gymn. in München*, 1890) 41-45, corrigé par Sundwall, *Abhdl. z. Gesch. d. ausgeh. Römertums* (1919) 49 s. à qui toutefois il a échappé, d'une part, que d'après *J.-K.* 983 les métropolitains en question ne peuvent pas avoir été ordonnés immédiatement après la mort de leur prédécesseur, mais seulement après que le métropolitain d'Aquilée fut venu à Milan pour y procéder à leur ordination, et, d'autre part, que, pour l'un des deux pontificats — d'après ce que nous venons de dire, celui de Sénator — l'archétype du *Catalogue* n'indiquait qu'un chiffre rond, *aucun* ms. ne donnant des jours et des mois à tous les deux pontificats.

[3] Voir Hasenstab, *l. c.*, p. 41 s.

D'après le *Catalogue*, la chronologie de Vitalis et de ses quatre premiers successeurs s'établit donc ainsi (pour Honoratus, je tiens compte, en outre, de la date du 8 janvier à laquelle la liturgie milanaise le commémorait au XIII[e] siècle, bien que le *Catalogue* ne la mentionne pas et qu'elle soit sujette à caution, cf. Savio, *l. c.*, p. 244 ; les indications fournies directement par le *Catalogue* sont imprimées en italiques) :

Vitalis, quatre ans,	552 (ou 553)–556 (ou 557)
Auxanus, deux ans ou *trois ans,*	556 (ou 557)–(*2* ou) *3 septembre* 559
Honoratus, onze ans (et non *deux*),	après le 3 septembre 559–(7 ou) 8 janvier 571
Frontus, deux ans (et non *onze*),	commencement de 571–janvier 573
Laurent II, dix-neuf ans et sept mois,	(dimanche 23?) janvier 573–21 août 592.

Comme le métropolitain de Milan qui a ordonné Paul, vivait encore en mars 559 [1], il faut donc que ce soit Auxanus ; ajoutons que si l'évêque de Milan était mort immédiatement après l'ordination de Paul, Pélage ne manquerait pas d'en faire état, et qu'elle ne saurait guère être antérieure de beaucoup de mois à *J.-K.* 983, lettre que Pélage n'a pas écrite avant la fin de 558.

En effet, *J.-K.* 983 est la onzième parmi les 68 lettres de Pélage I[er] contenues, ou représentées par des fragments, dans la *Collectio Britannica*, et dont les 65 premières au moins se suivent dans un ordre rigoureusement chronologique [2]. En se contentant d'attribuer ces 65 lettres [3], qui sont manifestement postérieures au 31 août 558 [4], à la période allant de septembre 558 à la mort du pape, Kaltenbrunner marque une régression par rapport à Ewald, *l. c.*, p. 564 s. qui avait déjà vu qu'elles ont toutes été écrites pendant les deux premiers tiers environ de l'année indictionnelle 558-9 ; mais les arguments qu'il faisait valoir, en doutant lui-même de leur force d'ailleurs, ne sont pas conformes à l'état de nos connaissances actuelles. Que dans *J.-K.* 978, *M. G.*, *Epp.* III 444, l. 30, le Mérovingien Childebert soit mentionné comme vivant, cela ne suffit pas pour prouver que cette lettre a été écrite en 558, car il n'est pas tout à fait certain que Childebert soit mort le 23 décembre 558 et non le même jour de l'année 559 seulement [5] ; et si le fragment *J.-K.* 1038, *M. G.*, *Epp.* III 445 s. a été manifestement écrit à un moment où la fête de Pâques était imminente, cela exclut d'emblée l'année 561 (où le dimanche de Pâques tombait le 17 avril, alors

[1] J.-K. 1018, *M. G.*, *SS.* VIII 429, l. 32-36 ; pour la date voir plus bas, p. 7.

[2] Ewald, *N. Arch.* V 278 s. 505-508. 563 s. 596 (*ad* p. 562). Kaltenbrunner dans *J.-K.*, p. 124 ; mais Dom P. Gassó qui prépare une édition complète des lettres de Pélage a découvert que *J.-K.* 1038 doit être rattachée à *J.-K.* 1011, ces deux numéros ne formant en réalité qu'une seule lettre.

[3] *J.-K.* 951. 974-1010. 1011 + 1038. 1012-1037.

[4] *J.-K.* 951, *N. Arch.* V 533, n° 1, 1 = Deusdedit *coll. canon.* III 124 (103), p. 322, l. 13 Wolf von Glanvell, où l'éditeur a eu tort de ne pas recevoir dans le texte la leçon ou correction *indictionibus* au lieu de l'absurde *indictione*.

[5] Cf. Krusch, *M. G.*, *Scr. rer. Merov.* VII 487 s.

que Pélage Ier est mort le 3 mars de la même année), mais non l'année 560, comme le pensait Ewald qui croyait encore que Pélage était décédé le 3 mars 560. Par contre, ne sachant pas que le sacre de Pélage a eu lieu le 16 avril 556 [1], Ewald ne pouvait pas suffisamment se servir des indications chronologiques fournies par *J.-K.* 1000. 1036 s.

Dans *J.-K.* 1000, *Epist. pont. Rom. ineditae*, p. 16 s., nº 30 Loewenf., le pape ordonne à un défenseur de l'Eglise romaine d'interdire l'usage du *pallium* à l'évêque Secundus de Taormine en Sicile pour ne s'être pas encore présenté à Pélage dont l'ordination remonte cependant à *près de* trois ans (*ecce iam transacto Deo propitio fere triennio, quod sedis apostolicae... suscepimus curam*), et de le faire venir à Rome après Pâques (*post diem sanctum pasce*). Mais Secundus doit avoir refusé net de donner suite à cette sommation : dans *J.-K.* 1036, *N. Arch.* V 559, nº 64 (voir aussi *J.-K.* 1037, *Epist. pont. Rom. ined.*, p. 20, nº 38), il est dit qu'à son insolence antérieure il vient d'ajouter *presentis temporis contemptum*, expression qui vise le temps pascal ou la fête de Pâques (cf. Ewald, *l. c.*, p. 563). La troisième année du pontificat de Pélage, laquelle approche de sa fin dans *J.-K.* 1000, vient de se terminer au moment où il écrit *J.-K.* 1036 (*triennium a die ordinationis nostrae impletum*) et 1037 (*impleto... a die ordinationis nostrae ecce triennio*), de sorte que ces deux lettres ont été écrites vers la fin avril 559. *J.-K.* 1015. 1017, Anselm. Luc. *coll. canon.* VI 52. 51, p. 294 Thaner, sont à dater de mars 559, d'après la façon dont le Samedi Saint (12 avril) y est mentionné. *J.-K.* 995, *ibid.* VII 96, p. 403 Th., ne peut pas être antérieure au commencement de 559 [2], car dans cette lettre et dans *J.-K.* 1002, Anselm. Luc. VII 80, p. 389 Th. il est question de mesures à prendre pendant la quatrième semaine de Carême (23–29 mars 559) ; en fait, *J.-K.* 995 se place aux premiers jours de mars 559, ainsi que Gassó vient de le constater [3]. A ce moment, ou quelques jours plus tard, l'évêque Helpidius de Catane n'était pas encore rentré (*J.-K.* 1001, *Epist. pont. Rom. ined.*, p. 17, nº 31 ; cf. Ewald, *l. c.*, p. 563) de Rome où d'après *J.-K.* 992, Anselm. Luc. VI 40, p. 287 Th., il avait été ordonné par le pape ; par conséquent, *J.-K.* 992 n'a pas été écrite avant le mois de février. D'autre part, *J.-K.* 992 est postérieure de quelques semaines (de moins de deux mois sans doute) à *J.-K.* 982 puisque le pape demande dans cette dernière lettre qu'Helpidius, dont il a appris l'élection, soit envoyé de Catane à Rome afin d'y être ordonné. Il s'ensuit que *J.-K.* 983 a été écrite vers janvier 559, et que par conséquent le sacre de Paul d'Aquilée est à dater de l'année précédente.

Kretschmayr, *Gesch. von Venedig* I (1905) 402 et d'autres, en dernier lieu Ester Pastorello dans son édition de Dandolo, *Rer. Ital. scr.* (*Muratori*) [2] XII 1, p. 72, n. 1, le datent de 560 ; mais les renseignements à tirer des listes patriarcales de Grado qui sont à la base de ces datations, nous

[1] Voir en dernier lieu Caspar, *l. c.*, p. 774.

[2] Ewald, *l. c.*, p. 564 *ex.* ; dans la ligne précédente, le renvoi au nº 22 (*J.-K.* 994) est à supprimer, voir Ewald, *l. c.*, p. 545, n. 3.

[3] A l'aide de *J.-K.* 636. 675, Gelas. *epist.* 14, 11 ; 15, 3, *Epist. Rom. pont.* I 368 s. 380 Thiel.

conduisent au contraire, eux aussi, à la date de 558 que nous venons d'établir.

En effet, le pape Honorius Ier prononça le 18 février 628 *pour la deuxième fois* la condamnation du schismatique Fortunat qui, après la mort du patriarche Cyprien de Grado, s'était emparé de ce siège, mais avait bientôt dû prendre la fuite [1] ; par conséquent, Cyprien ne peut pas être mort plus tard qu'en été 627. Or, même si, en nous fondant sur Paul. Diac., *l. c.*, IV 33, nous ne comptions pas le patriarche Marcien parmi les prédécesseurs de Cyprien (en quoi nous commettrions une erreur certaine, voir plus bas, p. 11), si nous négligions complètement les intervalles (dont la durée est inconnue) entre les différents pontificats, et si, en outre, nous ne suivions pas le *Chron. Altin.*, *l. c.*, p. 16 s., ni le *Chron. Grad.*, *l. c.*, p. 44 s., mais la *Chron. patr. Grad.*, *l. c.*, p. 393 s. où le total des chiffres indiquant la durée des pontificats est moins élevé, la mort du patriarche Elie se placerait 42 ans et 8 mois avant celle de Cyprien, soit, d'après ce que nous venons de dire, vers décembre 584 au plus tard ; mais si cela s'accorde parfaitement avec les cinq années qui d'après *Chron. patr. Grad.*, *l. c.*, p. 393, l. 35 et *Chron. Grad.*, *l. c.*, p. 44, l. 45, se seraient écoulées entre le synode de Grado du 3 nov. 579 [2] et la mort d'Elie, la date ainsi obtenue n'en est pas moins absolument impossible, car la première des trois lettres adressées successivement, au cours de plusieurs mois sinon d'une année ou de deux, par le pape Pélage II à Elie [3], est postérieure au commencement de la trêve byzantino-lombarde qui a été conclue à la fin de 584 au plus tôt [4]. Cependant, parmi les indications concernant la durée des pontificats jusqu'à celui de Cyprien inclusivement, il suffit de corriger une seule pour que, dans la *Chron. patr. Grad.*, on puisse maintenir toutes les autres comme s'accordant avec toutes les dates acquises par ailleurs (les autres listes patriarcales sont plus viciées que celle de la *Chron. patr. Grad.* qui par conséquent doit leur être préférée). La correction qui s'impose est obtenue si l'on admet que le pontificat de Candidien n'a pas duré cinq *ans* (*Chron. patr. Grad.*, *l. c.*, p. 394, l. 17), mais cinq *mois* ; dans ce cas, on arrive aux dates suivantes, le point fixé d'avance étant celle de 627, fournie par *J.-E.* 2016 pour la mort de Cyprien :

Elie,	14 ans,	10 mois,	21 jours,		571–586	
Sévère,	21 ans	et	31 jours,		586–607	
Marcien,	3 ans,	1 mois,	5 jours,		607–610	
Candidien,		5 *mois*	(et non 5 ans),	† fin de	610 ou commencement de	611.

[1] *J.-E.* 2016, *M. G.*, *Epp.* III 695 s. ; cf. Hartmann, *Gesch. Italiens* I 1 (1900), 209 s. 235, n. 8 ; aussi Kehr, *It. pont.* VII 2, p. 33 s., nos 6-8.

[2] Mansi IX 923 A = Dand. *chron.*, *Rer. Ital. scr.* (*Muratori*) ² XII 1, p. 81, l. 6 s. ; cf. Caspar, *l. c.*, p. 368, n. 1.

[3] *J.-K.* 1054-1056, *M. G.*, *Epp.* II 442-467 = *Acta concil.* IV 2, p. 105-132 Schwartz.

[4] Cf. *J.-K.* 1052, *M. G.*, *Epp.* II 440 s. Hartmann, *Unters. z. Gesch. d. byz. Verwaltung in Italien* (1889) 9 *in.* 10. 110 s.

Epiphane,	1 an,	3 mois, 11 jours,	hiver 610/11–printemps 612
Cyprien,	15 ans,	3 mois, 20 jours,	printemps 612–été 627.

La petite intervention chirurgicale à laquelle nous venons de procéder ne se justifie pas seulement par la santé excellente qu'elle rend au texte malade, et par sa facilité relative [1], mais encore on peut faire valoir en sa faveur le récit que Paul. Diac., *l. c.*, IV 33 fait des origines du patriarcat frioulan. Ayant raconté qu'après la mort de Sévère (il aurait dû dire : Marcien, voir plus bas, p. 11), Jean reçut le sacre dans l'ancienne Aquilée, et Candidien à Grado, il continue en disant qu'après la mort de Candidien ce dernier eut pour successeur Epiphane, et il termine sur les mots *Et ex illo tempore coeperunt duo esse patriarchae* — façon de s'exprimer qui se comprend fort bien si le pontificat de Candidien a duré quelques mois seulement (de sorte que le sacre de ce patriarche et celui d'Epiphane peuvent être considérés tous deux comme contemporains de la scission), alors qu'elle serait moins aisée à comprendre si cinq années s'étaient écoulées entre les deux ordinations.

Rendu utilisable par notre correction, le texte de la *Chron. patr. Grad.* nous apprend que le sacre du patriarche Elie a eu lieu en 571. Pour ses deux prédécesseurs, aucun chiffre n'est indiqué dans cette source, de sorte qu'à leur sujet il nous faut nous en rapporter à Paul. Diac., *l. c.*, II 25 ; III 14 [2] d'après lequel le pontificat de Paul a duré 12 ans, et celui de Probinus 1 an ; par conséquent, le sacre de Probinus se place en 570, et celui de Paul en 558 [3]. Quant aux mots *cum essent anni ab incarnatione Domini DLXXXVIII*, que Joh. Diac., *l. c.*, p. 7, l. 56, insère dans le récit de Paul. Diac., *l. c.*, III 26 *in.*, entre *His diebus* et *defuncto Helia*, il est vraiment étonnant qu'on ait voulu fonder sur eux la chronologie des premiers patriarches de Grado [4],

[1] Pour un changement analogue, introduit par Akinian dans la liste des marzbans perses d'Arménie au dernier tiers du VI^e^ siècle, voir mes *Studien z. Gesch. d. byz. Reiches* (1919), notes du ch. II (il s'agit d'une seule note, mais en ce moment je ne puis dire laquelle car mon livre cité ne se trouve nulle part en Suisse).

[2] Transcrit par Joh. Diac. *chron. Venet.*, *M. G.*, *SS.* VII, p. 7, l. 1.

[3] Ajoutons que le chiffre de 12 années pour Paul est aussi donné par *Chron. Altin.*, *l. c.*, p. 13, l. 20-22 (dans le récit concernant les origines de Torcello et du patriarcat de Grado) ; 16, l. 22 (dans le catalogue des patriarches). *Chron. Grad.*, *l. c.*, p. 43, l. 16 s. *Ser. patr. Aquileg.*, *l. c.*, et celui d'un an pour Probinus, par *Chron. Altin.*, *l. c.*, p. 16, l. 24 s., tandis que son pontificat aurait duré 2 ans et 8 mois d'après *Chron. Altin.*, *l. c.*, p. 13, l. 23 ; *Chron. Grad.*, *l. c.*, p. 43, l. 18 s., et 1 an, 9 mois et 24 jours d'après *Ser. patr. Aquileg.*, *l. c.* ; bien entendu, aucune de ces deux dernières indications ne saurait prévaloir contre le témoignage de Paul Diacre, même s'il n'était pas corroboré par le catalogue du *Chron. Altin.* La table dans W. Lenel, *Venez.-Istrische Studien* 113 est incomplète — elle néglige la *Ser. patr. Aquileg.* et le récit du *Chron. Altin.* concernant les origines de Torcello et du patriarcat de Grado —, et elle est inexacte en ceci que d'après elle le *Chron. Grad.* ne contiendrait pas de chiffres indiquant la durée des pontificats de Paul et de Probinus.

[4] C'est notamment le cas pour Stoppato, *Archivio Veneto*, 5^e^ série, t. X (1931) 68-77 dont le système (accepté par Pastorello, *l. c.*) est inconciliable

car le fait qu'il s'agit d'une datation selon l'ère chrétienne suffit à lui seul pour la priver de toute autorité. Elle provient, de même que la date de 602 après J.-C. donnée par Jean Diacre pour la mort du patriarche Epiphane (voir plus bas, p. 11), d'un calcul qui est sans doute l'œuvre de Jean Diacre lui-même.

Pour démontrer qu'il en est ainsi, il nous faut recourir à *J.-E.* 2172, *M. G., Epp.* III 700 s., lettre de laquelle il résulte que le patriarche Donatus de Grado est mort en 724 (ou tout au commencement de 725). *J.-E.* 2016, dont il a déjà été question, et *J.-E.* 2172 sont connues de la *Chron. patr. Grad.* (c. 6. 11, *l. c.*, p. 394. 396) ; par conséquent, ces pièces se trouvaient dans les archives de Venise et étaient aussi à la portée de Jean Diacre qui semble bien avoir utilisé *J.-E.* 2172, alors que *J.-E.* 2016 pourrait avoir échappé à son attention ; en tout cas, il n'en a pas tiré profit pour sa chronologie. D'après *J.-E.* 2172, le successeur de Donatus, Antonin, a été ordonné en mars 725 au plus tôt ; pour la période allant de son sacre à celui de Vénérius, en 826 [1], les listes patriarcales, y compris celle de Jean Diacre, sont fautives quant à la durée des pontificats, car d'après elles le total des années écoulées entre ces deux ordinations ne serait pas de 101, mais de 105 ou 106 [2]. Autrement dit, en décomptant de 826 [3] le total des chiffres qu'elles donnent, on arrive pour le sacre d'Antonin à la date de 720-21 ; or, les cinq dates selon l'ère chrétienne que Jean Diacre donne pour la mort de patriarches antérieurs, s'expliquent uniquement s'il les a calculées sur la base des chiffres fournis par le catalogue dont il se servait, mais en prenant comme point de départ l'an 724, vraie date de la mort de Donatus. Ainsi, le pontificat de Donatus ayant duré 7 ans, celui de son prédécesseur Christophore 35 ans, celui d'Agathon 10 ans, celui d'Etienne 5 ans, et celui de Maxime, successeur de Primogénius, 20 ans, Joh. Diac., *l. c.*, p. 11, l. 29 ; 10, l. 41 s. ; 9, l. 69, fait mourir Christophore en (724 — 7 =) 717, Etienne en (717 — 35 — 10 =) 672 et Primogénius en (672 — 5 — 20 =) 647 ;

avec la chronologie des lettres de Pélage Ier (plus haut, p. 6 s.), avec la suite des événements dans Paul Diacre et avec la mention du pape Boniface (IV) dans *Chron. patr. Grad., l. c.*, p. 394, l. 15, sans compter que Stoppato, pour pouvoir placer dans son lit de Procuste le pontificat du patriarche Sévère, retranche arbitrairement 17 années de sa durée.

[1] Cf. Kehr, *It. pont.* VII 2, p. 41, nos 30 s.

[2] Voir la table dans W. Lenel, *l. c.*, p. 113. Elles donnent 27 ans à Fortunat qui probablement a été ordonné en 802 (cf. *J.-E.* 2512 du 21 mars 803) et dont le pontificat, selon toute vraisemblance, a donc duré 24 ans ; on peut supposer que dans le catalogue primitif duquel nos listes dérivent, *XXIIII* était corrompu en *XXVII*, mais la correction de cette erreur ne suffit toujours pas pour mettre les autres chiffres en accord avec les dates-limite. On n'y parviendrait, et encore de justesse, qu'en admettant en outre qu'un ms. du *Chronicon Altinate* a raison de ne donner que 35 ans au prédécesseur de Fortunat, Jean (voir *Chron. Altin.*, *l. c.*, p. 17, l. 24), alors que les trois autres mss. de cette source et la *Chron. patr. Grad.* — dans Joh. Diac., *l. c.*, p. 13, l. 37 le chiffre est omis — lui en donnent 36.

[3] Pour Vénérius (826-851) et pour son successeur Victor (851-857), les indications des listes patriarcales sont confirmées par *J.-E.* 2616. 2672.

en réalité, cette dernière date n'est pas tout à fait exacte, car d'après toutes les listes Primogénius a été patriarche pendant 20 ans, 3 mois et 7 jours, et comme d'après *J.-E.* 2016 il n'a reçu le sacre qu'à la fin février ou en mars 628, il n'est mort qu'en juin 648. Comme Jean Diacre ne mentionne même pas l'usurpateur Fortunat, mais fait suivre Cyprien immédiatement de Primogénius (*l. c.*, p. 8, l. 60 s.), il décompte ensuite de 647 les 20 ans, 3 mois et 7 jours de Primogénius (*ibid.*, p. 9, l. 70 à p. 10, l. 1), et les 25 ans, 3 mois et 20 jours qu'il attribue à Cyprien (*ibid.*, p. 8, l. 60 s.), et arrive ainsi à la date de 602 à laquelle il place la mort d'Epiphane (*ibid.*, l. 54 s.), date en retard de 10 ans parce que dans Jean Diacre (de même que dans *Chron. Altin.*, *l. c.*, p. 17, l. 5 s.), le pontificat de Cyprien est trop long de 10 années ; enfin, il déduit de 602 tous les chiffres qu'il donne pour les pontificats antérieurs à celui de Cyprien et postérieurs à celui d'Elie, savoir 5 ans et 3 mois pour Epiphane (*l. c.*, l. 54 s.), 5 ans pour Candidien (*ibid.*, l. 34 s.), 3 ans et 5 jours pour Marcien (*ibid.*, l. 29 s.) et rien pour Sévère — car en mentionnant la mort de ce dernier (*ibid.*, l. 15, passage transcrit de Paul. Diac. *l. c.* IV 33 *in.*), il a omis d'indiquer la durée de son pontificat —, et c'est ainsi qu'il parvient pour la mort d'Elie à la date de 588 qui, on le voit, est complètement dénuée de valeur.

Duchesne, *l. c.*, p. 247, Caspar, *l. c.*, p. 520 et la plupart des modernes disent qu'à Grado le schisme prit fin en 607 ; mais d'après la chronologie des premiers patriarches de Grado, telle que nous l'avons établie, cet événement n'a eu lieu qu'en 610. En effet, la date de 607 ne repose que sur une erreur de Paul. Diac. *l. c.* IV 33 qui ne mentionne pas le patriarche Marcien et fait de Candidien le successeur immédiat de Sévère à Grado ; or, en transcrivant ce passage, Joh. Diac., *l. c.*, p. 8, l. 16 a parfaitement raison d'y remplacer *Candidianus* par *Marcianus*, car non seulement les listes patriarcales de Grado — outre Joh. Diac., *l. c.*, l. 16. 29 s., aussi *Chron. Altin.*, *l. c.*, p. 16, l. 34. *Chron. patr. Grad.*, c. 3 *in.*, *l. c.*, p. 394. *Chron. Grad.*, *l. c.*, p. 45, l. 5 s. — sont unanimes à nommer Marcien entre Sévère et Candidien, mais encore Marcien se trouve aussi dans la *Ser. patr. Aquileg.*, *l. c.*, où sa place est entre Sévère et Jean, premier patriarche d'Aquilée-Cividale : on ne peut donc pas douter qu'il ait été le dernier titulaire du patriarcat avant la scission. Dans le fragment d'une lettre adressée par le patriarche schismatique Jean au roi Agilulf, *M. G.*, *Epp.* III 693, il n'est pas question de Marcien, mais de *domno Severo decessori nostro ;* si Paul Diacre a connu cette lettre et si dans les parties de celle-ci qui ne nous sont pas parvenues, Marcien n'était pas mentionné davantage, les mots que je viens de transcrire peuvent avoir fait croire à l'historien lombard que Sévère a été le prédécesseur *immédiat* de Jean, bien que ce dernier ne le dise nullement.

Fribourg (Suisse). † *Ernest Stein* [1].

[1] Ceci est le dernier travail dû à la plume M. le prof. E. Stein, l'éminent historien étant décédé à Fribourg le 25 février 1945

Zur Geschichte des klösterlichen Frühstücks

Vor einem halben Jahrhundert hat P. Gregor Müller von Wettingen-Mehrerau in der Zisterzienser-Chronik von 1895 (Bd. VII, S. 86-91) das Thema erstmals aufgegriffen und einige Fragen gelöst. Die folgenden Beiträge wollen da und dort das Entwicklungsbild vervollständigen und zur weiteren Beachtung des Gegenstandes anregen.

Nach der Benediktinerregel gab es an gewöhnlichen Tagen zwei Mahlzeiten, das Mittagsmahl (prandium) nach der Sext und das Abendessen (cena) nach der Non (Kap. 39, 41-42). Im Sommer war die Hauptmahlzeit um 12 Uhr, im Winter um 2 ½ Uhr [1]. Das ist festzuhalten. Möglicherweise hatte die benediktinische Sitte des Mittagessens sich von den Klöstern auf ihre bäuerliche Umwelt verpflanzt. Diese Vermutung hat F. Zoepfl erstmals geäußert, ohne freilich die These im einzelnen auszuführen. Er beruft sich auf landwirtschaftliche Kreise (wohl von Deutschland), wo nur ein Frühstück um 9 Uhr Morgens und ein Abendbrot um 3 Uhr nachmittags in Brauch war [2]. R. Weiß kann für einige schweizerische Hochtäler ebenfalls die nur zweimalige Mahlzeit am Morgen (9 Uhr) und am Nachmittag (4-5 Uhr) belegen [3]. Der hl. Benedikt kannte aber auch schon eine dritte Stärkung. Er erlaubte nämlich im Kapitel 37 den *Greisen und Kindern*, vor den ordnungsgemäßen Stunden zu speisen. Ferner bekamen nach Kapitel 35 *Diener und Leser*, die bei Tisch ihres Amtes walteten, vorher eine kleine Mahlzeit, bestehend aus Wein und Brot (biberes et panem, resp. mixtum). Zu denen, die vor den gewöhnlichen Mahlzeiten etwas zu sich nehmen konnten, zählte man bald auch diejenigen, die sich *zu Ader ließen*. Das ist bereits durch die cluniazensischen Gewohnheiten des italienischen Klosters Farfa im 10.-11. Jahrhundert bezeugt [4]. Daß diese Stärkung nicht nur aus Brot und Wein, sondern auch aus Suppe bestand (aqua cum suppis, ut fertur a medicis), bezeugen die sog. Consuetudines Einsidlenses, welche die Gewohnheiten der benediktinischen Klosterreform in den Klöstern von Trier und Regensburg im 10. Jahrhundert darstellen [5].

[1] *Butler C.*, Benediktinisches Mönchtum (1929), S. 281-283, 288-289. Dazu jetzt *Stohler H.*, Alte Schweizerische Läutordnungen (SA aus dem Schweiz. Archiv für Volkskunde Bd. 41, Jahrg. 1944), S. 5 f., 31-32, 39-43.

[2] *Zoepfl Fr.*, Deutsche Kulturgeschichte 1 (1931) 150.

[3] *Weiß R.*, Das Alpwesen Graubündens (1941), S. 326 in Anlehnung an Zoepfl.

[4] *Albers Br.*, Consuetudines Monasticae 1 (1900) 175.

[5] Über die Einsiedler Gewohnheiten siehe *Henggeler R.*, Profeßbuch von Einsiedeln (1933), S. 63 u. 240; den Text bei *Ringholz Od.*, Geschichte von Einsiedeln (1904), S. 672-684, S. 676. Bei Festen von 12 Lektionen usque post missas sustineant, cum ministerialibus accepturi tantummodo panem et vinum vel caseum, quoniam post VI tam statim reficiendi sunt, cum primis a cellerario pie cybaturi.

Die kleine Beigabe hatte natürlich nur dann einen Sinn, wenn sie beträchtlich vor dem Mittagessen gegeben wurde, also etwa um 9 Uhr vormittags (nach der Terz). Zu den Kindern zählten auch die jugendlichen Mönche. Diesen scheint man im Zisterzienserorden stark entgegengekommen zu sein, darum schärfte das Ordenskapitel 1183 ein, daß weder Mönche noch Laienbrüder zu irgend einer Zeit täglich mehr als zweimal im Konvent speisen dürfen [1].

Daraus esgibt sich, daß im *Mittelalter* die vom Heiligen von Nursia gegebene Erlaubnis weitreichend benützt wurde. Wenn sich in den Klöstern das Bedürfnis nach dem Frühstück so stark geltend machte, dann wird es in der *Laienwelt* selbstverständlicher Brauch gewesen sein. Dafür geben uns bereits die süddeutschen Consuetudines Einsidlenses einen Beleg für das 10. Jahrhundert [2]. Es ist deshalb nicht auffällig, wenn die romanischen Bezeichnungen dafür auf das Mittelalter hinweisen, so das disjejunare im Altfranzösischen und die collatio im Altitalienischen [3]. Das deutsche Wort selbst ist wenigstens für den Anfang des 15. Jahrhunderts belegt: «fruestuck» [4]. Im 16. Jahrhundert bezeichnet der Kölner Chronist Hermann von Weinsberg (1518-98) bereits die viermalige Mahlzeit als das Gewöhnliche in den rheinischen Städten (Frühstück 5-6 Uhr, Mittag 10-11, Vesperbrot 3, Abendessen 6-7 Uhr) [5].

Trotz dieser Verbreitung fand das Frühstück in den Klöstern doch nicht den schnellen Eingang, wie man es vielleicht vermuten würde. Eine Einheitsordnung für alle Klöster der 1602 gegründeten schweizerischen Benediktinerkongregation vom 4. August 1618 setzt das Mittagessen auf 10 Uhr, das Nachtessen auf 5 Uhr an. Von einem Frühstück keine Rede [6].

Similiter post uesperam. In der Zeit nach Ostern: non comedent quicquam usque post missam publicam et tunc solummodo panem et vinum vel caseum, quia mox post VI tam sunt refecturi. Quotiens ergo ad VI tam sunt refecturi, sustineant usque post tertiam et missas.

[1] *Müller P. Gr.*, in der Zisterzienser Chronik 7 (1895) 87.

[2] *Ringholz*, l. c. S. 676. Diejenigen, die zu Ader lassen, «abstineant usque ad illam horam, qua panem et vinum solent accipere ministeriales et nihil aliud tunc habeant, nisi hoc ipsum et caseum, post nonam mox cum aliis cenaturi». Ferner: «post missas sustineant cum ministerialibus accepturi tantummodo panem et vinum vel caseum, quoniam post VI tam statim reficiendi sunt». Weiter: «ministeriales et infirmi ... quando sine aliis aliquid sumpturi sunt, ad tabulam prioris sedeant.» Unter ministeriales sind die Dienstleute zu verstehen, die z. B. in Einsiedeln schon 1064 besondere Rechte hatten. *Ringholz*, S. 62.

[3] *Herzog Paul*, Die Bezeichnungen der täglichen Mahlzeiten in den romanischen Sprachen und Dialekten (Zürich 1916), S. 19-35.

[4] So nach *Grimm*, Deutsches Wörterbuch 4, 321. Freundl. Mitteilung von Dr. Richard Weiß in Schiers, der die Frühstücksfrage im volkskundlichen Atlas der Schweiz behandeln wird.

[5] Der Text des Chronisten bei *Zoepfl F.*, Deutsche Kulturgeschichte 2 (1937) 157.

[6] Stiftsarchiv Einsiedeln R 91 S. 1-21 Uniformitatis charta Benedictinorum in Helvetia publicata.

Die Kongregationsstatuten von 1702 behalten für das Mittagessen 10 resp. 11 Uhr, für das Abendessen wiederum 5 Uhr [1]. Und doch wissen wir für diese Zeit bereits sicher, daß trotzdem das Frühstück vielfach in den Klöstern in Übung war, und zwar nicht nur für Kinder und Greise, sondern mehr oder weniger für einen großen Teil des Konvents.

Wir beginnen unseren Rundgang durch die einzelnen Klöster mit *Einsiedeln*. In den Statuta pro Fratribus Conversis, die um 1700 verfaßt wurden, ist die Rede von Laienbrüdern, welche die Erlaubnis hatten, eine Morgensuppe zu nehmen [2]. Die Nützlichkeit dieser sog. Trompetersuppe, der noch Eier und Käse beigegeben waren, wußten auch die Patres gebührend zu schätzen und nahmen sie fast täglich ein, und zwar nach Belieben ohne Erlaubnis. Dagegen schritt der gestrenge Stiftsdekan am 7. Februar 1722 energisch ein, schaffte wohl den Morgenimbiß nicht ab, verlangte aber, daß man sich nur mit Erlaubnis dieser Zukost erfreue [3]. Noch 1781 schärfte die Klosterobrigkeit diese Bestimmung den Untergebenen ein. Nur wer sich zu Ader ließ, dürfe ohne weiteres im Speisesaal des Konventes, nicht aber am Hofe, etwas zu sich nehmen [4]. Zum Frühstück berechtigt waren die Sänger und Musikanten, sooft sie ein Frühamt mit ihrer Kunst verschönern mußten. An dieser Käsesuppe durften indes, wie eine Verordnung von 1789 neuerdings betonte, nur die wirklichen Sänger und Musikanten teilnehmen. Heute noch, wenn die Unterwaldner, Zuger usw. ihr Wallfahrts-Frühamt haben, wird die traditionelle Käsesuppe serviert, doch selbstredend nicht mehr als Sondergericht der Sänger [5].

Nach der französischen Revolution scheinen die Patres ohne weiteres ihre Morgensuppe bekommen zu haben. In den Entwürfen zur Neuregelung der Klosterordnung 1803-04 wollte man nämlich die Morgensuppe den Fratres und Novizen allgemein wenigstens an Sonn- und Feiertagen erlauben. Sonst sollten sie darum fragen. Mit der Einrichtung der Schule (1805 zählte sie 36 Zöglinge) und der Wiederaufnahme der Wallfahrt war eben die Arbeit vergrößert worden, weshalb dafür den Patres das Frühstück gewährt wurde. Hingegen bedurfte es für den Genuß von Kaffee statt Suppe einer besonderen Erlaubnis. Aber auch dann noch mußte der Kaffee in aller Stille auf dem Zimmer eingenommen werden, und zwar offenbar auf Kosten des Peculiums. Erst Abt Cölestin Müller verordnete 1840, anläßlich seines Profeßjubiläums, daß inskünftig jedem Pater und Bruder der Kaffee zum Frühstück gratis verabreicht werde.

Im Kloster *Muri* schaffte Abt Bonaventura II., Bucher (1757-76) das Peculium ab, veranlaßte aber dafür einen besseren Tisch und gestattete den Priestern und schwachen Konventualen nach jeweiliger Erlaubnis das

[1] *Staub A.*, De Origine et Actibus Congregationis Helveto-Benedictinae (1924), I, S. 29, II, S. 15 (Statuten von 1636 resp. 1748).

[2] Die ungedruckten archivalischen Belege verdanke ich der Freundlichkeit von P. Rudolf Henggeler, Stiftsarchivar, Einsiedeln.

[3] Studien u. Mitteilungen zur Gesch. d. Benediktinerordens 36 (1915) 252.

[4] Acta Capitularia zum 6. Mai 1781.

[5] Acta Capitularia zum 6. September 1789.

Frühstück, das bis zu dieser Zeit, wie es scheint, im Kloster noch unbekannt war. Der Nachfolger des Abtes, Gerold II., Maier (1776-1810), glaubte indes seinen Mönchen wenigstens den Gebrauch von Kaffee und Schokolade, den Abt Bonaventura erlaubt hatte, untersagen zu müssen. Doch beließ er das Suppenfrühstück, zu dessen Genuß jedoch noch immer eine Lizenz nötig war. Noch unter Abt Ambros Bloch (1816-38) mußte dafür der Dekan angegangen werden. Allgemein erlaubt war die leibliche Erquickung nur zweimal im Tage [1].

Daß der Murenser Abt noch Ende des 18. Jahrhunderts Thee und Schokolade nicht erlauben wollte, ist nicht allzu auffällig. Die *Jesuiten* betrachteten « Cioccolatta, Caffee und Thee » als sog. ausländische Getränke (potus peregrini) und wollten sie in ihren Provinzen nicht aufkommen lassen. Als ein Jesuitenpater in Luzern 1721 aus gesundheitlichen Gründen die Erlaubnis erbat, Thee oder Kaffee (ex fabis Turciacis) zu trinken, kam die Angelegenheit nicht nur vor den oberdeutschen Provinzial, sondern auch vor den General. Die Erlaubnis wurde zwar gegeben, immerhin aber bedauert, daß diese Sitte Eingang gefunden. General Retz untersagte die fremden Getränke ohne besondere Erlaubnis sowohl für die oberdeutsche wie österreichische Provinz noch 1731, 1739 und 1744. Auch Ricci, der letzte Jesuitengeneral vor der Aufhebung, betonte 1758 am Anfang seiner Amtstätigkeit, er möchte nicht, daß die so lange geübte löbliche Sitte der Enthaltung von solchen Getränken allmählich Abbruch erleide [2].

In den gedruckten Statuten der Oberdeutschen Kongregation der *Zisterzienser* von 1733 ist nur von zwei Mahlzeiten die Rede. Doch ist selbstverständlich das Mixtum der Benediktinerregel, und zwar wie bei den Benediktinern in seiner weiteren Form immer in Übung. Dieses durfte aber nach einem Beschlusse des Generalkapitels vom 2. September 1771 auch in Kaffee oder Thee bestehen: Post Sacrum qui indigebant aut volebant Thee vel Caffée sumpserunt [3]. Der Tractatus monasticus et Commentarius in Regulam S. Benedicti des P. Mathias Bisenberger in Salem vom Jahre 1774 spricht ausdrücklich nur vom mixtum des Tischdieners, der in unsern deutschen Gegenden statt aus Wein und Brot auch aus Suppe bestehen kann (In Alemannia nostra pro mixto hoc conceditur offa seu iusculum pani affusum zu Cap. 35 S. Regulae). Trotzdem das Generalkapitel schon 1771, wie oben gesagt, den fremden Getränken den Eingang nicht verwehrte, stand man doch da und dort noch der Sache sehr zurückhaltend gegenüber. Als in Magdenau Frau Katharina Sträßli (1750-1803) die Erlaubnis für den Kaffeegenuß erbat, schickte Abt Sebastian Steinegger von Wettingen am 4. September 1790 einen Zettel zurück, mit der Aufschrift: « Der Frau Abbtissin in geheim abzugeben. » Darin war die erbetene Lizenz enthalten, sofern es der Chorfrau gesundheitlich nützlich sei. Wann

[1] *Kiem P. M.*, Geschichte der Benediktiner Abtei Muri-Gries 2 (1891) 206, 255, 392.

[2] *Duhr B.*, Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge im 18. Jahrh. IV. 2 (1928) 486.

[3] *Müller P. Gr.*, in der Zisterzienser-Chronik 7 (1895) 90.

und wie dieser Kaffee eingenommen werden sollte, das solle die Äbtissin bestimmen [1].

In *Disentis* besorgten sich die Mönche des öftern ihr Frühstück aus dem Peculium und nahmen es auf der Zelle für sich allein. Als unter Abt Anselm Huonder (1804-26) eine neue Schule und eine neue Klosterordnung eingeführt wurde, fand dieser Mißbrauch ein Ende. Der Abt bestimmte am 15. Januar 1807, daß das Frühstück zur bestimmten Zeit gemeinsam eingenommen werden solle [2]. Es bestand vermutlich aus Suppe. Denn erst am 4. April 1817, am Karfreitag, gab der gleiche Abt allgemein die Erlaubnis, auch Kaffee zu trinken, den bislang nur der eine oder andere der älteren Patres sich leisten konnte. Der Abt entschuldigt diese Erlaubnis ausdrücklich mit der Last der Schule. Indes sollte der Kaffee in der Küche hergerichtet und schweigend im gemeinsamen Speisesaale zur bestimmten Zeit eingenommen werden. Ferner mußte jeder Pater diese Zutat aus dem Peculium beschaffen [3]. Daß die einen auf Kosten des Klosters ihre Suppe, die andern aus ihrem eigenen Depositum ihren Kaffee tranken, war nicht ideal. Wohl deshalb erlaubte Abt Anselm Huonder am 5. März 1819 allgemein am Morgen den Kaffee. Hauptgrund scheint dazu gewesen zu sein, daß die Mönche doch noch ihren schwarzen Trank auf der Zelle zu trinken beliebten, was der Abt begreiflicherweise nicht gerne sah. Von nun an sollte am Morgen für alle der Kaffee zur Verfügung stehen, wie man wohl schließen muß [4]. Nach einem Jahrhundert hat dann wieder Abt Bonifaz Duwe (1916-25) allen Mönchen das Frühstück noch nachhaltiger und kräftiger gestaltet, und zwar nicht nur in Rücksicht auf die Leistungen in Chor und Schule, sondern auch auf die hochalpine Lage des Klosters.

Im gleichen Jahre, wie in Disentis, also 1807, fand das Frühstück auch in *Engelberg* Eingang, und zwar gleichzeitig mit der Verlegung der Mitternachtsmette auf morgens 4 Uhr [5]. Damit hat der damalige Abt Karl Stadler (1803-22) in jeder Hinsicht der Zeit und den Verhältnissen klug Rechnung getragen. Nachdem nun Einsiedeln, dann Disentis und Engelberg das Frühstück eingeführt hatten, mußte die Frage wohl bald vor

[1] Freundl. Mitteilungen von Dr. P. Karl Kreh O. Cist. in Magdenau.

[2] Acta Capitularia I, S. 100 : jentaculum summatur hora constituta in communi.

[3] Acta Capitularia II, S. 130, quoad jentaculum seu obsonium Caffè, quod antiquitus ignorabatur, et quo nemo utebatur, excepto uno altrove seniore, explicandam sibi esse mentem, nempe se nobis consessurum usum Caffe, quia pauciores simus et magis intenti juventutis institutioni, non ex consuetudine legitime jam introducta, ea conditione, ut in communi refectorio sub silentio summamus, et quilibet sumptibus suis comparet : se tamen nolle, ut deinde omnibus horis illud coqueretur in Culina vel pro lubitu (!) obsonium istud in Cellis daretur extraneis, cum cellae Religiosorum non sint cubilia excipiendis hospitibus propria.

[4] Acta Capitularia II, S. 201, concessam esse a se facultatem bibendi mane Caffè, sed non ex consuetudine cum tempore legitime introducenda, sed potius connivendo, ea tamen conditione, ut in Refectorio in communi biberetur, cum antea Religiosi ipsimet in cellis propriis id coquerent, et non in culina.

[5] Freundl. Mitteilung von P. Dr. Gall Heer, Engelberg, aus den Aufzeichnungen von Abt Placidus Tanner (1851-66).

das Forum der schweizerischen Benediktinerkongregation kommen. Das geschah 1823. Es gab Stimmen, welche sich für die Abschaffung des Frühstücks aussprachen. Besonders der Murenser Prälat Ambros Bloch drang darauf. Allein Eugen v. Büren, Abt von Engelberg (1822-51), war gegenteiliger Meinung: «er wolle lieber, daß die Seinen öffentlich frühstücken, statt durch Betrug der Bedienten heimlich.»[1] Zu einem Verbote kam es nicht. So blieb auch in Engelberg die 1807 eingeführte Gewohnheit. Doch herrschte bis 1911 der Brauch, jedem einzelnen Konventualen den Imbiß auf die Zelle zu servieren. Im Jahre 1826 kam die Angelegenheit wiederum bei der Äbteversammlung zur Sprache, wobei das Frühstück immerhin als Ausnahme und nicht als Regel hingestellt wurde, um wenigstens noch das alte Ideal einiger Äbte zu retten: «Das Frühstück, das an einigen Orten eingeführt wurde, soll nicht als Regel, sondern aus Ausnahme betrachtet werden, die nur auf dem Dispenswege geduldet werden könne.»[2] Wenige Jahrzehnte nachher wird das Morgenessen wohl in allen Klöstern Beifall gefunden haben. Sicher war auch in *Mariastein* um 1850 bereits ein Frühstück aus Kaffee in Übung[3].

Den Männerklöstern folgten in einigem Abstand auch die Frauenklöster. Im Konvent der Benediktinerinnen von *Sarnen* schaffte Äbtissin M. Justa Cäcilia Widmer (1843-71) gleich am Anfange ihrer Regierung das Peculium ab. Wahrscheinlich traf damit auch die Einführung des gemeinsamen Frühstücks zusammen[4]. Um gerade bei den Frauenklöstern zu bleiben, die Engelberg angeschlossen sind, sei hier *Melchtal* (Kt. Obwalden) erwähnt, wo nach der Übersiedlung von Luzern und Einführung der Benediktinerregel, also 1866-69, das gemeinsame Frühstück in Übung war. Im Frauenkloster *Fahr* (Kt. Aargau) war das Frühstück sicher 1878 vorhanden. In *Seedorf* (Kt. Uri) ist das genaue Datum nicht zu ermitteln. Die Statuten des Einsiedler Abtes Placidus Reimann von 1644 kennen nur zwei Mahlzeiten. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts ist das Frühstück jedoch «zugestanden». Die Satzungen von Abt Basil Oberholzer von 1884 reden von «drei bis vier Mahlzeiten»[5]. Leider wissen wir auch über das älteste der noch bestehenden Frauenklöster, über *Münster* in Graubünden, nichts Genaueres. Sichere Tradition ist jedoch, daß die Klosterfrauen Mitte des 19. Jahrhunderts aus einer gemeinsamen großen Schüssel ihre Morgenstärkung nahmen. Diese Art war eine typisch mittelalterliche Gepflogenheit (vgl. noch Kappeler Milchsuppe), doch ist damit nicht gesagt, daß das Münsterer Frühstück so alt ist wie diese urtümliche Mode. Ihr machte, wie wiederum die Hausüberlieferung meldet, der Churer Bischof Kaspar Willi

[1] Freundl. Mitteilung von P. Dr. Ignaz Heß, Engelberg, aus der «Chronic» von P. Subprior Ignaz Odermatt († 1883) zum Jahre 1823.

[2] *Staub A.*, De Origine et Actibus Congregationis Helveto-Benedictinae (1924). Pars I, S. 41.

[3] Freundl. Mitteilung von Abt Dr. Basil Niederberger, Mariastein-Altdorf.

[4] Freundl. Mitteilung von P. Dr. Bruno Wilhelm O. S. B., Sarnen.

[5] Freundliche Mitteilung von P. Justus Schweizer O. S. B., Seedorf.

(1868 Weihbischof, 1877-79 Bischof) ein Ende. Wahrscheinlich geschah das 1876, als der Churer Hirte die Konstitutionen des Klosters änderte [1].

Wenden wir uns den Frauenklöstern des Zisterzienserordens zu. In *Magdenau* führte Äbtissin M. Francisca Ochsner (1874-96) die vita communis ein und schaffte das Peculium ab. Damit hängt die gemeinsame Ansetzung des Frühstücks zusammen. Vorher hatten sich wohl die Klosterfrauen, wie in den ürigen Klöstern, nach ihren persönlichen Bedürfnissen eine Stärkung bereitet, was nun gesamthaft geregelt wurde. Ähnlich war es auch in *Wurmsbach*. Dort hatte jede Klosterfrau bei der Äbtissin ein Depositum hinterlegt, aus dem sie nebst anderm auch Frühstück und Vespertrank bestritt. 1883 fand dann die vita communis und damit auch das gemeinsame Frühstück Eingang. Für das Kloster *Eschenbach* ist das Datum 1888 für die Einführung der gemeinsamen Morgenstärkung überliefert [2].

Um das Thema noch weiter zu beleuchten, sei auch auf den Entscheid des Generalkapitels der *Kapuziner* aus dem Jahre 1847 hingewiesen. Darin wird der Genuß des Kaffees als ursprünglich dem Orden nicht eigen angesehen und als abusus gestempelt. Immerhin ist von einer vollständigen Untersagung des köstlichen Getränkes keine Rede. Wenn der Provinzial es ausdrücklich gestattet, kann der Kaffee an einem dafür bestimmten Orte eingenommen werden. Noch mehr! Den Hausobern wird ans Herz gelegt (commendamus Superioribus), den jüngern Ordensmitgliedern etwas verabreichen zu lassen (aliqua refectiuncula). General P. Bernhard Christen ging von der zögernden Haltung zur allgemeinen Einführung über, indem er 1886 das Frühstück (« diese kleine Mahlzeit ») für alle Brüder, auch die Novizen, verabreicht wissen wollte [3].

Im *Dominikanerorden* scheint das Frühstück vereinzelt schon im 18. Jahrhundert existiert zu haben. Wenigstens trifft das für die Provinz Germania Superior zu. Zur Zeit, als P. Apollinaris Nittermaier von Eichstätt (1745-1820) dem Orden des hl. Dominikus angehörte, also nach dessen Eintritt 1768, « war die geistliche Armut nicht so streng, daß nicht jeder seine gewissen Erträgnisse hatte, theils aus Ersparnissen besserer Speisen und Getränke, theils aus Meß-Stipendien und Privat-Schenkungen, und so andern, von denen sie sich ihre Kleidungs-Stücke, Frühstück, Taback, Sacktücher usw. selbst anzuschaffen hatten » [4]. Auch hier fand im Ver-

[1] *Thaler P. A.*, Geschichte des bündnerischen Münstertales (1931), S. 602. In der schweiz. Benediktinerkongregation war von jeher ein eigener Teller (für Speise und damit wohl auch für Suppe) vorgeschrieben. Acta Congregationis Bd. I, S. 10 zu 1602, Bd. II, S. 416 zu 1680 : singuli ex singulis scutellis (Stiftsarchiv Disentis).

[2] Alle Belege für die Zisterzienserklöster verdanke ich der Güte von P. Dr. Kolumban Spahr S. O. Cist. in Hauterive.

[3] Analecta Ordinis Min. Capuccinorum II (Romae 1886) 232 n. 24. Freundl. Mitteilungen von P. Beda Mayer O. M. Cap., Archivar im Wesemlin, Luzern.

[4] *Hoffmann Johann Georg*, Denkwürdigkeiten aus dem Leben eines würdigen Priesters des 19. Jahrh. (Augsburg 1826), S. 129. Der « würdige Priester » ist eben Nittermaier. Die Notizen über den Dominikanerorden verdanke ich Dr. P. Gabriel Löhr O. P., Fribourg.

laufe des 19. Jahrhunderts die allgemeine Einführung des Morgenimbisses statt. Als P. Dominique Lacordaire († 1861) in Frankreich den Dominikanerorden wieder einführte (1843), dessen erster Provinzial er auch wurde (1850)[1] setzte er sich besonders für diese Morgenstärkung ein. Jedenfalls war das Frühstück im Dominikanerorden schon lange Brauch, wenn auch erst die Konstitutionen von 1925 (nr. 877) davon sprechen.

Zum Schlusse noch das Ergebnis unserer Anfrage bei den Söhnen des hl. Bruno in der Chartreuse de la *Valsainte:* « Nous n'avons jamais eu de petit-déjeuner en commun, ni aucune collation de cette sorte soit au réfectoire, soit en cellule. » Die Kartäuser sind Beweis für die alte mönchische Strenge der hochmittelalterlichen Reformorden. Wie am Nachtgottesdienst, so halten sie auch an der mittelalterlichen Tagesordnung fest.

Was für die Mönche eines weltabgeschiedenen Klosters angeht, kann aber nicht für die Mitglieder einer jeden Abtei gelten. Der Rhythmus eines mittelalterlichen Konventes ist ein anderer als der eines modernen. Die alten Mönche hatten alles in allem ein ruhigeres Leben, kannten keinen so straffen Schulstundenbetrieb, kein Klingen des Telephons und Klappern der Schreibmaschine. Und da die Ausnahmen besonders seit dem 18. Jahrhundert überhandnahmen, war eine Änderung sehr angebracht. In den Jahrzehnten nach der französischen Revolution wurde jedenfalls das Frühstück in den Männerklöstern ziemlich allgemein gestattet. Daß aber diese Mahlzeit nicht von alters her bestand, zeigt schon das Fehlen eines eigenen Tischgebetes. Die Einführung der Morgenstärkung war sehr zu begrüßen, da zu viele Ausnahmen, wie schon P. Gregor Müller bemerkte, notwendigerweise zur Erschlaffung der ganzen klösterlichen Zucht führen mußten.

Disentis. *P. Iso Müller.*

[1] Zisterzienser Chronik 7 (1895) 88. Zu unserer Skizze sei noch nachgetragen, daß der Luzerner Nuntius 1772 und 1776 in Salem Schokolade vorzog, während Fürstabt Gerbert von St. Blasien dort 1776 Habermus und Burgunder zu sich nahm. Freiburger Diözesan-Archiv 35 (1934) 167, 173, 188-189. — In Disentis bestimmte Abt Huonder 1815 ausdrücklich: Cum tempore antiquo R. R. Patres Caffè per semetipsos praeparabant, propterea ipsimet R. R. Patres deinceps coquant Caffè. Daher ließ der Abt in loco abstruso in cubili quodam fornice ac muris structo focum quemdam praeparari ..., ut R. R. D. D. Patres illuc se transferant et jentaculum Caffè ipsimet praeparent. Die Konventualen verwahrten sich gegen diesen locum foetore et imunditiis plenum und wünschten einen Diener. Acta Capitularia II, S. 21-22.

Sur l'origine du bienheureux Gérard, fondateur de l'Ordre de St-Jean

On a discuté de l'origine exacte de l'institution hospitalière qui a donné naissance à l'Ordre de St-Jean. La provenance de son fondateur a également formé l'objet de plusieurs travaux, mais surtout d'hypothèses, dans lesquelles est entrée avec le temps une certaine tendance qui ne peut que nuire au sérieux des études historiques qui perdent nécessairement par des idées préconçues.

Les premiers détails qu'on rencontre sur l'origine de l'Hôpital et la personne de son fondateur sont racontés par l'archevêque [1] Guillaume de Tyr, dans son histoire des croisades [2]. Il y relate [3] que, lorsque les Croisés s'emparèrent de Jérusalem, ils trouvèrent, dans l'hospice annexé au monastère de Ste-Marie Latine [4], un saint homme appelé Gérard qui, au moment des hostilités, sur l'ordre de l'abbé et des moines, avait déjà longtemps [5] servi les pauvres.

On a cité [6] une série de donations « à l'église de St-Jean de l'hôpital de Jérusalem », antérieures à la première croisade, mais ces documents ne sont pas de la date à laquelle on les attribue [7].

Effectivement, on sait très peu de chose de celui auquel le pape Pascal II s'adresse comme au « Venerabili filio Geraudo institutori ac praeposito Hierosolymitani Xenodochii [8] ». Les uns en font un artisan, un évêque ou un ermite de St-Augustin. Les autres, plus nombreux, l'ont supposé laïque, frère oblat ou donat de Ste-Marie Latine, affilié à la règle de St-Benoît [9]. On ne sait même rien de précis de sa famille et de sa

[1] Depuis 1174.

[2] *Historia rerum in partibus transmarinis gestarum*, dans le Recueil des historiens des croisades, publié par l'Académie des inscriptions et belles-lettres ; historiens occidentaux, Paris 1844 ss., tome I.

[3] Pages 822-826.

[4] Sur les emplacements exacts du monastère et de l'hospice, voir les PP. Hugues Vincent et F. M. Abel, O. P., *Jérusalem*, tome II : Jérusalem nouvelle, fasc. 3, Paris 1922, pp. 646 ss., et les rectifications au fasc. 4, Paris 1926, pp. 959 ss.

[5] Multo tempore.

[6] Encore Oscar de Poli, *L'Ordre de St-Jean — Ses onze premiers grands-maîtres*, dans l'annuaire du Conseil héraldique de France, Paris 1892, p. 57.

[7] Joseph Delaville le Roulx, *Les Hospitaliers en Terre Sainte et à Chypre* (1100-1310), Paris 1904, p. 31.

[8] P. S. Pauli, *Codice diplomatico del S. M. Ordine Gerosolimitano*, Lucques 1733-37, vol. 1, p. 268.

[9] P. A. Paoli, *Dell'origine ed istituto del S. M. Ordine di Giovambattista Gerosolimitano*, Rome 1781, pp. 429-430.

patrie. Les auteurs français le font originaire de la Provence [1]. Nous examinerons cette hypothèse plus tard, après avoir rendu compte de deux autres versions, dont la seconde surtout a eu un grand succès dans des publications modernes et jusque dans la revue officielle de l'Ordre lui-même [2].

Paoli [3], après avoir examiné les différentes thèses sur l'origine de Gérard, veut l'identifier avec un membre de la famille des comtes de Hainaut qui, fils du seigneur de Leuze et châtelain d'Avesnes, fut martyrisé à Arsur [4]. Malgré toute l'habileté de Paoli, cette explication s'écroule devant le fait déjà signalé par Delaville [5], que Gérard d'Avesnes mourut en 1102 [6] tandis que le maître Gérard n'est décédé que le 3 septembre 1120 [7].

Une autre opinion le veut d'origine italienne. L'hôpital de St-Jean s'étant détaché de l'abbaye bénédictine de fondation amalfitaine [8], beaucoup d'auteurs ont vu aussi un Italien dans son premier maître [9].

Un historien d'Amalfi, Mathieu Camera [10], produit à l'appui de cette thèse deux textes qui ont eu un poids considérable chez l'auteur moderne le plus important qui ait écrit sur l'Ordre de St-Jean, Joseph Delaville le Roulx [11]. Ce sont deux procès-verbaux constatant que, le 15 septembre 1680 et le 11 avril 1705, existait à Scala, près d'Amalfi, sur la place publique, un portrait ancien du bienheureux Gérard, vêtu de l'habit bénédictin, brandissant de la main droite une épée nue et tenant de la gauche un bouclier chargé de la croix blanche de l'Ordre ; sur le même tableau étaient figurés, en haut, deux écus, à droite celui de l'Ordre (de gueules à la croix d'argent), à gauche celui du royaume de Jérusalem (d'argent à une croix de gueules [sic], cantonnée de quatre croix du même). Au-dessus des deux blasons enfin, une inscription disant que les nobles d'Amalfi avaient fondé,

[1] P. A. Paoli, *op. cit.*, p. 431.

[2] La rédaction de la revue de l'Ordre, 1940, N° 6, p. 14, note ; et Jean Tokarzewski Karaszewicz, *ibid.*, 1941, N^{os} 8-9, p. 4. — Je tiens aussi à signaler la crédulité de certaines personnes (Joseph Antici Mattei, dans la revue de l'Ordre, 1942, N° 5, pp. 9-10) qui appellent un « accurato studio » les élucubrations absurdes d'un ultra-fasciste (*I Puy di Lione e i Poggi di Lucca. Considerazioni ed indagini sulla origine italiana di Raimondo de Puy, primo Gran Maestro* (sic) *dell'Ordine di S. Giovanni*, par le comte M. A. Caracciolo del Leone), dans *Latina gens*, mars-avril 1938, qui veut faire un Italien, du maître Raymond du Puy.

[3] *Op. cit.*, pp. 437-458.

[4] Albert d'Aix, *Historia Hierosolymitana* (1095-1121), dans l'édition mentionnée à la p. 145, note 2, tome IV, pp. 507-508.

[5] *Op. cit.*, p. 36.

[6] Albert d'Aix, *op. cit.*, p. 593.

[7] Foucher de Chartres, dans la même édition, tome III, p. 446.

[8] Joseph Delaville le Roulx, *De prima origine Hospitaliorum Hierosolymitanorum*, Paris 1885.

[9] Par exemple Jean-Christophe Beckmann, *Beschreibung des ritterlichen Johanniter-Orden...*, éd. Juste-Christophe Dithmar, Francfort s. l'Oder, 1726, p. 59 : « vermuhtlicher für einem Calabrier nachdem die Stifftung doch von den Italiänern geschehen ».

[10] *Memorie storico-diplomatiche dell'antica città e ducato d'Amalfi*, Salerne 1876-1882.

[11] † 1911.

en 1020, à Jérusalem, l'Ordre de l'Hôpital, appelé depuis de Malte, dont le B. Gérard, de Scala, avait été le fondateur et le premier grand-maître. Ces constatations notariées, rédigées à la requête de divers membres de la famille Sasso, devaient appuyer sa prétention de descendre du grand-maître.

Delaville [1] y relève que la fondation amalfitaine n'est certainement pas de 1020, mais dit qu'on aurait pu prendre MLX pour MXX. Il remarque également que l'expression « Ordre de Malte » ne pouvait évidemment être employée qu'après la cession de l'île à l'Ordre, en 1530 ; mais l'inscription pouvait avoir été ajoutée postérieurement à la confection du portrait. Le costume bénédictin, s'il ne s'agissait pas d'une confusion avec l'habit conventuel noir des Hospitaliers, ou d'un désir éventuel de rattacher Gérard aux Bénédictins envoyés d'Amalfi en Terre-Sainte [2], militerait en faveur d'une représentation ancienne, puisque l'histoire officielle de l'Hôpital nia, en ce temps-là, toute origine bénédictine de l'Ordre de St-Jean. Mais il lui semble étrange que Marulli [3], qui habitait Naples, n'ait pas connu cette peinture, placée en plein air sur la place publique de Scala, et que les attaches de Gérard avec Amalfi ne lui aient été révélées, comme il le dit, que par un manuscrit et non par ce portrait. Tout bien considéré, Delaville arrive cependant à la conclusion que les présomptions émises en faveur de l'origine amalfitaine de Gérard subsistent.

Un nouvel argument fut jeté dans la discussion avec l'interprétation d'une statue qui daterait du 14e siècle. Le baron Antoine Guerritore a publié [4] la photographie d'une statue en marbre, alors en possession du baron Grimthorpe, dans sa villa Cimbrone à Ravello, qui représente l'archange Saint Michel. Cette statue n'est mentionnée ni par Pansa [5] ni par Camera [6], mais dans un des manuscrits de Charles de Lellis, aux archives d'Etat à Naples [7], par Scipion Volpicella [8] et par Mgr Louis-Marie Mansi [9]. Cette statue [10] qui se trouvait, du temps de Lellis, dans l'église paroissiale

[1] *Op. cit.*, p. 145, note 7, pp. 37-38.

[2] Voir aussi le chanoine Paul Guillaume, *Essai historique sur l'abbaye de Cava*, Paris 1891.

[3] *Vite de' gran maestri della Religione di S. Giovanni Jerosolimitano*, Naples 1636, p. 3.

[4] *Frà Gerardo, fondatore dell'Ordine di S. Giovanni di Gerusalemme, e l'arma gentilizia dei Sasso di Scala*, dans la Rivista Araldica, Rome 1919, p. 285 ss.

[5] *Storie di Amalfi*, 1724.

[6] *Op. cit.*

[7] Vol. 10 : *Luoghi e famiglie di Principato Citra*, fol. 210-213 : *Della famiglia Sasso*. De Lellis a écrit dans la seconde moitié du 17e siècle.

[8] *Studi di letteratura, storia ed arte*, Naples 1876, pp. 273-275, d'après un article déjà publié dans le *Museo di scienze e letteratura*, 1859.

[9] *Illustrazione dei principali monumenti di arte e di storia del versante amalfitano*, Rome 1898.

[10] Voir aussi Galilée Savastano, *Documentazione sul Beato Gerardo del Sasso*, dans la revue de l'Ordre souverain de St-Jean, Rome 1938, N° 8, p. 11 ss. ; Joseph Confalone, *Un simbolico monumento in memoria di Frà Gerardo Sasso, ibid.*, 1941, N°s 1-2, p. 19.

de St-Pierre, au village homonyme de l'ancienne commune de Scala [1], a 1,43 m. de haut et est posée sur un piédestal de 9,5 cm. L'archange tient un écu écartelé qui montre aux quartiers 1 et 4 une croix, et aux 2 et 3 une montagne alésée à cinq coupeaux. Guerritore cite [2] le cadastre de Ravello, de 1755, aux archives d'Etat à Naples, qui mentionne les ruines d'un palais de la famille del Sasso où il y avait alors les armes suivantes : une montagne de cinq coupeaux, mouvant de la pointe, accompagnée en chef de deux croix à huit pointes. — Le piédestal de la statue porte cette inscription : « Pauli de Saxo MCCCLVIII. » Rien donc de plus naturel que de rapprocher l'inscription et l'écu, au tableau déjà mentionné, avec lequel il semble former une nouvelle preuve pour les droits de cette famille qui se disait descendue du premier maître de l'Ordre de St-Jean.

Un examen, point par point, de ces preuves sera d'autant plus à sa place qu'on a vu que la thèse de l'identité du B. Gérard avec un membre de la famille del Sasso, a déjà eu un succès indéniable dans les cercles officiels de l'Ordre lui-même.

On doit écarter dès l'abord la possibilité que la famille del Sasso soit descendue du premier grand-maître. Même s'il n'était pas prêtre, rien ne parle pour l'éventualité que le B. Gérard, qui avait voué sa vie déjà plusieurs années avant la première croisade, au service des pèlerins à Jérusalem, ait laissé des enfants derrière lui en Europe. Mentionnons aussi que la dénomination de « grand » maître ne date que de 1267 [3]. Autre est la possibilité qu'il ait été un membre de la famille del Sasso. Guerritore [4] mentionne [5] la tombe, à l'église de la Ste-Croix, à Naples, d'un marchand napolitain, Barthélemy de Saxo, de Scala, décédé en 1367. Dans ses manuscrits [6] aux archives d'Etat à Naples, Charles de Lellis mentionne les del Sasso parmi les familles nobles du royaume de Naples, et s'il s'est peut-être hasardé un peu en attribuant à cette famille un certain Unghero Sasso, sénateur de Rome en 358 [7], on peut signaler que Thomas Sasso est mentionné, en 1643, parmi les barons du royaume de Naples et qu'il devait alors relief pour le fief « del Drago » à Nocera [8]. Il y a aussi à la Bibliothèque nationale à Naples un manuscrit [9] donnant les armes de deux familles de ce nom : l'une porte [10] « d'azur à une montagne de trois coupeaux d'or, accompagnée en chef d'une fasce d'argent chargée de trois croix de gueules » ; l'autre [11] porte « de gueules à une montagne de cinq cimes d'or ».

[1] Maintenant réunie à la ville de Ravello.

[2] *Op. cit.*, p. 287.

[3] Louis Rangoni Machiavelli, dans la revue de l'Ordre, 1940, N° 3, p. 4.

[4] *Notizie storico-genealogiche della famiglia Sasso*, dans la Rivista Araldica, Rome 1919, p. 202 ss.

[5] *Ibid.*, p. 204.

[6] De la seconde moitié du 17e siècle.

[7] Ainsi encore le trop crédule Guerritore, *op. cit.* (note 4), p. 208, d'après Camera, *op. cit.*, vol. 2, pp. 279-283.

[8] Guerritore, *op. cit.* (note 4), p. 206 : archives d'Etat, à Naples.

[9] 3e vol. des armes peintes, X, A 42 (vers 1700).

[10] *Ibid.*, fol. 32.

[11] *Ibid.*, fol. 106.

Mais que croire de l'ancienneté de ce tableau exposé sur la place publique ? S'il était encore si bien conservé vers 1700 qu'on ait pu reconnaître tous les détails décrits dans les actes notariés, il est pratiquement impossible qu'il date de plus loin que d'un peu plus de cent ans environ. Toutes les particularités de la description confirment cette opinion. Si un notaire, en 1680, parle de la croix blanche de l'Ordre, il désigne par cette expression évidemment la croix moderne à huit pointes. Cette forme de a croix ne remonte cependant plus haut que la première moitié du 15e siècle [1]. Les armes de Jérusalem, dans lesquelles les croix devraient d'ailleurs être correctement d'or et non de gueules, n'apparaissent pas avant la seconde moitié du 13e siècle [2], de sorte que, dans le meilleur des cas, le tableau aurait dû être postérieur de 150 ans à l'époque du B. Gérard. L'épée qu'il y tenait à la main est aussi plutôt une preuve contre l'authenticité du tableau, car, du temps de Gérard, l'Ordre était exclusivement hospitalier. Le genre de la représentation du premier maître dans ce tableau, ne parle donc pas non plus pour une œuvre plus ancienne que le 16e siècle, ce qui est prouvé aussi par l'expression d'Ordre de « Malte », impossible avant 1530. Le fait que Marulli [3], qui devrait avoir connu cependant le berceau présumé de l'Ordre de St-Jean s'il n'était pas plus éloigné de Naples que Scala, ne mentionne pas ce tableau n'est pas non plus un argument en faveur de ce dernier.

Reste toutefois la statue avec la date de 1358. En admettant que la statue soit de cette époque, ce qui n'est point si sûr d'après son style que j'aimerais attribuer plutôt au 15e siècle, il y a cependant un détail décisif qui parle contre son rapport avec un maître de l'Ordre provenant de la famille del Sasso, et c'est précisément ce point qu'on a voulu interpréter en faveur de cette thèse ! Car l'écu écartelé [4] des grands-maîtres de l'Ordre de St-Jean, formé par les armes de la Religion et celles de la famille des maîtres, ne paraît authentiquement que depuis Antoine Fluvian [5].

En résumé, on doit dire que toutes ces preuves des Sasso ne remontent pas plus loin que le 17e ou, peut-être, le 16e siècle et sont donc sans la moindre valeur scientifique.

[1] Encore sur la représentation de l'exécution de Jean Langstrother, grand-prieur d'Angleterre († 1471), les chevaliers portent des croix pattées sans échancrures : manuscrit de l'époque à la bibliothèque de l'université de Gand, reprod. dans Edwin J. King. *The Grand Priory of the Order of the Hospital of St. John of Jerusalem in England*, Londres 1924, pl. entre pp. 52 et 53. — Sur le développement de la croix de St-Jean, voir mon résumé de l'héraldique de l'Ordre, dans la *Revue d'hist. ecclés. suisse*, 1945, p. 47 ss.

[2] Emile Perrier, *La croix de Jérusalem dans le blason*, Valence 1905, p. vii.

[3] *Op. cit.*, p. 3.

[4] Le premier écu écartelé que nous connaissions, est de 1250 : Ottfried Neubecker, dans la revue *Der Herold*, Gœrlitz 1943, p. B 17.

[5] 1421-1437 : voir Joseph Gerola, *Gli stemmi superstiti nei monumenti delle Sporadi appartenute ai cavalieri di Rodi*, dans la Rivista Araldica, Rome 1913, pp. 727 ss., et 1914, pp. 81 ss. (aussi tirage à part).

A cette occasion, on peut faire aussi le procès d'une autre histoire, chère aux auteurs qui se sont cru appelés à écrire sur l'Ordre de St-Jean mais qui se sont bornés trop souvent à copier leurs prédécesseurs : c'est l'argument de la croix à huit pointes dans les armes de la ville d'Amalfi. De fait, cette croix ne paraît, en relation avec les armes d'Amalfi, que depuis le 16e siècle [1].

Faut-il donc revenir à la version provençale qui est aussi la plus ancienne dans la littérature [2] ? En faveur de cette thèse, deux savants français [3] ont réuni des observations très intéressantes. Blancard fait remarquer qu'autour de Gap, au département de la Drôme, on retrouve les noms des premiers maîtres : du Puy-Montbrun et Comps, comme de contemporains de Gérard : Pierre de Lemps et Léon Ferrencus. Le nom présumé de Gérard lui-même paraît dans cette contrée : Augo Teuc ou Tinctus est cité dans le cartulaire de St-Victor, de Marseille, et parmi les donateurs mentionnés dans un diplôme de Terre Sainte, en 1110 [4], on trouve un chevalier Guillaume de Tenches, lieu que Blancard identifie avec Tanques, au département des Hautes-Alpes [5]. — Poli y ajoute que le « mas de Tenque », appartenant à l'Ordre, se trouvait sur le territoire d'Arles, qui est tout près de St-Gilles où, dès le commencement du 12e siècle, du vivant du B. Gérard, fut institué le premier des grands-prieurés de l'Ordre. Il cite qu'en 1542 « noble et honorable homme Girard Tenque » était l'un des conseillers de la ville de Marseille ; son prénom lui semble une affirmation irrécusable d'une ancienne et glorieuse tradition de famille. Il n'y a du reste aucune preuve qu'il fût de la maison de St-Lys ou St-Delys, ni de celle de St-Didier, en Languedoc. Car si on lui attribuait, depuis le 14e siècle déjà, semble-t-il [6], les armes « d'azur au lion d'argent », cela ne serait qu'une réminiscence de sa prétendue extraction de cette dernière famille qui portait de même, à la bordure de gueules besantée d'argent, ou fleurdelisée d'or. On trouve par contre, vers la fin du 17e siècle, un Hiérosme Tenque, conseiller du Roi, professeur de médecine à l'université de Montpellier, qui portait ces armoiries qu'il fit enregistrer en 1699 : « d'or au chevron d'azur surmonté de trois étoiles du même et accompagné

[1] Information du Dr D. L. Galbreath, auteur du *Manuel du blason* (Lausanne 1942).

[2] Pierre-Joseph de Haitze, *Histoire de la vie et du culte du B. Gérard Tenque de Martigues, fondateur de l'Ordre de St-Jean de Jérusalem*, Aix-en-Provence, 1730 ; Damase Aebaud, *Dissertation historique sur le B. Gérard Tenque, fondateur de l'Ordre des Hospitaliers*, Digne 1851 ; La Terre Sainte, 4e année (1879), 2e série, N° 7. Voir aussi Marie Ambraziejutė, *Studien uber die Johanniter-Regel* (Dissertation), Fribourg, 1929, p. 3, note 3.

[3] Louis Blancard, communication dans la séance de janvier 1882, publiée dans le Répertoire des travaux de la Société de statistique de Marseille, 1884, pp. 4-5 ; Oscar de Poli, *op. cit.*

[4] *Cartulaire général de l'Ordre des Hospitaliers*, éd. Joseph Delaville le Roulx, Paris 1894 ss., tome I, N° 20.

[5] Canton de Tallard, commune de Jarjayes.

[6] Poli, *op. cit.*, p. 58.

en pointe d'un lion de gueules. » — On a parlé aussi [1] de la prééminence assignée à la langue de Provence, dans la division de celles de l'Ordre, comme preuve qu'elle aurait fourni le premier maître. Mais le fait que St-Gilles en Provence fut le siège des premières possessions des Hospitaliers en Europe explique probablement d'une façon suffisante la place occupée dans l'Ordre par la langue de Provence.

Si l'on ne veut voir aucun rapport entre ces Tenque des 16e et 17e siècles avec un personnage du 11e, les preuves de Blancard pourraient toutefois paraître assez concluantes. Malheureusement, on a démoli cet édifice par une explication trop simple et impossible à négliger : un copiste, rencontrant dans un texte les mots « GERARDUS TUNC HOSPITALIS PRAEFECTUS », aurait fait de cet adverbe un nom de famille, et créé de la sorte un faux état-civil au premier maître de l'Ordre de l'Hôpital [2].

Même le fait que les restes de Gérard étaient déjà à Manosque [3] dès 1283 [4] ne dit pas nécessairement qu'on les ait transférés dans son pays d'origine. Il peut aussi bien être décédé en Provence, à l'occasion d'un voyage.

Un argument me semble cependant parler contre la vraisemblance que Gérard ait été italien. C'est l'effort qu'il fit, dès la prise de Jérusalem par les Croisés, en grande majorité des Français, pour détacher l'Hôpital dont il était le supérieur, du monastère des Bénédictins [5] de Ste-Marie Latine, établissement amalfitain. Ces tentatives et leur succès pourraient être interprétés dans le sens d'une affinité entre le supérieur de l'hôpital et les nouveaux maîtres de la ville sainte. Il est cependant à peine possible de parler d'une affinité nationale dans le sens moderne du mot car il ne faut pas oublier que, même si Gérard était provençal, la Provence de son temps était encore une partie intégrante de l'Arélat incorporé au St-Empire. Mais puisque rien ne permet d'attribuer au B. Gérard [6] des motifs purement ambitieux, les raisons qui l'ont amené à rendre indépendant son hôpital de l'abbaye qui l'avait établi, s'expliquent, si elles n'étaient pas exclusivement d'ordre pratique, peut-être par son origine différente de celle des moines au service desquels il avait travaillé pendant des années.

S'il a donc été possible de réfuter certaines prétentions de réclamer le fondateur de l'Ordre de St-Jean pour telle ou telle famille, un *non liquet* semble s'imposer encore toujours pour l'attribuer à une nation déterminée.

H. C. de Zeininger.

[1] Poli, *ibid.*

[2] Ferdinand de Hellwald, *Bibliographie méthodique de l'Ordre souverain de St-Jean de Jérusalem*, Rome 1885, p. 139.

[3] M. L., *L'Ordre souverain de Malte en Provence*, dans la revue de l'Ordre, 1940, N° 6, p. 14.

[4] Delaville, *op. cit.* p. 145, note 7, p. 39.

[5] La règle de l'Hôpital inspirée par celle de St-Augustin n'a été promulguée que sous Raymond du Puy, entre 1121 et 1143.

[6] Les preuves absolues de sa béatification manquent, mais la plupart des saints du 12e siècle sont dans le même cas.

REZENSIONEN — COMPTES RENDUS

La cathédrale de Lausanne, par Eugène Bach, Louis Blondel et Adrien Bovy. Bâle, Birkhäuser, 1944, XII-459 p.

Ce volume, le 16e de la collection des *Monuments d'Art et d'histoire de la Suisse* (*Die Kunstdenkmäler der Schweiz*) est le premier qui concerne la Suisse romande, le premier aussi qui, au lieu d'être consacré à tout un district ou du moins à une ville, se rapporte exclusivement à un monument : procédé qu'on pourrait trouver exagéré, car, à ce taux-là, ce n'est pas 80 volumes que devrait prévoir l'ensemble de la collection, mais au moins le double ; cependant, comme il s'agit de la cathédrale de Lausanne, soit donc du monument religieux le plus beau, incontestablement, de notre pays, et que l'ouvrage est en outre splendidement présenté, il ne viendra à personne l'idée de se plaindre.

Le volume est dû à la collaboration de trois auteurs. Après une introduction de M. le docteur Bach traçant les grandes lignes de l'histoire de l'édifice et spécialement les restaurations dont il a été l'objet, M. Blondel, archéologue cantonal à Genève — et actuellement président de la Société d'histoire de l'art suisse — étudie les bâtiments qui se sont succédés, au cours des siècles, à l'emplacement de la cathédrale. Il expose, en d'autres termes, le résultat des fouilles pratiquées, de 1909 à 1912, par MM. Albert Naef, Eugène Bron et Marius Besson et que lui-même a continuées de 1938 à 1942. Ce sera, pour beaucoup de lecteurs, pour ceux en particulier qui n'ont jamais visité les substructions de la cathédrale, la partie la plus neuve de l'ouvrage. Ces pages sont ornées de belles photographies des fouilles ainsi que de l'église, éventrée, si l'on peut ainsi s'exprimer, pendant que l'on procédait aux excavations, et de quatre splendides planches en couleurs qui donnent, isolément d'abord, puis superposés, les résultats des recherches archéologiques.

La Cité, où se dresse la cathédrale, avait été habitée dès l'époque préhistorique et devint ensuite l'*oppidum* gaulois de *Lousonna* ; puis, pendant la période romaine, la population se déplaça, pour descendre au bord du lac, à Vidy. Elle est remontée ensuite, dès la fin du IIIe siècle, après les invasions des barbares, pour se mettre à l'abri derrière les remparts de l'ancien *oppidum*, qui fut transformé en *castrum* et dont les fortifications furent complétées au cours des IVe et Ve siècles, notamment du côté occidental, face à l'ancien *castrum* romain. A part une petite chapelle annexée à ce « palais » mérovingien, les fouilles n'ont mis à jour, pour cette première période, qui va du IVe au VIIIe siècle, que des bâtiments civils et militaires. M. Blondel incline à voir dans ce palais fortifié la résidence des Comtes de Vaud, tandis que les évêques habitaient au sud-ouest de la Cité. Quant à l'église épiscopale, c'était vraisemblablement, à cette époque, celle de l'abbaye de Saint-Thyrse, au nord de la Cité, devant le château. On l'appela église de Saint-Maire, après que l'évêque de ce nom, qui y était enterré, fut devenu l'objet d'un culte.

C'est au début du IX^e siècle ou à la fin du VIII^e, alors que l'Evêque se substitue peu à peu aux Comtes, qu'une église de Notre-Dame, attestée pour la première fois dans une charte de 814 ou 815, fut édifiée dans la cour du « palais », après qu'on eut rasé le *castrum* romain, tandis qu'on avait laissé subsister les fortifications plus récentes, qui masquaient par conséquent l'entrée du nouveau sanctuaire. Ce dernier, dont l'orientation un peu singulière s'explique par le *castrum* qu'il a supplanté, était de dimensions fort réduites : 20 m. sur 12. Cette église carolingienne fit place, vers l'an 1000, à une basilique romane environ une fois plus grande. Elle fut commencée par l'évêque Henri I de Bourgogne et continuée par son successeur, Hugues de Bourgogne. Enfin, vers 1170, Landri de Durnes jeta les bases de la cathédrale actuelle, dont les travaux furent poursuivis par Roger de Vico et ses successeurs. Elle eut à souffrir de divers incendies, en 1219 et surtout en 1235 — désastres dont les chroniques ont cependant, semble-t-il, exagéré l'importance — et elle fut, en 1275, consacrée par le pape Grégoire X, qui passait par Lausanne en rentrant du concile de Lyon.

Après ce préambule historique et cet aperçu général, viennent les 13 chapitres qui constituent la partie principale du volume. L'auteur, M. Eugène Bach, docteur en médecine à Lausanne, commence par situer l'édifice, indique ses dimensions, parle des matériaux employés ; puis il en décrit longuement l'extérieur et l'intérieur, ce qui lui fournit l'occasion de faire de nombreuses constatations sur le style, les particularités de la cathédrale, ses chapelles, ses tours, etc. Il s'arrête avec prédilection au Porche des Apôtres, dénomination à laquelle il préfère celle de « Portail peint », si somptueusement décoré parce qu'il conduisait à la chapelle de la Vierge. Un chapitre spécial est consacré au problème de la « grande travée », la première de la nef à partir de l'entrée. Avec la majorité des critiques d'art, l'auteur rejette l'hypothèse, formulée au XVII^e siècle par J. B. Plantin, d'un passage public qui aurait été temporairement ménagé au travers de l'église, entre la tour et la nef. Il n'admet pas non plus la théorie de Viollet-le-Duc, mais retient, partiellement du moins, celle de M. Rahm et surtout celle de M. Albert Næf, qu'il modifie cependant à son tour pour suggérer une solution quelque peu différente.

M. Bach passe ensuite à la sculpture. Il souligne ce que le couronnement de la Vierge, au tympan du Portail peint, présente d'unique dans l'histoire de l'art du moyen âge. Utilisant et complétant le travail de M^lle Blaser, il décrit les belles statues du même portail et après avoir, avec une abondante érudition, procédé à leur confrontation avec celles d'autres églises de cette époque, il en arrive à admettre une influence de celle de Senlis, qui se serait exercée à Lausanne au travers de la Bourgogne.

Analysant ce qui reste de la polychromie ancienne, au vestibule, au narthex, au Portail peint (où la peinture de jadis a, malheureusement, presque entièrement disparu) et surtout à la chapelle de la Vierge, il détermine les principes selon lesquels avait été faite cette décoration.

Des vitraux anciens, il ne reste que bien peu de chose. L'incendie de 1235 les avait en grande partie détruits, et il en a été de même, plus tard, d'une importante partie de ceux qui les ont ensuite remplacés. L'auteur place

au milieu du XIII[e] siècle les verrières de la rose, heureusement complétées et restaurées il y a une cinquantaine d'années.

Les derniers chapitres sont consacrés au mobilier de la cathédrale : stalles, chaire, cloches, puis aux tombeaux qu'elle renferme et enfin à son trésor, actuellement conservé, comme on le sait, en grande partie au Musée de Berne.

Le tout est accompagné d'abondantes et splendides photographies, que l'auteur s'est ingénié à choisir ou à prendre, souvent au prix de grandes difficultés, de l'endroit le plus favorable. Elles révèleront, même à ceux qui croyaient bien connaître la cathédrale de Lausanne, nombre de détails en somme inédits et permettront à ceux qui s'intéressent aux problèmes soulevés ou aux suggestions proposées de les étudier et d'en examiner les éléments commodément et à tête reposée.

Le dernier chapitre a été écrit par M. Adrien Bovy. D'un style alerte, en quelques pages vivantes, précises et émaillées d'idées neuves, il s'explique à son tour sur les étapes de la construction ainsi que sur les influences subies et marque avec netteté la place occupée par la cathédrale de Lausanne dans l'histoire de l'architecture. Il recherche le pourquoi de certaines particularités. Il aborde, lui aussi, le problème de la « grande travée » ; il se rallie, dans les grandes lignes, à la solution de M. Bach et y voit « une travée occasionnellement diminuée ». Comme pour d'autres églises, nous dit M. Bovy, la construction, à Lausanne, a été entreprise simultanément par les deux bouts. Le vestibule et le narthex demeurent cependant pour lui un mystère et il avoue n'avoir pas de solution à proposer pour expliquer le but des petites tribunes latérales. Quant à la date de l'édifice, il estime, à en juger par le style, que, pour l'essentiel, la cathédrale était terminée vers l'année 1230 et que c'est le plan du génial architecte de l'évêque Roger de Vico-Pisano qui a été fidèlement suivi. Il conclut par ces mots, les derniers du volume : « Qu'on ait de bonnes raisons de rapprocher la cathédrale de Lausanne d'églises bourguignonnes qui dénotent comme elle l'influence du Laonnois et du Soissonnais et dont la plus parfaite, construite entre 1230 et 1250, est Notre-Dame de Dijon ; qu'elle soit classée avec ces monuments dans un groupe, non pas proprement bourguignon, mais franco-bourguignon, rien de mieux, mais à condition de lui reconnaître sur ses sœurs d'au delà le Jura un droit d'aînesse. Le moment n'est-il pas venu de le dire et de mettre la cathédrale vaudoise à sa vraie place dans l'histoire de l'architecture gothique ? »

Ce volume, encore une fois, est vraiment digne de l'édifice auquel il est consacré. La collaboration de trois écrivains l'a un peu allongé. Il y a, même de la part du même auteur, quelques redites (ainsi un passage de la p. 140 rapproche de la légende de la p. 137 ; la note 1 de la p. 140 par rapport au texte de la même page) ; on aurait pu abréger certains chapitres, supprimer par ex., les pages 381-84. A la page 380, les renvois aux illustrations ne jouent pas. On pourrait apporter quelques corrections à certaines affirmations d'ordre historique (ainsi au tableau des évêques de Lausanne donné en appendice) ou encore au sujet de renseignements rentrant plutôt dans le domaine de la théologie historique. On trouvera par contre M. Bach

difficilement en défaut dans tout ce qui a trait au domaine propre de ses recherches. Il s'est entouré de tous les renseignements d'ordre artistique, historique, théologique ou liturgique de nature à l'aider dans sa tâche. Certaines notes (ainsi celle de la page 276 sur le Lai d'Aristote) renferment des trésors d'érudition. L'auteur éprouve pour la cathédrale une admiration, qui, pour être contenue, ainsi qu'il convient dans un ouvrage de ce genre, n'en est pas moins profonde et communicative. Il s'est pénétré, pour nous la faire comprendre, de l'esprit qui a présidé à sa construction, et ce n'est pas lui qui approuverait certaines mesures dictées par de mesquines considérations confessionnelles (cf. p. 177, n. 1). Il a tenu à consigner dans ce volume le résultat de ses longues et patientes recherches et l'on en vient à se dire que si d'autres monuments de l'art, irrémédiablement détruits au cours de la guerre qui vient de se terminer, avaient été l'objet de publications aussi minutieuses et aussi richement illustrées, on pourrait se consoler quelque peu à la pensée qu'ils n'ont pas entièrement disparu. On apprendra d'ailleurs à ce propos, non sans stupeur, qu'il avait été sérieusement question, en 1766, de démolir la cathédrale de Lausanne (qui n'a été classée parmi les monuments historiques qu'en 1900) et que c'est devant les frais qu'aurait nécessités cette démolition qu'on a fini par y renoncer. Dieu merci, notre époque est plus respectueuse du passé et la cathédrale est aujourd'hui à l'abri de semblables menaces. Le volume de MM. Blondel, Bach et Bovy en fera mieux ressortir encore toutes les beautés, augmentera l'intérêt qu'on lui porte et le culte dont on l'entoure [1]. *L. Wæber.*

Johannes Duft : Die Glaubenssorge der Fürstäbte von St. Gallen im 17. und 18. Jahrhundert. 428 SS. Räber & Cie. Luzern 1944.

Das vorliegende Werk ist als kirchengeschichtliche Dissertation der theologischen Fakultät der Universität Fryburg eingereicht worden. Die Arbeit sprengt aber im Umfang wie in ihrer historischen Bedeutung weit den Rahmen einer solchen. Auf den bisher kaum berührten Quellen des ehemaligen stift-st. gallischen Offizialatsarchivs, im heutigen Stiftsarchiv St. Gallen, aufgebaut, gibt die Arbeit ein abschließendes Bild der Tätigkeit, welche die St. Galler Äbte des 17. und 18. Jahrhunderts für die Verteidigung, Festigung und Ausbreitung des katholischen Glaubens in ihren st. gallischen Herrschaftsgebieten ausübten. Das Ergebnis ist ein hocherfreuliches. Der Verfasser kann es am Schlusse folgendermaßen zusammenfassen : St. Gallen hat die bis heute gültig gebliebenen Reformen des tridentinischen Konzils schon damals in großartigem Idealismus über-

[1] Notons, au sujet de la Société d'histoire de l'art en Suisse, qui n'est pas assez connue dans certains de nos cantons romands, que, moyennant une cotisation annuelle de 30 fr., les membres reçoivent gratuitement, dès la 2e année de leur adhésion, les volumes de la collection, dont celui que nous venons de présenter est le dernier sorti de presse et qui doivent paraître désormais à raison de deux volumes, de 480 pages chacun, par an. Leur prix, en librairie, est de 50 à 80 fr. Les demandes d'admission doivent être adressées au trésorier de la société : M. Max Wassmer, Bundesgasse 20, Berne.

nommen. Diese Seelsorge der Fürstäbte hat den st. gallischen Katholizismus trotz der Glaubensspaltung in seiner Existenz erhalten, vor der drohenden Gefahr eines Diasporadaseins gerettet und im 19. Jahrhundert in ein eigenes Bistum zusammengeschlossen.

Voraussetzung hiefür war das stift-st. gallische Offizialat, welches Abt Bernhard II., Müller, durch das Konkordat mit dem Bistum Konstanz von 1613 errichten und durch das er und seine Nachfolger seine Herrschaftsgebiete mit bischöflicher Jurisdiktionsgewalt auch kirchlich verwalten konnte. War schon diese Gründung ein Staatskirchentum eigener Prägung und voll besten Erfolges, so setzten die Äbte ihre politische Macht als Landes- und Gerichtsherren ebenso für die Sorge um den katholischen Glauben ein und unterstützten sie weitgehend durch wirtschaftliche Mittel. Mit Recht betont deshalb Duft, daß diese Glaubenssorge der St. Galler Fürstäbte in Wirksamkeit und Erfolg einen eigenständigen Typus der Seelsorge im Barockzeitalter darstelle, der eine Würdigung in den größern kirchengeschichtlichen Werken über diese Periode wohl verdiente. Mit großer Liebe zum Stifte und zu unserer Heimat weiß er zum Schlusse zu bemerken, wie die während zweier Jahrhunderte gepflegte kirchlich-kulturelle Glaubenssorge einen spezifisch st. gallisch-katholischen Kulturkreis begründete, der die Schaffung unseres St. Galler Bistums notwendig machte. Unser heutige Seelsorgsklerus wird über die Kenntnis der st. gallischen Kirchengeschichte hinaus dem Buche sogar manchen Wink für die jetzige Seelsorge entnehmen können. Nicht zum wenigsten danken wir dem Verfasser, daß er im Verlaufe der Darstellung immer wieder die drei verschiedenen Herrschaftsgebiete der Fürstabtei voneinander scheidet : die absolute Monarchie des Fürstenlandes, die repräsentative des Toggenburg und die gemein-eidgenössische Landvogtei des Rheintales, in welcher die Fürstabtei neben der kirchlichen Jurisdiktion des Offizialates nur niedere Gerichtsbarkeit besaß. Ebenso wird der tiefgreifende Einschnitt immer wieder betont, den der Badener Friede von 1718 kirchenpolitisch für das Toggenburg, daneben auch für das Rheintal, bedeutet. Die Rechtszustände, die damit umrissen werden, wirken sich nämlich heute noch aus, ohne daß vielfach unser Klerus und unsere Politiker sich dessen bewußt sind.

Es würde kaum der Gepflogenheit der Rezension in einer wissenschaftlichen Zeitschrift entsprechen, wenn nicht auf die wenigen Aussetzungen hingewiesen würde, die an dem Buche anzubringen sind. Ich tue es zwar mit Befangenheit, da ich vor der Einreichung der Dissertation Gelegenheit gehabt hätte, mich zu äußern, damals aber aus Zeitmangel nicht dazu gelangte, die Arbeit durchzulesen.

Gesprächsweise konnte man Einwendungen hören gegen die Anordnung des Stoffes. Die sachliche Einteilung nach Stoffgebieten wirkt beim Durchlesen größerer Partien etwas ermüdend ; auch sind Wiederholungen damit nicht zu vermeiden. Aber bei der Reichhaltigkeit der Quellen und der ausgedehnten Zeitdauer, über die sich die Darstellung erstreckt, wäre jede andere Stoffanordnung untragbar gewesen. Dagegen hätte die streng syllogistische Form, die in den Schlußabschnitten immer wiederkehrt, vermieden und stofflich gekürzt werden können. Dafür hätte ein hie und

da kurz ausgeführtes Beispiel belebend gewirkt. Auf die zu stark und zu oft wiederholte Betonung, daß protestantischerseits gegen die Katholiken ebenso vorgegangen wurde, hat schon Karl Schönenberger aufmerksam gemacht. Ungewöhnlich ist bei den Zitierungen, daß jeweils das Geschlecht voransteht und immer der Doktortitel beigesetzt wird. Der Verfasser ist auch bei Richtigstellungen vielfach zu schüchtern. Das betrifft einmal mich selbst, wo S. 67, Anm. 5, mein Name verschwiegen wurde, ganz offenbar, um mich zu schonen. Selbstverständlich gebe ich Duft recht, daß die Visitation von 1615 von mir irrtümlicherweise als « erste st. gallische Visitation » bezeichnet wurde.

An einzelnen kleinen Aussetzungen notierte ich mir: S. 36 werden die im Klostergebäude Alt St. Johann ausgebrochenen Krankheiten in absoluter Wertung « geheimnisvolle Vergiftungskrankheiten » genannt, obwohl der hiefür zitierte von Arx, III, 146, bemerkt, daß alle Umstände die Vergiftung « vermuten » ließen. — S. 95, Anm. 18, ist 1690 Druckfehler für 1609. — S. 97 ist der Geschlechtsname des Abtes Joseph « Rudolphis » geschrieben, während im Register und sonst, soviel ich ersah, durchgängig durch das Buch « Rudolfis » steht. Ich weiß, daß in den Akten beide Schreibungen sich finden; doch sollte man sich für die eine der beiden entscheiden und sie dann beibehalten. — Den Ausdruck S. 151, daß die gesteigerte Unzufriedenheit über konfessionelle Maßnahmen gegen die Protestanten zum Toggenburgerkrieg « führte », — der gleiche Gedanke wiederholt sich noch mehrmals — halte ich für überspitzt. Wohl sind diese Maßnahmen als Schikanen empfunden worden und haben unter den protestantischen Toggenburgern Unzufriedenheit, vielleicht sogar Haß gegen das äbtische Regime ausgelöst. Aber Anlaß zu den Toggenburgerwirren war der Wachtkostenstreit und der von der Gemeinde Wattwil geforderte Beitrag an die Rickenstraße. Wie der Anlaß ein politischer war, so auch der Grund. Auf eidgenössischem Gebiete war es die wirtschaftliche und militärische Überlegenheit Zürichs und Berns über die ärmern, aber durch ihre Mehrheit rechtlich in den gemeinen Herrschaften überwiegenden katholischen Orte. Im Toggenburg aber hatten die Vergleichsartikel von 1707 auf dessen Unabhängigkeit hingezielt. Zürich und Bern hatten, wie Richard Feller (Gesch. der Schweiz II, 107) sich ausdrückt, erkannt, « daß ihnen hier bei geschickter Behandlung Befreiung von den alten Glaubensverträgen winkte ». — Unrichtigen Vorstellungen ruft die Bemerkung S. 177, Anm. 152, die deutschen Ehesatzungen seien von der Konstanzer Diözesansynode von 1609 veröffentlicht worden. Bereits die Diözesansynode von 1567 hatte die jährlich zweimalige Verlesung der Decreta seu leges matrimoniales angeordnet und deren Drucklegung bestimmt. Sie waren auch deutsch und lateinisch in die Constitutiones et decreta synodalia aufgenommen worden. — Eine etwas ausführlichere Besprechung hätte S. 182 der Badische Abschied von 1723 erhalten sollen, nach welchem in gemischten Ehen die Söhne dem Vater, die Töchter der Mutter im Glauben folgen sollten. Eidg. Absch. VII, 1, S. 253, der übrigens nicht zitiert ist, nennt als Ergebnis der Beratung von Zürich und Bern einer- und dem Abt von St. Gallen anderseits: Der Abt möchte ein Gesetz dieses Inhaltes pro-

mulgieren. Wie aber Abt Joseph sich gegenüber diesem Winke verhielt, geht aus der Darstellung nicht hervor. — S. 218, Anm. 5, wird neben dem Pfarrer Dominik Schürpf von Niederglatt, der am 20. Mai 1712 in Oberglatt ermordet wurde, auch Pfarrer Dr. Johann Jakob Schön von Henau « Blutzeuge » genannt. Schön starb aber erst 1724 eines natürlichen Todes. Hier hätte die im Literaturverzeichnis erwähnte Arbeit von Ernst Benz: Pfarrer Dr. Schön, ein Kämpfer aus den Toggenburgerwirren, angeführt werden sollen. — S. 262 sollte es heißen: durch Krieg und Besetzung statt « durch Krieg und Belagerung ». — S. 277, Anm. 228, sind die Adversaria von P. Gerold Brandenberg als im Stiftsarchiv St. Gallen befindlich notiert. Sie gehören aber als Mscr. 1411-1412 der Stiftsbibliothek an. — Für die Konversionen im Stift St. Gallen hätten eventuell auch die Taufregister der Pfarrei St. Gallen Aufschlüsse gegeben. Für jene unter Abt Bernhard II., S. 288 und die Enttäuschungen, die sie brachten, ist nun nachzutragen: Dora Fanny Rittmeyer, Der « Soccus San Caroli Borromaei », in Festgabe Eduard Wymann, S. 45-48. — Zu S. 331, Anm. 75, über Jeremias Braun gibt Hist. Biogr. Lexikon der Schweiz II, 344, die Literatur: Karl Gauß, Pfarrer J. B. von Basel, in Basler Beiträge zur vaterländischen Geschichte und Johannes Dierauer, in St. Galler Blätter 1906. — Zur Einführung des Leinwandhandels in Rorschach wäre S. 370, Anm. 50 und 51 zu zitieren gewesen: F. Willi, Das Rorschacher Leinwandgewerbe, Rorschacher Neujahrsblatt 1921. Ebenda, Anm. 51, ist Wil als « Marktflecken » bezeichnet, womit die alte Äbtestadt wohl kaum zufrieden ist.

Diese kleinen Beanstandungen und Verbesserungen sollen aber nicht den Eindruck beschatten, daß hier eine bedeutende historische Arbeit vor uns liegt. Gleich im ersten Wurfe ist es Duft gelungen, die Seelsorgsgeschichte des stift-st. gallischen Offizialates durch die zwei Jahrhunderte seines Bestandes in seiner wichtigsten Äußerung, der Sorge für das Glaubensleben, erschöpfend und in flüssiger Sprache darzustellen. Die gründliche Erfassung der archivalischen Quellen paart sich mit dem vollständigen Heranziehen der Literatur, auch in den kleinen und kleinsten Broschüren, wie das ausführliche Literaturverzeichnis dartut. Dabei verfehlt Duft nicht, an vielen Stellen darauf hinzuweisen, wo seine Arbeit ergänzt und die Fürsorge des stift-st. gallischen Offizialates nach den anderen Seiten der Seelsorge beleuchtet werden kann.

Zu begrüßen ist es, daß Duft einen innerschweizerischen Verlag für sein Buch fand, welcher demselben auch eine schöne Ausstattung zuteil werden ließ. Man darf sich damit der Hoffnung hingeben, daß durch das Buch die katholische Zentralschweiz sich manche Kenntnis unserer st. gallischen kirchlichen Eigenart verschafft, die ihr sonst vielfach abgeht. Ebenso ist zu hoffen, daß diese Arbeit einer ähnlichen ruft, welche die seelsorglichen Zustände im Gebiete des Vierwaldstätterkapitels in der Barockzeit beleuchtet. Bereits ist auch von berufenerer Seite bemerkt worden, die inhaltsreiche Arbeit werde zur Nachahmung für andere Stifte und Diözesen anregen. Man kann einer Erstlingsarbeit wohl kein größeres Lob spenden, als daß man sie als Muster zur Nachahmung empfiehlt.

St. Gallen. Dr. *Joseph Müller*, Stiftsbibliothekar.

Alois Dempf, Albert Ehrhard : Der Mann und sein Werk in der Geistesgeschichte um die Jahrhundertwende. Alsatia-Verlag. Kolmar o. J. (1944). 208 S. Mit 3 Abbildg.

Diese Biographie verdient die Aufmerksamkeit aller Freunde der Kirchengeschichte. Nicht allein, weil sie einem hochverdienten Vertreter der katholischen kirchengeschichtlichen Forschung ein ehrendes Denkmal setzt und dem Leser neben mehreren Briefen, u. a. Harnacks, auch ein Verzeichnis der Schriften Ehrhards bietet, auch nicht nur um der Tatsache willen, daß dieses Gelehrtenleben manche bedeutsamen persönlichen Beziehungen aufweist und von bitteren Wechselfällen nicht unberührt blieb, sondern weil Dempf es verstanden hat, seiner Darstellung einen allgemein gültigen Rahmen zu geben durch die stets gescheite, wenn auch nicht immer widerspruchsfreie Erörterung grundsätzlicher Fragen. Dafür bietet gerade die Analyse der Periodisierungsversuche Ehrhards einer katholisch konzipierten Kirchengeschichte, nicht weniger aber sein exponierter Anteil an der Auseinandersetzung um das Verhältnis zwischen Kultur, Kulturfortschritt und Katholizismus eine ausgezeichnete Grundlage. Daß der erwähnte, so lebhaft geführte Kampf die Richtung des Lebens Ehrhards nicht unberührt ließ, kann nicht überraschen. Wir erinnern bloß an den nicht in jeder Hinsicht von kleinlichem Geist freien Zusammenstoß mit kirchlichen Kreisen Wiens (Kardinal Gruscha), der die Rückberufung Ehrhards nach Wien unmöglich machte. Daß Dempf gelegentlich auch etwas spitze Äußerungen gegen einzelne Persönlichkeiten, wie den Bonner Kirchenhistoriker H. Schrörs, fallen läßt, wird man bei einem so lebendig geschriebenen Buch hinnehmen, obgleich es den sachlichen Charakter etwas beeinträchtigen mag. Alles in allem schenkt uns Dempf in seiner Darstellung ein gewandt gezeichnetes, gedankenreiches Lebensbild, das ungemein wertvolle Anregungen vermittelt. *O. Vasella.*

Walter Läubli : Maria Einsiedeln. Ein beschauliches Bildbuch. Mit 94 Photographien von **W. Läubli,** Geleitwort von Bundesrat **Ph. Etter,** Text von **P. Ludwig Räber.** Meiringen, Verlag Kunstanstalt Brügger A. G. Text XXXV-XIII SS.

Obgleich dieses Werk für einen weiteren Kreis bestimmt ist, darf es mit Recht auch an dieser Stelle rühmend angezeigt werden. Die Einführung von P. Ludwig Räber enthält einen knappen, im ganzen ausgezeichnet stilisierten geschichtlichen Überblick über die Entwicklung der Fürstabtei, stets in Anlehnung an die wichtigsten Daten der Klostergeschichte. Berechtigterweise gilt dann, in Anpassung an den Bildteil, ein eigener Ausschnitt der Zeit des Barock. « Vom Werden und Geist des Barock » und « Einsiedelns größtes Jahrhundert » (nämlich 1670-1770) sind die beiden Kapitel, die zunächst allgemein, übrigens in trefflicher Weise, das Wesen des Barock erläutern und es auch « uneingeweihten » Lesern nahebringen können — was zur Aufgabe solcher Einleitungen gehört —, die sodann eine Charakteristik der Epoche bieten, in der

Einsiedelns imponierende Bauten und künstlerische Leistungen mannigfacher Art entstanden. « Ein Rundgang durch das Kloster » stellt den Begleittext zu den Abbildungen dar, der durch den Bildkatalog im Anhang glücklich ergänzt wird. Die Photographien, ab und zu wohl etwas dunkel ausgefallen, sind, nicht zuletzt in den Detailsaufnahmen von einprägsamer Schönheit und bieten ein Anschauungsmaterial, das allgemeinen Wert besitzt. So ersteht in diesem Werk, in welches etliche Profanbauten Aufnahme fanden, ein wohlabgerundetes, überaus eindrucksvolles Bild einer wahren Kultur schaffenden Abtei. *O. Vasella.*

MITTEILUNG

Tagung der Arbeitsgemeinschaft kathol. Historiker der Schweiz vom 6. Mai 1945

Sonntag, den 6. Mai hielt unsere Arbeitsgemeinschaft in Luzern die ordentliche Jahresversammlung ab. Eine erfreuliche Gruppe aktiver Historiker und historisch Interessierter hatte sich am ersten Maisonntag in der Leuchtenstadt zusammengefunden, um außer geschäftlichen Angelegenheiten auch aktuelle Aufgaben der heutigen Geschichtsforschung zu besprechen. Der Vorsitzende, Prof. Dr. *J. B. Villiger*, Luzern, orientierte einleitend über die seit der letzten Tagung erfolgte Abklärung des Verhältnisses zum Schweiz. kathol. Volksverein. Die 1942 gegründete Arbeitsgemeinschaft ist heute dem Volksverein angegliedert und wird von ihm als rechtmäßige Nachfolgerin der einstigen historischen Sektion anerkannt. An Stelle des demissionierenden Aktuars, Prof. Dr. *Walter Fischli*, Luzern, wurde Dr. *Gottfried Bösch*, Luzern, zu dessen Nachfolger gewählt. Kapitelsvikar Mgr. *Louis Waeber*, der interimistische Leiter des Bistums Lausanne-Genf-Freiburg, erstattete Bericht über die finanzielle Lage der Zeitschrift für schweiz. Kirchengeschichte, die dank tatkräftiger Unterstützung vor allem von seiten des schweiz. kathol. Preßvereins in den letzten Jahren weiter ausgebaut werden konnte. Univ.-Prof. Dr. *Oskar Vasella*, Freiburg, orientierte über die Beihefte der Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte, die auf Initiative der Redaktion in zwangloser Reihenfolge herausgegeben werden. Sie dienen der Veröffentlichung wertvoller Monographien und Dissertationen aus dem Gebiete der Kirchengeschichte unseres Landes und kommen damit einem seit langer Zeit empfundenen Bedürfnis entgegen.

Die an den geschäftlichen Teil anschließende rege Aussprache forderte u. a. ein vermehrtes Mitarbeiten an aktuellen Fragen der Geschichtsforschung, Versuche einer speziellen Bibliographie der schweiz. Kirchengeschichte, Herstellung eines engern Kontaktes unter den tätigen Historikern unserer Weltanschauung, sowie Koordinierung der wissenschaftlichen Arbeiten und Forschungen. Einer nächsten Tagung soll die endgültige Fixierung der Statuten und der konkreten Arbeitsgebiete vorbehalten sein. *J. B. V.*

Huldrych Zwingli [1]

Von OSKAR VASELLA

Der in der Schweiz wohlbekannte und sehr verdiente Kirchenhistoriker Walther Köhler schenkt uns in seiner neuen Darstellung eine überaus gehaltvolle Würdigung Zwinglis, die sich durch eine äußerst knappe Formgebung, im ganzen auch durch einen dem Gegenstand angemessenen ruhigen Ton auszeichnet. Wer sich der Biographie Zwinglis erinnert, die Köhler 1923 bot, wird sogleich fühlen, daß jetzt seine Liebe zu Zürich und Zwingli viel betonter zum Ausdruck kommt, auch wenn die kritischen Überlegungen zu einzelnen Problemen keineswegs verwischt sind. Unverkennbar ist das Bestreben Köhlers, die Darstellung zu objektivieren. Wenn wir gegenüber manchen Urteilen Vorbehalte erheben und finden, daß ab und zu allzu spitze Formulierungen gegen die Altgläubigen auftauchen, wollen wir doch die Überzeugung zum Ausdruck bringen, daß es sich in keinem Falle um eine Polemik handelt.

Stofflich ist das Thema begrenzt. Bestimmend hiefür sind im wesentlichen die Ergebnisse früherer eigener Forschungen Köhlers, vor allem jene nach 1923. Es ergibt sich daraus nicht allein eine gewisse Beschränkung, sondern auch eine bewußte Akzentsetzung auf diese oder jene Problemkreise oder auch bald eine nur schraffierte Zeichnung mancher Entwicklungslinie, bald wieder eine ausführlichere Erörterung mancher Fragen. Wir erinnern bloß an das Problem Humanismus-Zwingli-Reformation, Zwingli und das Reich oder an die Abendmahlsfrage. Allgemein kommt das Theologische viel stärker zu Wort. Wir wollen gleich hervorheben, daß wir hierin ein ausführlicheres Urteil nicht in Anspruch nehmen.

Wir bedauern es, daß die Beschränkung auch dem Raum gegolten hat, offensichtlich unter dem Zwang von Verhältnissen, denen Köhler sich nicht entziehen konnte. Gerade weil dieses Buch noch mehr durchdacht als nur gelesen werden muß, es das Ergebnis einer kaum so leicht erreichbaren Kenntnis der Schriften Zwinglis und seiner Gedankenwelt

[1] Zum Buch von *Walther Köhler*, Huldrych Zwingli. Leipzig, Köhler und Amelang. 1944. 285 Seiten mit 1 Abbildung. Geb. M. 4.50.

darstellt, alles in allem der Erfahrung eines Gelehrten entstammt, dessen Blickfeld da und dort eingeengt, dann aber wieder von einer bedeutenden Weite ist, bedauern wir den Wegfall der Quellenbelege, zumal für die reichlich eingestreuten Zitate.

Daß es sich bei diesem Buche viel weniger um eine rein erzählende Biographie als um eine Analyse und Charakteristik der theologisch-politischen Ideen Zwinglis handelt, brauchen wir kaum eigens hervorzuheben. Maßgebend sind deswegen besonders die Schriften Zwinglis, während die Beziehung Zwinglis zur Außenwelt, wie sie in den Briefen und politischen Akten zum Ausdruck kommt, teilweise stark in den Hintergrund rückt.

Gegliedert ist die Darstellung in 12 Kapitel. Ihre Disposition ist der entwicklungsgeschichtlichen Betrachtungsweise ziemlich gut angepaßt, auch wenn aus dem Ineinander öfters ein Nebeneinander werden muß und man überdies über die Einordnung mancher Motive verschiedener Meinung sein kann.

I

Wer den Aufriß der Frühentwicklung Zwinglis bis zu seiner Berufung nach Zürich (1. u. 2. Kap., 1-45) durchgeht, erkennt sofort den Unterschied zur Darstellung O. Farners. Farner verliert sich oft in einer als quälend empfundenen Analyse unzureichender Quellen. Köhler bemüht sich, das zu bieten, was als gesichert gelten darf, ohne weder kritische Bemerkungen zu unterlassen noch etwa die wesentlichen Probleme zu verwischen (vgl. etwa gegen Myconius, 9 f., 18 oder 15 f. über die Frage nach dem Reichsbewußtsein Zwinglis). Einiges an den Erklärungsversuchen Köhlers zur Exklusion Zwinglis ist beachtenswert ; der Rückgriff auf eine vorausgesetzte Spannung mit Österreich zufolge des Schwabenkrieges ist jedoch abzulehnen. Weshalb wären dann andere Schweizer in Wien von der Universität nicht ausgeschlossen worden ? Nicht glaubhaft ist auch, daß der Vermerk « exclusus » mit der Streichung von einem « Fanatiker » nachgetragen worden wäre (19). Einmal sind Universitätsmatrikeln (wie etwa heute) nur einem kleinen Kreis zugänglich, dann aber nach 20-30 Jahren kaum noch sehr oft in Benützung gestanden.

Viel wichtiger erscheint uns indessen, daß hier deutlicher als überhaupt einmal die Frage nach dem katholischen Zwingli gestellt wird. Darüber freuen wir uns ; denn damit wird sicher der Erörterung der

hier aufgeworfenen Probleme der Weg geebnet (vgl. 21, 26). Der Einfluß Wyttenbachs auf Zwingli wird kritisch gewertet (26 f.). Überhaupt sind für Köhler in der Frühzeit Zwinglis die humanistischen Einflüsse viel wesentlicher als etwa Biblizismus und Kritik an der Kirche. Das gilt selbst für die Einsiedler Jahre (vgl. 32 f., 40), deren Bedeutung Köhler nicht sehr hoch einschätzt. « Er war Prediger der Sittenreform auf Grund der Lehre Jesu, die in der Bergpredigt am lautesten sprach. Man darf ebensowenig die Jahre in Einsiedeln für seine innere Entwicklung entscheidend nennen » (43). Der Würdigung des berühmt gewordenen « Beichtbriefs » Zwinglis wird man füglich zustimmen können (44). Wir dürfen hier nicht nur den kommenden Reformator vor Augen haben, sondern wir müssen die allgemeinen sittlichen Verhältnisse im Klerus ebenso in Rechnung stellen.

Trotzdem in einiger Hinsicht die Probleme des Verhältnisses des jungen Zwingli zum Mittelalter sicher noch einer Vertiefung bedürfen (man erinnere sich bloß der so notwendigen Kenntnis der mittelalterlichen Theologen), so zählen wir doch die beiden ersten Kapitel zum Besten des Buches. Das auch sonst übliche Urteil über Marignano (37): « Ist Marignano auch nicht als Katastrophe zu werten, die militärische Ehre war verloren und von der Weltbühne traten die Eidgenossen ab », halten wir nicht für zutreffend, weil u. E. Marignano lediglich das Ende einer konsequent geführten eidgenössischen Politik im Dienste des Papstes bedeutet. Wenn der Charakter der militärischen Interventionen der eidgenössischen Orte sich teilweise veränderte, lag das in Wirklichkeit an der durch die Glaubensfrage hervorgerufenen Wandlung der inneren Verhältnisse. Der Anteil der Schweizer an auswärtigen Kriegen und damit an der europäischen Politik in den Jahren zwischen 1520-30 verdiente überhaupt eine vertieftere Untersuchung.

Viel Beachtenswertes enthält wieder das 3. Kapitel: Das Werden des Reformators (45-81). Köhler versteht es in mehr als einer Beziehung klug zu differenzieren zwischen dem vorreformatorischen Zürich mit seinem städtischen Kirchenregiment und dem wirklich reformatorischen Zürich (vgl. etwa 46, 51). Er ist keineswegs bereit, alle Äußerungen sogleich als reformatorisch zu bezeichnen.

In politischer Beziehung sei auf die ausgezeichnete Charakteristik des « Fürtrags » an die Landschaft hingewiesen, auch auf den trefflichen Vergleich mit den deutschen Verhältnissen (49 f.). Das Verhältnis Zwinglis zur kaiserlichen Diplomatie ist gut gesehen (55); diese ist aber auch in Rechnung zu stellen beim vorübergehenden Abfall von Schwyz

von der französischen Politik (zu S. 57 f.). Noch 1522 muß Zürich als ein starkes Zentrum der kaiserlichen Partei gelten.

Bekanntlich wird das Verhältnis Zwinglis zu Luther in der Frühzeit verschieden beurteilt. Einerseits betont Köhler die Abhängigkeit Zwinglis von Luther sehr deutlich. Als entscheidend für die innere Loslösung Zwinglis vom Papsttum hebt Köhler die Leipziger Disputation hervor. Aber er gesteht, daß Zwingli trotzdem in seinen Äußerungen sehr vorsichtig blieb und schließlich vom Gebannten und Geächteten abrückte (63 f.). Darin erblickt Köhler, im Gegensatz etwa zu Wernle, nicht Indifferenz oder Feigheit, sondern Zwang, weil die Rücksicht auf die Sicherung seines begonnenen Reformationswerkes die Zurückhaltung gebot. Man wird sich hierüber wohl kaum jemals völlig einigen können. Die Gebundenheit Zwinglis an die politische Umwelt (eben auch Zürichs!) kann kaum geleugnet werden; aber ist dann der Wille zur Wahrheit noch unbedingt? Ist nicht Köhler anderseits geneigt, auf Grund der zeitlich schwer faßbaren Randglossen die Unabhängigkeit Zwinglis von Luther zu stark zu betonen, überhaupt die Tragweite der Glossen zu überschätzen? Letztlich gibt allerdings auch Köhler die Unmöglichkeit einer glatten Lösung zu (80 f.).

Das 4. Kapitel zeichnet die Anfänge der Reformation (81-91). Da wird uns klar gemacht, daß die Anfänge der Reformation durch den Abbau liturgischer Formen gezeichnet sind. Doch gerade hier wäre es wichtig gewesen, die Frage des Zusammenhanges zwischen dem allgemein empfundenen Reformbedürfnis und dem wirklichen Willen zur Errichtung einer neuen dogmatischen Ordnung im Kreise der Laien, der Obrigkeit und des Volkes deutlicher zu machen. Das ist, wie wir glauben, eines der wichtigsten Probleme gerade der Frühzeit der Reformation. Sicher war für viele das Schriftprinzip etwas Unverfängliches, solange die Messe nicht unmittelbar betroffen und der alte Kultus nicht in seinem eigentlichen Kern angegriffen schien. Etwas davon deutet Köhler an anderer Stelle an, wenn er im Hinblick auf Zwinglis Predigttätigkeit seit 1516 meint: »... aber ist Evangelium und Evangelium immer dasselbe?« (66, vgl. 42 über das Papsttum).

Daß die zürcherische Armenordnung den ältesten Versuch der Einrichtung einer besonderen städtischen Armenkasse darstellt, halten wir noch nicht für unbedingt sicher. Wir halten dafür, daß die Quellen zur vorreformatorischen Zeit auch für diese Zeit noch zu wenig untersucht und damit auch unsere Kenntnisse zu wenig tief gedrungen sind. Irreführend ist u. E. die seltsam stark betonte Meinung, die katholische

Opposition, nicht Zwingli habe die Glaubensfrage auf eidgenössischen Boden getragen (86). Das ist in Tat und Wahrheit eine Verkehrung des Verhältnisses, da ja die Neuerung Zwinglis einen allgemeinen Angriff auf die bisher bestehenden religiösen Grundlagen der Eidgenossenschaft bedeutete. Zu korrigieren ist auch die Formel vom « kirchenrechtlich vollgültigen Eheversprechen », was auf Zwingli als Geistlichen trotz des weitverbreiteten Konkubinats nicht zutrifft. Köhler gesteht übrigens auch hier, daß die Heimlichhaltung der Ehe Vorsicht war und die offene Heirat als Provokation gewirkt hätte (87). Was er über das Verhältnis zur Marienverehrung beibringt (91 f.), ist aller Beachtung wert ; aber seine Äußerung : « Der Sohn gehört vor die Mutter, nicht die Mutter vor den Sohn, wie es im Kult des Mittelalters Gefahr zu werden nicht nur drohte », ist unhaltbar. Allein die ungemein zahlreichen kirchlichen Stiftungsbriefe des Mittelalters, die man leider in vielen Kreisen nicht zu lesen versteht, bezeugen einen anderen Geist. Merkwürdigerweise spricht Köhler auch von der Predigt des Pfarrers Urban Wyß gegen « die Anbetung der Maria » (101).

Den Durchbruch der zwinglischen Lehre verknüpft Köhler mit dem Ausgang der 1. Zürcher Disputation (92-103 = 5. Kap.). Das ist berechtigt, weil tatsächlich Zwingli jetzt den entscheidenden Rückhalt am städtischen Rat gewann. Ausgezeichnet ist die Wesensbestimmung der Disputation (93). Die Folgerungen auf die Wertung des Verlaufs der 1. Disputation sind allerdings nicht in jeder Hinsicht gezogen. Das Hauptthema bezeichnet Köhler mit dem eindeutigen Satz : « Eine Gesellschaftsordnung kreist um die Polarität von Autorität und Freiheit und empfängt aus der Verhältnisbestimmung beider Mächte jeweilig ihr Gepräge. » Für die Erläuterung dieses Grundgedankens bleiben natürlich die Ideen Zwinglis in seinen 67 Schlußreden maßgebend, womit auch manche Einseitigkeiten inbegriffen sind (94 f.) und ein richtiges Verhältnis zum Katholizismus doch nicht genügend herausgeschält werden kann. Die Freiheit wendet sich in erster Linie gegen die alte Kirche ; praktisch konnte sie nur mittels der Obrigkeit verwirklicht werden. Köhler gesteht, daß « der rechte Ausgleich zwischen Begründung und Begrenzung der Staatsgewalt » Zwingli damals nicht glückte. Die Frage, ob Gedanken des Defensor pacis des Marsilius von Padua in die Gedanken Zwinglis hineinspielten, ist offen gelassen. Man ersieht daraus, wie wenig eigentlich das Verhältnis zu mittelalterlichen Denkern untersucht und durchdacht ist. Köhler meint sodann, Faber habe die Tendenz (« die Zwingli gerade nicht wollte ») verraten, diese

neue schweizerische Bewegung in das Reich einzuschalten, weil er auf Reichstag und Konzilium hinwies, eine Tendenz, welche für die katholische Gegenreformation gegen Zwinglis Werk maßgebend blieb (101). Diese Haltung ist jedoch nur Ausdruck einer universalistischen Konzeption von Kirche und Reich — gegenüber dem landeskirchlichen Charakter, welcher sich nun in der Zürcher Kirche anbahnte. Folgerungen rein politischer Art, wie sie besonders aus späteren Vorgängen gezogen werden, sind jedoch nicht zulässig. Darauf wird noch hinzuweisen sein.

Die wesentlichen Konsequenzen aus den Ideen Zwinglis kommen im 6. Kapitel zur Darstellung (Aufbau und Ausbau, 103-139). Wir brauchen Köhler im einzelnen nicht zu folgen. Manche Vorgänge sind ja bekannt. Was uns aber wichtig erscheint, ist die so klare Charakteristik des Wesensunterschieds der 1. und 2. Zürcher Disputation. Hier wird der entwicklungsgeschichtliche Gedanke trefflich herausgehoben, ganz im Gegensatz zu vielen Darstellungen kantonaler Reformationsgeschichte. « Die 67 Schlußreden hatten zur Frage der kultischen Neuformung Anregungen ausgesprochen, aber ein praktischer Durchgriff war noch nicht erfolgt, die Messe war amtlich nicht abgeschafft und Bilder und Altäre standen noch in den Kirchen . . . », sagt Köhler (106). Das ist sehr zu beachten. Zeigt Köhler, daß Zwingli Milderungen in der Ablehnung der Bilderverehrung, aus volkserzieherischen Gründen vorgebracht, scharf ablehnte, von der volkspsychologischen Erkenntnis ausgehend, daß so das Volk für eine völlige Preisgabe der Bilderverehrung niemals zu gewinnen wäre, so läßt er die an der 2. Disputation hervorgetretenen Gegensätze nicht weniger deutlich aufleuchten. Hier müßte eben auch gesagt werden, daß Zwingli damals, wie aus den Schlußreden hervorgeht, noch die katholische Auffassung der Realpräsenz Christi vertrat (174). Die Gegnerschaft ging von jenem Kreis aus, der für die Bildung der Täuferbewegung entscheidend war (K. Grebel, Simon Stumpf). In Köhlers Darstellung kommen die entscheidenden Ansätze für das Täufertum klar zum Ausdruck. Eine der bezeichnenden Formulierungen Köhlers mag hier angeführt werden : « Zwingli geriet in Verlegenheit, wenn er « meinen Herren », der städtischen Obrigkeit, den praktischen Entscheid in die Hände legen wollte. Hieß das nicht, die Obrigkeit Gott überhöhen ? » (111), und weiter unten liest man : « Man ahnt das Problem : Bibel, Kirche und Obrigkeit, Konrad Grebel hat es gestellt. » Das ist sicher richtig. Dann aber dürfen auch die ersten Exzesse nicht bloß Leuten zur Last gelegt werden, die Freude

an Unruhen hatten (108), sondern es muß vielmehr die Frage gestellt werden, ob sich hier nicht bereits die Abspaltung der radikalen Richtung anbahnte, welche trotz der anfänglichen Übereinstimmung in der Verurteilung der Mißbräuche der alten Kirche nun die sofortige Verwirklichung der neuen dogmatischen Ordnung forderten ; ferner ob Zwingli sich aus politischen Gründen nicht allzusehr an die städtische Obrigkeit binden ließ, weil diese Obrigkeit in Rücksicht auf die politische Lage die praktischen Folgerungen aus den beiden Disputationen nicht zuließ. Nach zeitgenössischen österreichischen Berichten gab Zwingli tatsächlich dem Rat nach, als dieser (auch der Gr. Rat) es ihm versagte, die Messe sofort aufzuheben. So gewannen die « Unbedingten », die radikal Gesinnten erneut Anlaß zur Kritik und schließlich zur Abspaltung, was die Mittlerrolle des Komturs von Küsnacht, Konrad Schmid, nicht verhindern konnte. Der Aufschub der Bilderausräumung und der Aufhebung der Messe ist bekannt. Wenn Köhler einmal formuliert : « Bilder und Messe waren nur für die Theologen eine Einheit gewesen, die Obrigkeit trennte », so behält das sein volles Gewicht. Nur darf dabei nicht außer Acht gelassen werden, daß hiefür nicht allein die innerzürcherische Lage, sondern auch die Rücksicht auf die Gesamtlage in der Eidgenossenschaft maßgebend war. Insofern lag hier ein Zurückweichen vor der unbedingten « Wahrheit » vor. Das gilt zu Recht, selbst wenn der Zürcher Rat trotz allen Zögerns und Zurückweichens seine Sonderstellung nicht preisgab. Köhler verkennt diese Momente nicht völlig (112 f.). Er nennt die Rücksicht auf die katholischen Mächte seltsam nach allem Voraufgegangenen. Im Grunde genommen wich eben auch Zwingli der Reaktion in der Eidgenossenschaft aus, die sicher nicht allein den Bischöfen zu verdanken war (114 f.), was für seine anfängliche Taktik bezeichnend bleibt. Von der Rechtfertigung Zürichs, d. h. Zwinglis, meint Köhler selbst : « Die Glaubensfrage, in Wirklichkeit die Hauptsache, schob Zwingli auf das Nebengeleise eines Pfaffengezänkes » (115). Auch können wir Köhler nicht zustimmen, wenn er meint, bei der Bilderfrage habe Zwingli grundsätzlich auf die Selbstwirkung der Predigt, praktisch auf den Mehrheitsentscheid der Gemeinde abgestellt — ohne Gewalt. Vollends ist uns fraglich, daß Zwingli an ein friedliches Nebeneinander je nach der Majorität (wohl der beiden Bekenntnisse ?) gedacht habe. Tatsächlich wird damit die Einstellung des Rates, sicher auch jene der Landschaft, zu wenig in Rechnung gestellt für die Vorsicht, die man wohl oder übel walten lassen mußte. Freilich, die Quellen werden kaum je einmal ausreichen, um uns einen tieferen Ein-

blick in die wirkliche Lage gerade auch auf dem Lande zu gewähren, nicht zuletzt, weil eine katholische Publizistik sozusagen fehlt. Diese Überlegungen drängen sich aber jedem auf, der das Verhalten der bäuerlichen Bevölkerung in der Glaubensfrage psychologisch einigermaßen verfolgt. Freilich, es war bedeutungsvoll, daß der Durchbruch der Reformation in Zürich vor die eigentliche Bauernbewegung fiel; denn diese hat allmählich einer starken Ernüchterung gerade der bäuerlichen Bevölkerung gerufen. Sehr schön sagt Köhler, im Zusammenhang mit dem Vorgehen gegen die Klöster (120): « In der neuen evangelischen Vergesellschaftung der Reformation hat der im Mittelalter so überaus wichtige und nicht minder wertvolle Kulturmittelpunkt des Klosters nirgends Platz gefunden. » Und wie fein ist die von ihm hervorgehobene volkspsychologische Beobachtung, daß bei der letzten Messefeier die Menge drängte, noch einmal den alten Segen zu empfangen (122). Manches Beherzigenswerte bringt die Darstellung der reformierten Institutionen. Wer den nicht haltbaren Standpunkt von der Begründung demokratischer Freiheit durch die Reformation noch immer einnehmen möchte, sei nachdrücklich auf einzelne Urteile hingewiesen. « Vor seinen Fangarmen ist niemand im Zürcher Staatswesen sicher gewesen ... », sagt Köhler vom Ehe- und Sittengericht, und an anderer Stelle formuliert er, in Anlehnung an ähnliche Gedanken seiner großen Darstellung über das Zürcher Ehegericht: « Gewiß wurde Sittlichkeit hier Gesetz statt sittlicher Freiheit, aber das Ausbiegen der Freiheit in Zügellosigkeit war verhütet » (127). Beachtenswert ist das Urteil: « Daß 'Evangelium' und 'Evangelium' sehr verschiedene Dinge sein konnten, gerade jetzt, wo seine Wirkung an den persönlichen Glauben geknüpft war; diese erste Regung eines christlichen Individualismus, war eine überraschende Erfahrung, die als Störenfried empfunden wurde. Ein anderer Verstand als der eigene war Mißverstand oder gar Ketzerei, ... die christliche Obrigkeit wurde der Helfer und Garant des Hausfriedens » (134).

Umso seltsamer berührt es dann aber, wenn Köhler trotzdem wahrhaben will: « Es war Einfluß des Evangeliums, daß zunächst niemand « zum Glauben gezwungen » wurde, das heißt, die Reformationsgegner in der Stadt bleiben durften, wenn sie sich ruhig verhielten... » (136). Diese Politik des Duldens entsprach, nach unserer Überzeugung, einer staatspolitischen Notwendigkeit, weil die Lage in den eidgenössischen Ständen bis 1527 nicht gesichert war. Wer könnte die Konsequenzen abschätzen, wenn tatsächlich Gewaltmaßnahmen, auch nur der

Zwang zur Auswanderung, in Zürich angewendet worden wären, ehe die Entscheidung in Bern und anderen Ständen sichtbar wurde ? Seit 1528 wird der Entscheid in der Glaubensfrage überall erzwungen, wo er noch nicht gefallen ist. Und nicht von ungefähr ist es, daß zu Beginn 1529 in Zürich auch der auswärtige Messebesuch verboten wird (Bullinger II, 44). Tatsächlich lassen sich ja überall deutlich mehrere Phasen in der Entwicklung der Reformation unterscheiden : die Forderung auf Freigabe der schriftgemäßen Predigt, die Einführung des neuen Kultus neben teilweiser Duldung des alten Kultus, schließlich die Aufhebung der Messe, zuletzt, wenn man so will, auch das Verbot des auswärtigen Messebesuchs. Politik der Minderheit und Politik der Mehrheit, wie sind sie doch zu allen Zeiten verschieden gewesen ! War ursprünglich verkündet worden, der Glaube sei eine Gabe Gottes (mit Frontstellung gegen die alte Kirche), so ging dann die Bestimmung dessen, was geglaubt werden durfte, an die Obrigkeit über. Die Konsequenzen dieser Wandlung brauchen wir nicht eigens zu unterstreichen, wohl aber die Tatsache, daß hierin und keineswegs in einer Toleranzidee die Erklärung für die zeitweilige Duldung der Messe auch in Zürich zu suchen ist. Schade, daß gerade diese Frage ohne jede Beziehung zum eidgenössischen Geschehen erörtert wird, während die zürcherische Geschichte eben auch hier untrennbar mit der eidgenössischen Politik verknüpft bleibt. (Die kritische Bemerkung gegen Hans Salat [137] ist nebenbei bemerkt nicht berechtigt. Salat übersah den Propheten in Zwingli nicht, sondern er anerkannte ihn nicht als solchen ; er will einfach die beherrschende politische Stellung Zwinglis charakterisieren.)

Wenn wir betonten, daß aus dem Ineinander zwangsläufig oft ein Nebeneinander wird, so gilt das gerade von den beiden Kapiteln : Innere Feinde und Die katholische Front (139-173). Wer die Schriften Köhlers über die Täufer auch nur teilweise kennt, weiß um seine Stellungnahme zur Täuferfrage. Er betont auch hier, daß zwischen den Täufern und Zwingli anfänglich Gemeinschaft bestand und die Täuferbewegung aus einem religiös-biblizistischen Radikalismus hervorging (140 f.). Das ist sicher richtig. Doch wenn Köhler meint, die Täufer seien nicht als Ketzer, sondern als Brecher der Urfehde gerichtet worden (145), so ist das kaum halbwegs richtig. In Wirklichkeit lag das Bekenntnis dem Konflikt zu Grunde. Es bewies « die abwartende Milde der Zürcher Obrigkeit » nicht allein « die Stärke des christlichen Momentes der Liebe, die das Schwert des Geistes neben dem weltlichen in der Theokratie nicht vergessen ließ » (146), sondern es müssen bei der Strafpraxis

gerade gegenüber den Täufern noch ganz andere Erwägungen einbezogen werden : daß die Verfestigung der religiös-kirchlichen Verhältnisse nicht erreicht war, daß die Täuferbewegung auf zahlreichen Landschaften (man denke bloß an das Amt Grüningen mit seiner betont eigenwilligen Bevölkerung) außerordentlichen Anhang gewann, weswegen ihre Opposition zur städtischen Obrigkeit eine wesentliche Belastung für das Verhältnis der Regierung zur Untertanenschaft darstellte. Darauf hatte die Obrigkeit sehr zu achten. Anders wäre auch die spätere Verschärfung der Strafpraxis kaum zu erklären.

Die Lehrunterschiede werden gut herausgehoben. Die Gefahrenquellen der reformatorischen Lehre übersieht Köhler keineswegs. « Es wog zu leicht : Christus tilgt alle Schuld, Ludwig Hätzer sprach von einem 'Zechen auf Christi Kreide' und hatte Grund dazu », heißt es bei ihm, und an anderer Stelle formuliert er eine ähnliche Kritik : « Von der allgemeinen Korruption der Menschheit und der Tilgung der Schuld durch Christus aus die Motivation des sittlichen Handelns zur Überzeugung zu bringen, ist den Reformatoren nie leicht geworden » (147-148). Anderseits wird von ihm betont, daß die Täufer die Sündenlosigkeit der Getauften für möglich gehalten und in einzelnen ihrer Vertreter auch behauptet hatten, worin Zwingli anmaßliches Menschenwerk sah, « einen Vollkommenheitsdünkel, wie ihn im Mittelalter die Mönche haben konnten » (152), weswegen, so erklärt Köhler, Zwingli die Täufer ihnen gleichsetzte, « geschichtlich gesehen völlig verfehlt ».

Einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen Täufer- und Bauernbewegung bezeichnet Köhler als nicht nachweisbar. Obwohl diese Aussage in ihrer betonten Vorsicht annehmbar ist, sind wir von ihrer Richtigkeit nicht völlig überzeugt. Zeitlich und örtlich gesehen stehen sich beide Bewegungen sehr nahe. Köhler weist auf das Beispiel des Amtes Grüningen hin. Einmal bestand Übereinstimmung zwischen Täufern und Bauern in ihrer Frontstellung gegen die alte Kirche ; sie bestand auch in zahlreichen, sich nahe berührenden sozialen Forderungen. Endlich bleibt die ungewöhnlich starke Verbreitung der Täuferbewegung in bäuerlichen Kreisen auffällig. Würde die Forschung nachdrücklicher auf katholische Quellen gelenkt, dürfte wohl ein zutreffenderes Bild zu gewinnen sein. In österreichischen Berichten, die durchaus zuverlässig sind, wird ein Zusammengehen zwischen Bauern und Täufern gelegentlich bezeugt. Psychologische Wechselwirkungen sind überhaupt in solchen Fällen schwer faßbar.

Das Kapitel wird durch eine knappe Charakteristik der Gegner-

schaft in aristokratischen Kreisen Zürichs beschlossen. Leider sind wir über das Wesen und die Ausdehnung der Opposition immer noch zu wenig unterrichtet, obgleich der Fortschritt der Forschung unverkennbar ist. Köhler scheut vor einer sehr kritischen Beurteilung der Hinrichtung Grebels nicht zurück. Er findet Zwinglis Rechtfertigung nicht überzeugend und meint gar, man werde bei dem jähen Zugriff doch an den « Dompteur mit der Peitsche » erinnert (156). Manche Zürcher Schicksale sind noch nicht abgeklärt. Wir denken etwa an Caspar Göldli. Vollends hält es auch schwer, die tiefer liegenden religiösen Beweggründe aufzudecken, schon weil der Gegner mit ganz anderen Motiven (bei Jakob Grebel mit Pensionenverbot) ankämpfte.

II

Auf die Charakteristik der katholischen Front müssen wir nun näher eingehen. Die Darstellung ist da u. E. nicht ganz frei von Widersprüchen. Selbstverständlich suchte Zürich den Entscheid in der Glaubensfrage der Tagsatzung zu entziehen, so lange die Mehrheit der Orte altgläubig blieb. Der Grundsatz Zürichs : der Glaube betreffe die Bünde nicht, ist einzig und allein aus seiner defensiven Stellungnahme zu verstehen. Er ist auch nicht erst 1527 vertreten worden (158). Daß der Katholizismus, dank seiner universalen Geltung, nicht in politischen Grenzen haften bleiben konnte, dürfte nichts Auffälliges sein. Wenn Reichsgesetze für die Schweiz nicht mehr verbindlich waren, wie Köhler sagt, berührt das unmittelbar nur das Politische. Während Köhler die religiös-kirchlichen Beweggründe für Zwingli und Zürich fast ausschließlich zum Ausgangspunkt seiner Betrachtungsweise macht, vermag er nicht ebenso folgerichtig denselben Maßstab für die Katholiken zu gewinnen. Deswegen kommt auch in diesem Kapitel eine Einseitigkeit zum Ausdruck, die wir bei Köhler sonst nicht zu finden gewohnt sind. Daher bezeichnet Köhler den Zusammenschluß der V Orte als den ersten Sonderbund, während dem allem die Absonderung Zürichs voranging ! Deswegen vermag er im Zusammengehen der Tagsatzung mit den Bischöfen nicht eine natürliche Verbindung aus dem religiösen Interesse heraus zu erblicken, und deswegen ist er stets geneigt, dieses Zusammengehen als Ergebnis von Umtrieben, etwa der Bischöfe, zu bezeichnen. Aus ähnlichen Gründen überspitzt Köhler auch den Gedanken, daß die katholischen Orte stets bestrebt gewesen seien, den Kampf auf Reichsboden zu tragen. Immer wieder, und zwar zu Unrecht, folgert

man aus dem Waldshuter Vertrag vom Herbst 1524 die Gefahr einer österreichischen Intervention, während doch gerade die Flucht einzelner Teilnehmer am Ittinger Sturm, der für die österreichischen Nachbargebiete nicht ohne Gefahr war, auf österreichischen Boden, zu einer Verständigung zwischen den eidgenössischen Orten und Österreich über die gegenseitige Auslieferung von Glaubensflüchtlingen führen mußte. Im übrigen blieb das politische Verhältnis der beiden Vertragspartner dadurch unberührt. Es ist daher mehr als mißverständlich, wenn Köhler sagt: «Man schielte in den katholischen Orten von Anfang an nach dem Reich hinüber, in dem Österreich die Vormacht besaß ... (161). Anders lagen die Dinge trotz allem in politischer, anders in religiös-kirchlicher Hinsicht. Gewiß, Joh. Fabri hat mit Eck seine besondere Rolle gespielt, und es wäre falsch zu behaupten, daß Fabri nicht das Ziel verfolgt hätte, eine Intervention des Reichs in der Glaubensfrage herbeizuführen. Aber man darf die Situation wahrlich nicht allein von dieser Persönlichkeit aus sehen. Man muß sie überhaupt von der sehr stark gefährdeten Lage der Bistümer aus sehen und sich auch bewußt sein, mit welchen Mitteln hier gekämpft wurde. Weshalb hätte es den Altgläubigen verwehrt sein sollen, ihren Glauben zu verteidigen, so gut wie Zürich und Zwingli versuchten, mit allen Mitteln ihre Stellung zu behaupten und ihre Lehre zu verbreiten? Deswegen ist es auch unangebracht, wie schon Durrer (Die Schweizergarde in Rom 344, Anm. 87) mit Recht bemerkt hat, am Grüt einen Mißbrauch seiner diplomatischen Mission vorzuwerfen, umso mehr als ja bereits im April 1524 Zürichs eigene Gesandte in Rom die Aufforderung zum Messebesuch ostentativ abgelehnt hatten, was weitherum großes Aufsehen erregte.

Gewiß, Köhler versteht es sehr oft, den Verlauf der schweizerischen Religionspolitik geschickt mit dem Geschehen im Reich zu verknüpfen. Es gehört zu seinen Lieblingsideen, stets auf die Parallelen zwischen der katholischen Aktion im Reich und jener in der Eidgenossenschaft hinzuweisen. Diese Parallelen haben ja auch ihre Grundlage in einer vielfach ähnlichen Struktur der inneren Lage. Doch der allgemeinen Gefahr, Lieblingsideen zu weit vorzutreiben, ist sicher auch Köhler nicht entgangen. Selbst aus sachlich oder sogar wörtlich übereinstimmenden Reformartikeln des Reichsregiments vom Nürnberger Reichstag von 1523 mit Beschlüssen der Tagsatzungen vom Sommer 1524 kann nicht allzuviel geschlossen werden. Die Gleichartigkeit der Beschlüsse ist an sich schon bedingt durch die Gleichartigkeit der Angriffe der neugläubigen Bewegung selbst: Priesterehe und Fastenbruch

und die Unterstellung der Prediger unter die Autorität kirchlicher Führer bedeuten gar nichts Singuläres (161). Übrigens, auch wer eine Vorlage benützt, begibt sich noch lange nicht seiner Selbständigkeit, vor allem nicht in politischer Hinsicht. Daß die katholischen Orte die Hilfe Ecks und anderer in Anspruch nahmen, weil sie selbst zureichender theologischer Autoritäten ermangelten und weil sich Eck überdies nach ihrer Überzeugung im Kampfe gegen Luther bewährt haben mochte, kann ihnen kaum zum Vorwurf gemacht werden. Daß sie den theologischen Entscheid den Vertretern der kirchlichen Autorität überließen, hat nichts Verwunderliches an sich, haben doch die eidgenössischen Orte auch im eidgenössischen Glaubenskonkordat den endgültigen Entscheid in der Lehrfrage (von der Ablehnung Zwinglis eben abgesehen) einem allgemeinen Konzil überlassen. Die Tagsatzung hat freilich versucht, die Lehre Zwinglis an der Badener Disputation überwinden zu lassen, aber deswegen von einer Tarnung dieser Absicht durch eine Disputation zu sprechen, ist nicht angängig (165), es sei denn, diese Tarnung werde, entsprechend der Wesensbestimmung der Disputation durch Köhler selbst (93), auch für die Zürcher Disputationen anerkannt.

Im Grunde genommen ist die Trennung zwischen dem religiösen und politischen Bereich auf katholischer Seite viel schärfer als auf protestantischer, weil hier die Landeskirche bereits im Entstehen begriffen war, was ja Köhler in lichtvoller Weise ausführt. Für den universalen Charakter der katholischen Kirche und die Eigenständigkeit auch katholischer Schweizer Politik (trotzdem !), zeigt selbst Köhler wenig Verständnis. Sonst könnte er wahrlich nicht ein so unbegreiflich scharfes Urteil über die Badener Disputations-Akten fällen. Er nennt nämlich die Artikel und das Urteil, das sie enthalten, eine geradezu ungeheuerliche Sentenz ! (166). Dem ist aber kaum so, wenn man der wahren Sachlage gerecht werden will. Einmal übersieht ja Köhler, daß die Artikel, welche diese Akten enthalten, gerade so wie er sie resümiert (166), bereits im eidgenössischen Glaubenskonkordat erscheinen, also mehr als ein Jahr früher, wiederum, wie Öchsli ja textkritisch nachgewiesen hat, in Übernahme eines Teils des Regensburger Edikts (neben Mandaten eidgenössischer Stände !). Deswegen haben die Artikel von Baden viel weniger Auffälliges an sich, als Köhler meint. Sodann konnten sich die eidgenössischen Orte auch wie ein deutscher Reichstag und eine Kirchenfürstenversammlung geben (nur im Sinne eines Vorgehens gegen Zwingli, nicht einer positiven Abklärung der Lehrfrage oder auch nur einer vollgültigen kirchlichen Reform) ; denn das Recht,

ihren Glauben zu verteidigen, so gut wie Zwingli und Zürich ihren Anspruch zu behaupten versuchten, wird man ihnen — rein geschichtlich gesehen — wohl kaum abstreiten dürfen.

Zu Unrecht hebt Köhler wiederum hervor: «Niemals hat die eidgenössische Tagsatzung die Kompetenz besessen, den Untertanen eines eidgenössischen Ortes vor ihr Forum zu ziehen. Gewiß konnte und sollte das rechtlich erscheinen als Vollzug einer gemeinsamen Verfügung der obersten Gerichtsgewalt in Reich und Kirche, aber gerade das war widerrechtlich, wenn nach dem Friedensschlusse des Schwabenkrieges Reichsgesetze für die Schweiz nicht verbindlich waren.» Mit dieser Argumentation wird jedoch über die völlig neue Situation, welche die neugläubige Bewegung schuf, hinweggesehen. Durch den Angriff auf den überlieferten Glauben wurden auch die staatspolitischen Verhältnisse in ihrem innersten Kern mitbetroffen. Deswegen wurde ja Zwingli nicht müde zu betonen, die Bünde beträfen den Glauben nicht. Man darf sich da nicht nur Zwinglis Argumente zu eigen machen, mögen sie noch so geschickt geformt sein; denn sie sind doch auch Parteiargumente. Zutreffend ist dagegen das Urteil Köhlers über die Lage, die sich aus der Disputation ergab (167).

Über den Feldzugsplan Zwinglis brauchen wir uns weiter nicht zu verbreiten, da wir uns inzwischen um seine Aufklärung bemüht haben. Doch in diesem Plan beweist Zwingli selbst mit aller Klarheit, daß er keine politischen Grenzen mehr kannte, sobald die Geltung seiner Lehre in Frage stand. Zu bedauern ist es, daß Köhler die Konsequenzen des Burgrechts zufolge des vereinbarten Mehrens in den gemeineidgenössischen Vogteien nicht klar aufdeckt. Das Mehren ist die eigentliche Waffe geworden, mit der Bern und Zürich das Ständeprinzip und damit die Mehrheitsstellung der katholischen Orte brechen wollten. Das ist der Zweck des Burgrechts, den Grundsatz des Mehrens zur Geltung zu bringen, nicht die Auffassung, daß die Glaubensfrage außerhalb der gemeinsamen Rechtsverpflichtung stand als persönliche Angelegenheit (172), sonst könnte die erzwungene Abwanderung katholischer Minderheiten niemals erklärt werden.

Aus den erwähnten Gründen fehlt eigentlich der richtige Hintergrund zum 9. Kapitel: Bekenntnis und Bündnis (173-191), trotz mancher guten Erkenntnisse. Die Einsicht in den entscheidenden Wandel, der seit der Badener Disputation in der eidgenössischen Religionspolitik eingetreten war, geht verloren. Seit Beginn 1527 wird die katholische Politik in die Defensive gedrückt, und die Offensive geht an die prote-

stantischen Stände über. Daher darf die Ausweitung der Politik Zwinglis im Jahre 1529 nicht bloß als eine Reaktion auf die katholische Politik hingestellt werden (173). Noch sind die inneren und äußeren Konsequenzen der Burgrechtspolitik mit Konstanz ganz ungenügend aufgedeckt, weil in einseitiger Weise die österreichischen Quellen übergangen wurden.

Doch zunächst geht es um die Abendmahlsfrage. Hier verdient die Darstellung Köhlers sicher größte Beachtung. Wir müssen uns mit wenigen Hinweisen begnügen, im übrigen aber das Wort den Theologen überlassen. Beachtenswert ist vor allem die Feststellung Köhlers, Zwingli gebe noch in seinen 67 Schlußreden Zeugnis von seinem Glauben an die reale Gegenwart des Leibes und Blutes Christi (174). Das macht den schrittweisen Durchbruch der neuen Lehre verständlicher, erklärt aber auch später eingetretene Rückschläge.

Mag sein, daß die Kenntnis Luthers von Zwingli teilweise von falschen Voraussetzungen getragen war, und gewiß hat auch die katholische Gegnerschaft zur Verschärfung der Gegensätze zwischen Luther und Zwingli beigetragen, weil sie, von ihrem Standpunkt aus mit Recht, die eine gegen die andere Auffassung ausspielte, um so vor der Öffentlichkeit die Unhaltbarkeit des Schriftprinzips darzutun. Aber es geht zu weit, den Gegensatz so sehr aus der Übereinstimmung der Katholiken und Luthers, « vorgetrieben fast zu einer Entente cordiale » (181), zu erklären und anzunehmen, sie habe es Zwingli unmöglich gemacht, in den Formeln der Abendmahlslehre irgendwie zu « lutheranisieren ». Viel mehr Wahrheit steckt in der Äußerung Köhlers über Zwingli : « Selbst wo er es persönlich vermocht hätte, ging es um des Volkes willen nicht, an dessen Mehrheitswillen Zwingli gewiesen war. » Zwar dürfte eine so fundamentale Glaubensfrage von keinem Mehrheitswillen abhängig sein, trotzdem ist damit die Frage berührt, welches denn die Wirkungen der Lehre Zwinglis auf das Volk in den entscheidenden Jahren gewesen sind. Wir wollen hiefür nur wenige Beispiele anführen, die sicher noch erweitert werden könnten und zeigen, daß auch die volkspsychologische Seite der Abendmahlslehre Beachtung verdient.

In einer Kundschaft vom 3. Oktober 1526 gegen den Frühmesser von Aarberg und den Kirchherrn von Affoltern über deren Reden in Bundkofen (Pfr. Schüpfen), sagt Hans Schwandern von Schwanden aus, er sei im Wirtshaus gesessen. Da habe der Frühmesser gesagt : warum läuft ihr in die Kirche, « die mesß ist nüt und der mundvol brot, den ich in der hand, ist als gůt als dz sacrament, dz wir uff hebenn

unnd üch sechen lassen in der kilchen ». Dem stimmte der Kirchherr von Affoltern ohne Widerspruch bei usw. (Vgl. Aktensammlung zur Geschichte der Berner Reformation Nr. 1007, Bern, Staatsarchiv U. P. 71, 13.) Im Hause des Jakob Seeholzer äußerte sich Jakob May, gemäß mehreren Zeugenaussagen: « es möchte einer denncken, wann der priester die hostia nüsse und seite, es were unnsers herren blütt unnd fleisch, wie er am krütz gehangen, wahin dann die bein komen syen? » (l. c. U. P. 71, 3, ca. Mai 1526). Typischer ist dagegen eine andere Formel, die für die Negation der Realpräsenz Christi im Volke verwendet wurde. Rudolf Schärer und Uli Flückiger wurden in einer Gerichtsverhandlung vom 27. Februar 1527 zu Huttwil bezichtigt, gesagt zu haben, als sie vom Sakrament sprachen: « Christus spräch, was zům mûnd ingatt, das gatt in den magen unnd durch das dirm zů dem naturlichenn gang uß. » (Vgl. Matth. 15, 17.) Übrigens wurden die Angeklagten im Appellationsurteil des Berner Rates freigesprochen. (Vgl. Aktensammlung Nr. 1202.) In einer späteren Gerichtsverhandlung gegen mehrere Beklagte vom 11. März 1527, in Huttwil, wird von Läng Rütty eine ähnliche Aussage hinterbracht. Das Sakrament sei nichts, und wenn es Sakrament wäre, Gott Fleisch und Blut, wie die Priester es bisher vorgegeben hätten, so wollte er ihm (Christus nämlich) die Schande und Schmach nicht antun, daß er « in zů dem mul in åße und in durch den natürlichen gang us richtte ». (Staatsarchiv Bern U. P. 14, 172-173.) Diese Vorstellungen (vgl. hiezu Köhler, 208 ff., bes. 211, auch 238) begegnen auch in Zürcher und Schwyzer Gebiet. Es wäre nicht ohne Interesse, ihr Entstehen und ihre örtliche Verbreitung näher zu untersuchen; denn sie zeigen, daß die Wirkungen der Lehre Zwinglis tief ins Volk gedrungen waren und welche radikale Form die Ablehnung des Mysteriums im bäuerlichen, ganz auf das Gegenständliche gerichteten Denken angenommen hatte. Zwingli hatte seine Auffassung doch unabhängig von Luther ausgebildet und verkündet, und diese rief Folgerungen hervor, die nicht mehr schlankweg widerrufen werden konnten. Weil dann der Versuch zur Einigung in der Abendmahlslehre im wesentlichen vom politischen Einigungswillen ausgegangen war und daher verspätet kam, mußte er scheitern und konnten auch die Einigungsformeln Bucers (211) — gerade gegenüber dem so konkreten und daher radikalen, bäuerlichen Denken — nicht viel helfen. In den Vorhalten katholischer Gegner steckte deshalb auch mehr objektive Wahrheit, als man vielfach annehmen möchte, und es genügt nicht, den Gegensatz in so betonter Weise auf die katholische Polemik zurückzuführen (181 f.).

Die Abendmahlsfrage leitet über zur ausgezeichneten Erörterung der Beziehungen zu Ulrich von Württemberg und besonders zum Landgrafen Philipp von Hessen, schließlich zum Marburger Religionsgespräch (10. Kap., 191-219). Zuvor muß freilich die Schilderung der Lage rund um den 1. Kappeler Krieg eingeschoben werden. Da anerkennt Köhler zwar den gewalttätigen Charakter der Politik Zwinglis (wie er es bereits früher getan hat), aber die Akzente scheinen mir doch nicht in allem richtig gesetzt zu sein, weil die politischen Prinzipien nicht klar aufgezeigt werden. Die Kritik der Politik gegenüber der Abtei St. Gallen ist freilich erschöpfend, aber die zeitliche Einordnung der politischen Verbindung der katholischen Orte mit Österreich ist falsch. Auf den Konvent von Regensburg (1524), der kirchliche Angelegenheiten beriet, darf dabei nicht zurückgegriffen werden. Selbst das Angebot militärischer Hilfe durch Österreich vom Herbst 1528, wohl im Zusammenhang mit dem Berner Oberländer Aufruhr, beruhte zunächst mehr auf Gerüchten im protestantischen Lager als auf realer Grundlage. In Wirklichkeit lagen die Dinge so, daß die katholischen Orte kirchlich-religiös wohl öfters eine Verständigung mit Österreich gesucht hatten, aber ihre Orientierung in der Außenpolitik dadurch völlig unberührt ließen. Bester Beweis hiefür ist ja die stete, freilich fast übersehene Unterstützung Frankreichs in Oberitalien, lange über die Zeit der Schlacht bei Pavia (1525) hinaus. Deswegen traten die österreichischen Räte in den Verhandlungen den Bündniswerbungen der katholischen Orte mit großer Zurückhaltung, ja mit betontem Mißtrauen gegenüber. Die fünförtische Politik hatte viel zu sehr im Zeichen der französischen Diplomatie gestanden. Tatsächlich dauerte es ziemlich lange, bis die christliche Vereinigung zustande kam. Österreich darf daher gar nicht so viel Initiative unterschoben werden. Es hatte auch seine eigenen Interessen und Sorgen. Schade, daß Köhler die außerordentlich instruktiven Protokolle der Vorverhandlungen zum Bündnis mit Österreich, die Leo Weisz veröffentlicht hat (Geschichtsfreund Bd. 86, S. A. p. 12 ff.), gar nicht in Rechnung stellt.

Ein anderes Moment soll hier deutlich wiederholt werden. Weder vor noch nach dem Kappelerkrieg kann von einer Zuerkennung der Glaubensfreiheit an die Gemeinden der gemeineidgenössischen Vogteien gesprochen werden. Einmal wurde nur die Mehrheit der Altgläubigen geschützt ; diese aber konnte jederzeit durch wiederholtes Abstimmen in kurzen Zeitabständen, unter entsprechendem diplomatischem Druck, in die Minderheit gesetzt werden, womit sie jede staatsrechtliche An-

erkennung verlor. Die Behauptung der katholischen Mehrheit war auf die Dauer kaum denkbar; denn das Übergewicht der militärisch-diplomatischen Mittel lag nun bei den protestantischen Städten. So war das « Majoramachen » tatsächlich die Waffe, mit der man ohne direkten Krieg alles erobern konnte. Die Konsequenzen dieser Grundsätze, von Anfang an niedergelegt im Burgrechtsvertrag, entgingen den katholischen Orten nicht. Deswegen waren sie, wie sie Österreich gegenüber betonten, gewillt, im äußersten Notfall zur Revolutionierung der Untertanen der protestantischen Städte überzugehen. Das eigentliche Vorspiel hiezu bildete der Berner Oberländer Aufruhr mit der Mithilfe Obwaldens, ein Geschehnis, das Bern zur Vorsicht mahnen mußte und vielleicht für das Verhältnis zu Zürich ausschlaggebender war, als selbst die Westpolitik Berns. Deswegen lehnte es Bern ab, sich in die Glaubensfrage der inneren Orte einzumischen, bekanntlich gegen den Willen Zwinglis. Das eidgenössische Solidaritätsbewußtsein (196) konnte plötzlich zu einer Solidarität der stark konservativ eingestellten untertänigen und freien Bauernschaft führen.

An einer Stelle zitiert Köhler (193) einen Ausspruch Th. Murners, um darzutun, daß auf altgläubiger Seite der Wille zum Krieg offen hervortrat. Das ist an sich richtig, kann aber nicht überraschen angesichts der nun auf protestantischer Seite konsequent verfolgten Offensivpolitik. Die tiefgreifende Wandlung, die eingetreten war, kennzeichnet eine Predigt, welche Zwingli, wie wir einem österreichischen Bericht entnehmen können, am 18. Januar 1529 vor den Tagsatzungsboten in Zürich hielt, worin er mit scharfen Worten zum Krieg aufforderte und die Boten ob ihrer zögernden Haltung einem rücksichtslosen Tadel unterwarf. Das allein gibt der ganzen Situation ein anderes Gesicht, und unwillkürlich wird man an ein Wort Jak. Burckhardts über Zwingli erinnert, daß der Metaphysiker den Staatsmann mitriß (Ges.-Ausgabe VII, Hist. Fragmente 333). Wenn Köhler die Hinrichtung Jakob Kaisers in diesem Zusammenhang als ein Aufleuchten der Kriegsfackel hinstellt, so bildet das Vorspiel hiezu die aufsehenerregende Hinrichtung des Abtes Theodul Schlegel in Chur vom 23. Januar 1529, der als Opfer seines Bekenntnisses fiel, trotz aller Begleitumstände. Dabei waren zürcherische Boten nicht unbeteiligt. Doch darüber hoffen wir in anderem Zusammenhang mehr bieten zu können. Gewiß ist es, daß gerade die Wende der Jahre 1528 und 1529 eine Zeit schwerster Entscheidungen darstellt, in welcher sozusagen alle Ereignisse in engstem Wechselverhältnis stehen.

Auf die Schilderung des Marburger Gesprächs selbst, dessen psychologische Hintergründe Köhler feinsinnig zu zeichnen weiß, können wir des nähern nicht eingehen. Ob Köhler dabei mehr der Sache Luthers oder Zwinglis zugetan erscheint, lassen wir andere entscheiden. Sicher ist er für einleuchtende Gründe stets bemüht, um die Gegensätze verständlich zu machen. Die politischen Auswirkungen des Gesprächs, im ganzen bekannt, leiten dann über zum 11. Kapitel : Europäische Politik (229-244). Da lenkt Köhler den Blick des Lesers auf die Beziehungen Zwinglis zu den europäischen Mächten, und zwar in überlegener Zusammenfassung. Aufschlußreich ist auch die Analyse der zwinglischen Schriften aus dieser Zeit : « der Rechenschaft des Glaubens », gerichtet an den Kaiser und den Reichstag von Augsburg, und der « Expositio fidei » an Franz I. Schließlich wird der Fortgang der Abendmahlsfrage weiter verfolgt.

Noch ein Wort zum letzten Kapitel : Die Katastrophe (244-262). Den Willen zum Krieg Zwinglis erklärt Köhler damit, daß Zwingli im Frühjahr 1531 aus einer Fülle von Verdachtsmomenten eine politische Handlung konstruiert habe, der nur eines gefehlt habe : die Unterlage der Wirklichkeit. Es war im besten Falle « etwas daran » (245). Das ist u. E. nicht ganz zutreffend. Den richtigen Ausgangspunkt zur Beurteilung des 2. Müsserkrieges bietet in Wirklichkeit die Vorgeschichte des 1. Kappelerkrieges, der weitgehend auf denselben Voraussetzungen beruhte, besonders soweit die Südpolitik in Frage stand. Falsch war in der Hauptsache die Annahme, wie übrigens 1529, Österreich würde den Krieg und damit auch dessen Unterstützung durch Wolf Dietrich von Hohenems billigen. Die katholischen Orte hatten allen Grund, sich vom 2. Müsserkrieg fernzuhalten, weil sie sonst ihre wichtigste Verbindung nach dem Süden und damit auch ihre Lebensmittelzufuhr der schwersten Gefährdung ausgesetzt hätten, weshalb sie von jeher einen Konflikt mit dem Müsser vermieden. Es ist Köhler nachzurühmen, daß er diesem Motiv Rechnung trägt.

Köhler reiht die politische Denkschrift Zwinglis : « Was Zürich und Bern not zu betrachten sei in dem fünförtischen Handel », in die Zeit kurz vor dem 2. Kappelerkrieg ein. Sicher ist diese Datierung nicht, was Köhler selbst zu erkennen gibt. Die Bewertung der Schrift ist indessen viel wichtiger. Freilich bedeuten die Vorschläge Zwinglis eine schweizerische Verfassungsänderung, und es geht Zwingli um die Schaffung eines neuen Staatsrechts. Das alles ist die folgerichtige Ausweitung seiner politischen Ideen, die er teilweise schon früher ausgesprochen

hatte. Auch im Feldzugsplan fordert er den Ausschluß der V Orte aus der Herrschaft über die gemeinen Vogteien, unter Anwendung von Gewalt. Doch die Wertung dieser Ideen, welche Köhler bietet, überschreitet in einigem das historisch Haltbare. Eine Aufhebung der gemeinen Herrschaften im Sinne der Abschaffung der Untertänigkeit wollte Zwingli keineswegs (254). Zwingli betont in seinem Feldzugsplan, daß die Regierungsrechte der reformierten Stände in keiner Weise geschmälert werden sollten. Wenn Köhler am Schlusse dieses Kapitels (262) unterstreicht: «Man darf nicht von Neutralitätspolitik des 19. Jahrhunderts aus einen Staatsmann des 16. Jahrhunderts schulmeistern. Es wäre dann auch die ganze Reformation Zwinglis zu verwerfen. 'Neutral' ist sie nie gewesen und konnte sie nicht sein»; so stimmen wir dieser berechtigten historischen Differenzierung vollkommen zu. Doch uns scheint es, daß er selbst (254) einen ähnlichen Fehler begeht, indem er in einzelnen Ideen Zwinglis manche Entwicklungen des 19. Jahrhunderts gleichsam vorgezeichnet findet. Auch in seiner Schlußbetrachtung (262-276) ist der historische Rahmen nicht immer gewahrt.

Überhaupt, so finden wir, muß man sich vor Augen halten, daß es sich vielfach um praktische, zwangsläufig gegebene Folgerungen handelt, viel weniger um eigentliche staatspolitische Spekulationen. In der Beurteilung des Politikers Zwingli trifft Jakob Burckhardt mit seiner bereits zitierten Äußerung vom Widerspruch zwischen dem Metaphysiker und dem Staatsmann in mehr als einer Hinsicht das Richtige. Wohl sind beide, der Staatsmann und Metaphysiker, in der Persönlichkeit zur Einheit erwachsen, was Köhler mit Nachdruck geltend macht. Aber kann dabei einzig Zwinglis Persönlichkeit maßgebend sein? Politik drückt immer ein Verhältnis aus, hier vor allem ein Verhältnis zu protestantischen und katholischen Mitständen. Auch wer mit gutem Grund historische Bewertungen nicht von Erfolg und Mißerfolg abhängig machen will (268), wird doch gerade hierin — rein geschichtlich gesehen — die Grenzen der Persönlichkeit Zwinglis sehen müssen. Ein harmonischer Ausgleich ist Zwingli nicht einmal mit den gesinnungsverwandten Ständen der Eidgenossenschaft möglich geworden, gerade nicht hinsichtlich seiner Politik und deren Grundsätze. Es ist doch auffällig, daß z. B. Bern seine Mahnung an Zürich und St. Gallen, die «Götzen» und die Messe weder mit Unfug noch Gewalt abzustellen, mit der Auffassung begründete, der Glaube erwachse nicht aus Menschenzwang, sondern aus der Gnade Gottes, und es könne daher solches Vorgehen dem Gotteswort nicht förderlich sein (10. Febr. 1529, Akten-

sammlung Nr. 2142). Das ist kein vereinzeltes Zeugnis, wohl aber verdient gerade dieses größere Beachtung, weil auch Bern durchaus von der alleinigen Wahrheit der zwinglischen Lehre überzeugt war und daher am gleichen Tag in einem andern Schreiben den Abt bezichtigte, die Glocken häufiger läuten und mehr Messen lesen zu lassen, als es zuvor der Brauch gewesen sei. Das empfand nun Bern als Provokation der Neugläubigen, und es ermahnte daher den Abt, nicht ohne Schärfe, davon abzustehen. (*Strickler*, Aktensammlung II, Nr. 72; vgl. EA IV 1 b, p 59).

Zwingli dagegen übersah gerade aus seinem absoluten Anspruch auf die Geltung seiner Lehre in seiner Politik deren Bedingtheiten, und er ging in schroffer Weise über tiefverwurzelte historische Bindungen hinweg, was niemals ohne schwerwiegende Folgen bleiben konnte. Deswegen gehen wir mit Köhler nicht einig, wenn er so scharf heraushebt, daß das militärische Versagen als wichtigste Ursache der Niederlage Zwinglis politischen Gegnern zur Last falle. Vom Reformator aber gesteht Köhler: « Was hier traf, war zunächst allenthalben 'das Evangelium'. Zwingli glaubte, es wäre wirklich 'das Evangelium', aber es war das Evangelium, wie er es verstand. So war es bei Luther auch gewesen » (264). Wenn das zutrifft, darf aber Luther nicht vorgeworfen werden, daß er « im letzten Grunde » « auf Grund des dogmatischen Zwistes in der Abendmahlsfrage » das Band zwischen der Eidgenossenschaft und den süddeutschen Städten gelöst hätte (267). Die letzten Erklärungsgründe hiefür müßten freilich, so will uns scheinen, über das Historische hinausführen.

Wir wollen unsere Ausführungen schließen. Sie beabsichtigen keine ungerechte Herabsetzung des ungemein anregenden Buches, das die Vertrautheit Köhlers mit Zwinglis Schrifttum von Anfang bis Schluß unter Beweis stellt und auf weiten Strecken von tiefer Einsicht in die geschichtlichen Bedingtheiten der menschlichen Erscheinungen getragen ist. Unsere Absicht war eine Aussprache, eine Aussprache, beseelt von der Liebe zur Forschung, ausgehend in vielem von entgegengesetzten Enden, aber einem gleichen Ziel zustrebend: der Erkenntnis geschichtlicher Wahrheit. In diesem Streben war uns das Buch W. Köhlers im besten Sinne Belehrung.

Berne et Fribourg en conflit avec un cardinal au sujet de l'Abbaye de Filly

Par L. WAEBER

(*Suite*)

Dès qu'il eut connaissance de l'envoi de représentants, par Messeigneurs de Berne et de Fribourg, pour prendre possession du monastère de Filly [1], le duc de Savoie, par une lettre courtoise — comme toutes celles qu'il écrivit au cours de cette affaire — protesta auprès des deux gouvernements : « Nous avons entendu que aulcuns voz commys et depputez sont allez a Filly pour prendre la possession de l'abbaye dudit Filly, presentantz certaines bulles de pretendue unyon d'une partye des fruictz d'icelle a vos esglises » ; je ne puis croire, qu'ils aient procédé sur votre ordre : tout d'abord, c'est à moi qu'il appartient « de bailler les possessions des beneffices qui vacquent en noz pays appres avoir veu les tiltres qui nous doyvent premierement estre presentez » ; au surplus, il n'était pas raisonnable, alors que la bulle invoquée ne parle que des *fruits*, de s'emparer du *bénéfice* proprement dit, et c'est pourquoi je vous prie de donner à ces « commys » l'ordre de se retirer « et appres estre la possession de ladite abbaye prinse par celuy a qui notre saint Pere en a pourveu » [2].

Sans se plier à cette injonction, mais tout en reconnaissant la difficulté qu'il y avait de s'y opposer purement et simplement, Berne ordonna au conseiller Hans Bischoff, qui avait été envoyé à Filly, de rentrer après qu'il aurait revendiqué la part des revenus du monastère réservée par Jules II et Léon X aux deux Chapitres, et exigé du moins que l'abbaye ne fût confiée à personne tant qu'une sentence n'aurait pas mis fin au litige [3].

Fribourg se rallia à cette manière de voir [4] ; mais, le 7 avril, Berne

[1] D'après GS 1141, qui mentionne leur solde, les hommes qui s'emparèrent de Filly étaient au nombre de 33.

[2] UP 57, nº 285 ; (lettre du 23 mars 1517).

[3] D. Miss. O, f. 1v. Cette lettre, qui est du 28 mars 1517, nous apprend que le duc de Savoie avait en outre envoyé à Berne le gouverneur du Pays de Vaud.

[4] RM 34, f. 63 ; séance du 30 mars 1517.

l'avisait de l'insuccès de sa démarche à Filly, l'invitant à consulter ses chanoines et à transmettre sa réponse pour le lendemain [1]. Fribourg fit diligence, et c'est ce qui permit à Berne d'envoyer, déjà le 9 avril, une nouvelle députation, porteuse de trois lettres assez fermes, à l'adresse du seigneur de Coudrée [2], du gouverneur du Pays de Vaud et du duc de Savoie [3]. Une 4e lettre était destinée à Jean Grand, chanoine de Lausanne et de Sion, Official et vicaire général, pour demander son appui [4]. Berne chargeait, d'autre part, Nicolas de Watteville, chanoine de Saint-Vincent, qui se trouvait alors à Rome, d'intervenir auprès du Saint-Siège, afin que celui-ci ne tînt pas compte des démarches qui pourraient se produire en sens contraire [5]. Enfin, le 20 avril, au cours d'une cérémonie présidée par le protonotaire Jean Grand dont il vient d'être question et à laquelle assistaient les religieux du monastère, les délégués des deux Chapitres de Berne et de Fribourg, soit Conrad

[1] RM. Be 173, p. 62 ; CG, 113. Les 39 pièces de la Collection Girard concernant l'affaire de Filly se trouvant toutes au t. XIV, nous ne répéterons pas chaque fois ce numéro. Le lecteur est donc averti que l'abréviation CG désigne la Collection Girard, au t. XIV.

[2] Le baron Pierre d'Allinges de Coudrée, dit l'Hermite, dont il est souvent question, surtout au début de ce conflit, résidait au château de Coudrée, qui existe encore, au bord du Léman, assez près de l'endroit où s'élevait le monastère de Filly. C'était le fils de Jean d'Allinges, qui avait été gouverneur du Pays de Vaud (cf. Foras, Armorial et Nobiliaire de Savoie, t. I, p. 29). La branche aînée des Allinges, devenue protestante plus tard et demeurée en possession du château de Coudrée, s'empara des biens de l'abbaye de Filly. Antoine, l'un des fils de François-Boniface d'Allinges, neveu de notre Pierre, fonda la branche catholique de la famille d'Allinges (Cf. Mgr Piccard, *Annales des Oblats de S. François de Sales*, 1931, p. 135).

[3] L. Miss. H, f. 199v, 200 et 200v. Si notre droit n'est pas reconnu, était-il dit dans la première lettre, « excogitabimus modum et viam, quibus possessionem ipsam manibus nostris apprehendamus », et, dans le 2e : « Nisi id fiat et aliquis nos iure nostro violentia quadam privare vellet, non possemus nos continere quin in repulsam innoxiarum vires nostras interponamus » (« in repulsam injuriarum », dans la lettre au Duc). Au gouverneur du Pays de Vaud on ajoutait que les délégués avaient reçu l'ordre de ne pas rentrer avant d'avoir obtenu gain de cause.

[4] *Ibid.*, f. 202v.

[5] 13 avril 1517. L. Miss. H, f. 202, avec lettre d'introduction auprès du Pape (*ibid.*, f. 201v). Nicolas de Watteville, fils de l'avoyer de Berne, Jean de Watteville, était né en 1492. C'était un grand pourchasseur de dignités et de bénéfices ecclésiastiques : il fut protonotaire, chanoine de Berne (1509), de Lausanne (1513), de Fribourg (1515), de Constance (1517), de Bâle (1518), prieur de Montpreveyres (1513), abbé de Montheron, curé de Romont (1518), prévôt de Lausanne (1514) puis de Berne (1521). Ayant passé à la Réforme, il se démit, en 1525, de toutes ses dignités ecclésiastiques et se maria, l'année suivante, avec une religieuse. Il fut, en 1536, l'un des présidents de la Dispute de Lausanne. Il mourut en 1551.

Krachpelz [1] pour le premier et Paul Rappold [2] pour le second, furent solennellement, selon le rituel en usage en pareille circonstance, mis en possession de la moitié des biens et revenus de l'abbaye de Filly [3].

Le seigneur de Coudrée se fit, de son côté, délivrer par un notaire un acte analogue, dont il refusa de remettre copie à la partie adverse, et entretint désormais à Filly quelques représentants aux côtés de ceux que Berne et Fribourg y avaient laissés [4] : les deux villes y avaient envoyé d'abord plusieurs conseillers ; le nombre en avait été réduit depuis la prise de possession [5] ; enfin, Berne y avait substitué, dans la personne de Ulrich Stœr, prévôt de Villars-les-Moines, un administrateur sachant à la fois le latin et le français [6], et Fribourg lui avait associé Jean Brünisberg [7]. La mission de ces deux personnages consistait à percevoir les fruits du couvent auxquels les deux villes avaient droit, et à empêcher qu'au partage des biens de Filly en deux moitiés ne fût substituée une division en trois parts, au préjudice du monastère et des religieux (!) C'est du moins ce que Berne écrivait à Nicolas de Watteville, dans une nouvelle lettre par laquelle on le chargeait d'obtenir

[1] Conrad Krachpelz, maître ès-arts (c'est pourquoi nos textes l'appellent d'ordinaire simplement « Meister Conrad ») venait d'entrer, en 1517, dans le Chapitre de Saint-Vincent.

[2] Paul Rappold, originaire de Ribeauvillé (Rappoltsweiler) en Alsace, est attesté chez nous à partir de 1471. Il fut choisi comme sacristain de Saint-Nicolas en 1473, puis, tout en demeurant jusqu'à sa mort chapelain de cette même église, il réussit à se faire attribuer, successivement mais en partie aussi simultanément, les cures de Guggisberg (1475), de Belfaux (1476), de Morat (1484), d'Ependes (1486). En 1488, il échangea cette église avec celle de Tavel, et y ajouta enfin, en 1503, celle de Cugy. Paul Rappold était aumônier militaire pendant les guerres de Bourgogne (1475 et 76). Il fut reçu bourgeois de Fribourg l'année suivante. Il exerça également les fonctions de notaire. Il fut nommé chanoine de Saint-Nicolas vers 1516, fit son testament en 1519, et mourut l'année suivante.

[3] Arch. cant. de Berne, *Fach Stift*. C'est l'acte original, dressé sur parchemin par le notaire.

[4] D. Miss. O, f. 6 et CG, p. 117 (2 mai 1517).

[5] CG, p. 127 (lettre du 24 avril ; cf. RM. Be 173, p. 82). La liste des frais occasionnés par le voyage de ces délégués, liste qui permet de reconstituer l'itinéraire suivi (Morat, Payerne, Lucens, Moudon, Lutry, Evian, Thonon et retour par Lausanne) se trouve dans CG, p. 105.

[6] RM. Be 173, p.90 (séance du 2 mai) ; CG, p. 115 (billet du même jour). La lettre officielle confiant à Stœr sa mission — elle est en latin — lui fut délivrée le 4 mai (RM. Be 173, p. 91 et l. Miss. H, f. 208). Ulrich Stœr (neveu de Bourcard Stœr, prévôt d'Amsoldingen) avait été chanoine de Berne, de 1485 à 1493. Il était, depuis 1497, prévôt du prieuré de Villars-les-Moines.

[7] Berne, Stadtbibliothek, Ms, Hist. Helv. V, 13 ; et Chronique de Fuchs, p. 195 de l'édition Rœmy citée ci-dessus. Jean Brünisberg — de son vrai nom, Vollmann (GS 1146) — était, en 1517, curé de Bœsingen.

du Pape la confirmation des concessions accordées quelques années auparavant [1].

Cette lettre croisa un bref de Rome, qui renfermait le contraire de la ratification si impatiemment attendue. Déjà le 3 avril, le Duc avait écrit à Messeigneurs de Berne : vos prétentions sur Filly ne sont pas fondées ; la bulle de Jules II sur laquelle vous vous appuyez a été révoquée, ainsi que le cardinal Fieschi nous en a fourni la preuve [2]. Le 9 mai, le Duc leur annonçait qu'il avait reçu de Rome un bref au sujet de cette même abbaye et qu'il envoyait le gouverneur du Pays de Vaud pour leur donner, oralement, certaines précisions à ce sujet [3].

Il fallut bien constater que le Duc disait vrai : vers la fin de mai, nos deux Chapitres reçurent en effet à leur tour, de Rome, le bref suivant :

Dilectis filiis canonicis et capitulis sancti Vincentii Bernensis et sancti Nicolai de Friburgo ecclesiarum Lausanensis diocesis

LEO PP X

Dilecti filii salutem et apostolicam benedictionem : vacante nuper monasterio Filliaci ordinis sancti Augustini Gebennensis diocesis per obitum quondam Amblardi Goyeti eiusdem monasterii dum viveret Abbatis seu commendatarii extra Romananm curiam defuncti : nos illud sic vacans et pastoris solatio destitutum cum omnibus iuribus et pertinentiis suis dilecto filio nostro Nicolao tituli sancte Prisce presbitero cardinali de Flisco, ut impensarum onera que eum iugiter subire oportet facilius perferre valeret, per eum quoad vixerit tenendum, regendum et gubernandum per quasdam nostras sub plumbo confectas litteras commendavimus, necnon dismembrationem et segregationem medietatis fructuum, reddituum et proventuum eiusdem monasterii alias factam et mensis vestris applicatam, utpote in preiudicium dicti monasterii, et sine aliqua saltem rationabili causa factam, re bene et mature pensata revocavimus, et monasterium ipsum, ut decebat, in pristinum statum reduximus : et quia sicut ipsius Nicolai cardinalis relatione accepimus, quamvis idem cardinalis suis litteris dilectum filium nobilem virum Carolum Sabaudie ducem sepius requisiverit, ut ipsius monasterii, quod in suo dominio situm est, possessionem sibi consignari permitteret, nihilominus idem cardinalis illam hactenus assequi non potuit : cum autem desiderii nostri sit ut idem cardinalis possessionem monasterii, huiusmodi prout iustum est assequatur, et ea ratione impentiarum prefato Duci scribimus, ut si nostrum et huius apostolice sedis honorem et nobis rem gratam prestare cupit, possessionem dicti monasterii eidem cardinali, seu eius legitimo procuratori omni dilatione et excusatione posthabitis

[1] 4 mai 1517 (RM. Be 173, p. 91 ; d. Miss. O, f. 7). La nouvelle lettre de créance en faveur de Watteville, datée également du 4 mai, se trouve dans l. Miss. H, f. 206v ; cf RM. Be 173, p. 92.

[2] UP 57, nº 165.

[3] UP 57, nº 113.

assignari mandet et cum effectu procuret, prout nobilitatem suam facturam speramus : et quamvis revocationem separationis et dismembrationis fructuum huiusmodi in pristinum statum ex legitimis causis reductionem per nos factam vobis satis superque notam esse arbitremur, vos nihilominus et vestrum singulos hortandos duximus, vobis et vestrum singulis sub excommunicationis late sententie pena, eo ipso quo fuerit contrafactum incurrenda, apostolica auctoritate precipientes et mandantes, ut pro nostra et dicte sedis reverentia a quacumque molestia super perceptione integra fructum, reddituum et proventuum eiusdem monasterii abstinere velitis, neque ipsum cardinalem vel eius legitimum procuratorem pro eo quoquomodo perturbare quovis quesito colore, quominus fructus, redditus et proventus huiusmodi integre percipere possit et valeat : quod si forsan, quod nobis nullo modo persuadere possumus, aliter fieret, non possemus, eidem Nicolao cardinali pro conservatione sui iuris et monasterii sui huiusmodi debita et opportuna remedia adversus vos denegare.

Datum Rome apud Sanctum Petrum sub annulo piscatoris, die XX Aprilis MDXVII, Pontificatus nostri anno quinto [1].

Ce bref fut naturellement, dans nos deux villes, la cause d'une profonde déception. Fribourg était d'avis qu'il fallait faire directement une démarche auprès du Saint-Siège. Berne, afin d'agir plus rapidement et avec moins de frais — les deux préoccupations qui caractérisent, tout le long, son attitude dans cette affaire — jugea préférable d'envoyer Constant Keller auprès du Nonce Ennio Filonardi [2] — le Nonce résidait alors à Zurich — pour le prier d'écrire, lui, à Rome. Berne chargeait, en outre, Fribourg de faire parvenir une lettre au duc de Savoie [3] et, pour plus de sûreté, lui écrivit également, afin de prévenir toute mesure fâcheuse de sa part, comme l'eût été l'expulsion des représentants que les deux villes entretenaient à Filly [4].

[1] Arch. cant. de Berne, *Fach Stift*. C'est l'original, sur vélin, de forme oblongue, qui ne comporte que 11 lignes. Il se trouve porter la même date que l'acte de la prise de possession de Filly signalé ci-dessus (p. 184, n. 3), qui est conservé également, aux archives cantonales bernoises, parmi les actes concernant le Chapitre de Saint-Vincent.

[2] Ennio Filonardi, évêque, depuis 1503, de Veroli, son diocèse d'origine, fut, à huit reprises et pendant un total de 20 ans, Nonce en Suisse. La mission qu'il remplissait à cette date, celle de *legatus a latere*, avait commencé en 1514. Cf. Casp. Wirz, *Ennio Filonardi, der letzte Nuntius in Zurich*, Zurich 1894. Quant à Constant Keller, membre du Chapitre de Saint-Vincent depuis 1498, c'était le chanoine auquel le gouvernement de Berne confiait de préférence les missions diplomatiques. (Cf. cette *Revue*, 1938, p. 144, n. 1.) La lettre de créance, du 25 mai, en faveur de C. Keller se trouve dans l. Miss. H, f. 210.

[3] Lettre de Berne à Fribourg du 24 mai (d. Miss. O, f. 9^{v}). Cf RM 34, f. 75^{v} (25 mai).

[4] Cf. CG, p. 111. Dans sa lettre du 3 avril 1517, le Duc avait souligné expressément qu'il s'était abstenu de renvoyer les délégués de Berne et de Fribourg.

Le Nonce se prêta de bonne grâce à la démarche qu'on sollicitait de sa part : il rédigea une recommandation destinée au Pape et la remit à Constant Keller [1]. Berne jugea bon d'y joindre un certain nombre de documents à placer sous les yeux de Léon X, ainsi qu'une lettre dans laquelle il était dit : C'est sans doute parce que Votre Sainteté a perdu de vue la concession faite naguère en notre faveur qu'elle a conféré l'abbaye de Filly au cardinal Fieschi, et si nous avions prévu l'intervention qui semble s'être produite de la part du duc de Savoie, nous n'aurions pas, naguère, à la demande de Jules II, renoncé à l'abbaye de Payerne en faveur de la Sainte-Chapelle à Chambéry [2]. Le tout fut envoyé à Ulrich Stœr — qui se trouvait toujours à Filly — avec ordre d'aller immédiatement porter ces pièces à Genève, d'où elles seraient expédiées à Rome à l'adresse de N. de Watteville [3].

Très peu après avoir reçu la mission dont on l'avait chargé, Ulrich Stœr se rendit à Berne pour annoncer que, par communication adressée aux représentants de Berne et Fribourg à Filly, les deux Chapitres étaient cités devant le tribunal ecclésiastique, et que le seigneur de Coudrée, loin de retirer les gardes qu'il avait placés à Filly, en avait, au contraire, mis encore un de plus [4]. Il fut décidé qu'on protesterait auprès du Pape et du duc de Savoie [5]. Berne se chargea de la première lettre [6], tandis que la rédaction de la seconde fut confiée à Fribourg ; et Stœr fut invité à passer, en rentrant, à Lausanne, pour demander au vicaire général, J. B. d'Aycard, de faire délivrer, par un notaire connu de la Curie pontificale, une procuration en faveur de Nicolas

[1] GS 1140. La lettre est datée du 30 mai ; elle est en italien.

[2] L. Miss. H, f. 188^{v} (5 juin 1517). L'argument relatif à Payerne fut plusieurs fois repris dans la suite, notamment dans une lettre, non datée, de Fribourg au Souverain Pontife (MB 8, f. 90). Pour être si souvent répétée, l'affirmation n'en est pas moins inexacte : Berne et Fribourg, qui avaient convoité le monastère de Payerne, n'y avaient pas généreusement renoncé, mais n'avaient pas réussi à l'obtenir. Cf cette *Revue*, 1938, p. 127-129.

[3] RM. Be 173, p. 147, séance du 4 juin ; lettre à Fribourg du même jour, CG, p. 119 et d. Miss. O, f. 11^{v} ; lettres à Stœr et à Watteville, du 5 juin, *ibid.*, f. 12^{v} et 13. D'après la lettre du 16 juin, citée ci-dessous (p. 188, n. 3), de Fribourg à Berne, on aurait également écrit au cardinal Fieschi : l'affirmation semble sujette à caution : d'abord parce qu'il n'y a pas trace de cette lettre, ni au manual ni au missival, et ensuite parce que ce serait le seul cas où nos deux villes se seraient adressées directement au cardinal.

[4] Cf. lettre de Berne à Fribourg du 8 juin (CG, p. 121 et RM. Be 174, p. 3). Nouvelle lettre le 11 juin (CG, p. 123), la première étant demeurée sans réponse.

[5] RM. Be 174, p. 11 (12 juin).

[6] Cette lettre n'est pas conservée dans le missival de Berne.

de Watteville, en vue des négociations que celui-ci serait appelé à entreprendre auprès du Saint-Siège [1].

Berne avait demandé que la lettre que Fribourg devait écrire fût énergique (« in tapfferer gestalt »). Notre chancelier, en réalité, s'appliqua surtout à être insinuant : « Summes adverti que... se doijent [= doivent] mener certainnes practiques, disant vueillier reabillier ladite abbaye et pourveoir dung abbes que y fasse sa residence... Nous semble que n'en devries point avoir de regret si les seigneurs de nous chappittres ont les fruitz... de ladite abbaye de Fillie, car... nous summes vous alliez et confederez, en avons grand plaisir et croyons que vostre grace s'i dehust mieulx accommoder affin que les nostres l'ayent que quelque estrangier, que jamaix ne vous soront fayre service ne plaisir [2]. »

Le Duc, de son côté, usa de ménagements. Il envoya à Fribourg le gouverneur du Pays de Vaud pour demander quelle ligne de conduite il devrait adopter si le cardinal Fieschi l'obligeait à mettre à exécution le bref pontifical. Du moment, ajoutait-il, que les deux Chapitres ne peuvent, en tout état de cause, prétendre à plus qu'à la moitié des biens du monastère, il faut, me semble-t-il, y placer quelqu'un pour revendiquer l'autre part, jusqu'à ce que le conflit ait été réglé à l'amiable avec le cardinal, et admodier provisoirement les propriétés de l'abbaye à ceux qui les ont exploitées jusqu'à ce jour. Fribourg écarta cette double proposition, se bornant à affirmer : nous attendons incessamment une déclaration de Rome, qui ne saurait que confirmer les droits de nos chanoines [3]. Berne, avec plus de confiance encore, continuait à espérer que cette réponse serait favorable et s'opposait dès lors à envisager un arrangement avec le Duc [4].

Deux mois se passèrent. Une lettre de Nicolas de Watteville, envoyée de Zoug, le 2 septembre, permit de constater que le cardinal Fieschi s'efforçait, par tous les moyens, de maintenir ses droits. Le Pape, écrivait Watteville, qui avait eu l'occasion de lui parler, est bien dis-

[1] CG, p. 125 et d. Miss. O, f. 15^{v}, (lettre de Berne à Fribourg du 13 juin) ; l. Miss. H, f. 212 (lettre au vicaire général du 12 juin).

[2] MB 7, f. 64^{v} (13 juin).

[3] Cet échange de vues nous est connu par une lettre que Fribourg adressa, le 16 juin, à Berne (MB 8, f. 44 ; cf. RM 34, f. 84^{v} ; séance du 17 juin). Berne approuva la lettre que Fribourg envoya au Duc, après avoir, de son côté, prié le gouverneur du Pays de Vaud de faire enlever les personnages que de Coudrée avait placés à Filly (lettre de Berne à Fribourg du 18 juin ; d. Miss. O, f. 16 et RM. Be 174, p. 18).

[4] Lettre de Berne à Fribourg du 1er juillet (d. Miss. O, f. 20^{v} ; cf. RM. Be 174, p. 44).

posé. Malheureusement, les bulles renferment une erreur, qui risque de compromettre non seulement l'affaire de Filly, mais encore les autres incorporations prévues pour l'avenir. Il faut, par conséquent, les corriger[1]. Selon une suggestion de Léon X lui-même, on pourrait s'adresser dans ce but au cardinal Pucci[2], personnage très influent. Il y aurait lieu d'écrire également au neveu de ce dernier[3], que le Pape, qui l'apprécie fort, a désigné comme Nonce en Suisse et qui s'est déjà déclaré prêt à nous venir en aide. Watteville demandait, en outre, que l'on envoyât

[1] Il sera encore parlé plusieurs fois, mais sans plus de précisions, de l'erreur ou des erreurs contenues dans les bulles. On sait que celles-ci, lorsqu'il s'agissait d'incorporations, pouvaient être viciées, soit par suite d'indications défectueuses quant au revenu annuel de l'église qu'il s'agissait de se faire annexer, soit par omission de l'énoncé d'un droit qu'un tiers pouvait posséder sur cette même paroisse. Ici, c'est presque certainement le second cas. On a pu voir dans le travail déjà signalé (cf. cette *Revue*, 1938, p. 125 sq. et 193 sq.), qui est comme le premier chapitre de l'étude que nous présentons aujourd'hui, que la bulle délivrée, le 20 décembre 1512, par Jules II, déclarait abrogés les privilèges qui auraient été accordés antérieurement, au sujet de Filly, à la Maison de Savoie. Le Duc objecta alors qu'il possédait le droit de collation et de présentation à cette abbaye ; et c'est pourquoi la 2e bulle de Jules II, celle du 10 janvier 1513, entrant dans plus de détails, prononçait la suppression de cette double prérogative, à moins, était-il précisé, qu'elle eût été le résultat d'une fondation ou d'une dotation. — C'est précisément le cas pour Filly, fit remarquer le Duc. Survint alors la mort de Jules II, qui rendait caduques les deux bulles, puisqu'elles n'avaient pas encore été suivies d'effet. Il s'agissait donc de les faire confirmer par le nouveau Pape, et c'est ce qui motiva la bulle de Léon X du 5 septembre 1514, ratifiant, en termes généraux, celle du 10 janvier 1513. La modification qu'on s'efforçait maintenant d'y apporter consistait donc vraisemblablement à y faire introduire cette clause — déjà postulée, mais inutilement, lors de la supplique qui avait donné naissance à la bulle de janvier 1513 — que le droit de collation et de présentation du Duc était supprimé même dans le cas où il résulterait d'une participation, de la part de ce dernier, à la fondation ou à l'enrichissement du monastère de Filly ; mais, sur ce point, toutes les tentatives de Berne et Fribourg semblent s'être heurtées à un refus.

[2] Laurent Pucci, de Florence, d'une famille qui fit beaucoup pour les Medici, fut nommé évêque de Melfi, puis créé cardinal en 1513, lors de la première promotion de Léon X. Il reçut comme titre l'église des Quatre-Couronnés et fut, en 1524, transféré à Albano, puis, la même année encore, à Palestrina. Il était à la fois théologien, juriste et casuiste et se montra fort avide de bénéfices ecclésiastiques. Il favorisa, par ailleurs, les artistes : c'est lui qui commanda, en particulier, à Raphaël la fameuse Sainte-Cécile qui se trouve à Bologne. Cf. Pastor, *Gesch. der Päpste*, Bd. IV, Abt. I, p. 57. Il mourut en 1531. Dans nos manuscrits, il n'est presque jamais désigné par son nom, mais par son titre : « Cardinal des Quatre-Couronnés. »

[3] Antoine Pucci, évêque de Pistoie, fut choisi comme Nonce en Suisse, pour remplacer Filonardi, en août 1517 et il arriva chez nous en septembre de la même année. Il fut plus tard, en 1528, envoyé comme Nonce en Espagne, puis créé cardinal le 23 septembre 1531. Quant à Filonardi, nous l'avons déjà dit, il fut, dans la suite, chargé encore de plusieurs missions chez nous, et il reçut, à son tour, le chapeau, le 22 décembre 1536.

toutes les pièces à Zurich, où il lui serait facile de se rendre ; mais il fallait se hâter, car, à la fin du mois, les tribunaux romains allaient reprendre leurs séances, et il importait d'empêcher que le cardinal Fieschi, prenant les devants, ne fit porter une sentence contre nos deux Chapitres [1].

On se conforma à ces suggestions. Les bulles furent expédiées et accompagnées d'une lettre adressée au Pape et d'une autre destinée au cardinal Pucci [2]. A ce dernier, on demandait de bien vouloir apporter aux bulles les corrections nécessaires. Au Pape, Berne disait son étonnement de n'avoir pas encore reçu la réponse, si impatiemment attendue, à la requête présentée par N. de Watteville, et, revenant sur un argument déjà antérieurement formulé [3] et qui devait être repris encore plus d'une fois dans la suite, on lui rappelait que, selon les termes du traité passé entre le Saint-Siège et les cantons suisses, les faveurs accordées par Rome à ces derniers devaient être non seulement maintenues mais encore amplifiées. Quant au cardinal Fieschi, il serait facile de lui trouver quelque bénéfice en compensation de celui de Filly.

Le 7 septembre, le gouvernement de Berne avisait celui de Fribourg des mesures qu'il venait de prendre, ajoutant qu'après la tentative infructueuse de faire corriger les bulles à Rome, il avait cru bon d'envoyer Constant Keller à Zurich, auprès du nouveau Nonce, Antoine Pucci [4].

Trois mois s'écoulèrent sans aucune nouvelle. Messeigneurs de Berne décidèrent alors que, à l'occasion de la prochaine diète de Zurich, leurs députés, joints à ceux de Fribourg, se présenteraient au Nonce, qui semblait avoir reçu une réponse favorable de Rome [5] ; mais on apprit entre temps que le cardinal Fieschi avait réussi à obtenir une sentence en sa faveur, avec menace d'interdit contre ses antagonistes, et qu'il l'avait fait afficher aux portes de la cathédrale de Lausanne. Berne écrivit alors immédiatement au duc de Savoie, le suppliant (« instantissime precamur ») de maintenir le *statu quo* à Filly jusqu'à ce que soit rentrée la députation qu'on allait envoyer à Zurich [6]. En même temps, une nouvelle lettre était adressée au Pape, pour le rendre

[1] CG, p. 129 (copie que Berne envoya à Fribourg avec sa lettre du 7 septembre).

[2] L. Miss. H, f. 231[v] et 232 (lettres du 5 septembre).

[3] Ainsi dans la lettre du 5 juin.

[4] CG, p. 134. Cette lettre est trouée à plusieurs endroits, de telle sorte qu'il faut, partiellement, en deviner la teneur.

[5] CG, p. 139 (lettre du 5 décembre 1517). La diète avait lieu le 14 décembre.

[6] L. Miss. H, f. 256 (lettre du 11 décembre 1517).

attentif au rapport qu'il allait recevoir du Nonce, d'une part, et du prédécesseur de ce dernier, Ennio Filonardi, de l'autre [1].

Le Nonce annonça aux délégués qu'il avait écrit à Rome et leur conseilla de recourir contre la sentence portée par le cardinal Fieschi [2]. Rassuré par ces nouvelles, Berne se jugea autorisé à intervenir à nouveau auprès du Duc pour lui demander, une fois de plus, de ne rien changer au sujet de Filly [3].

Le bref pontifical attendu, daté du 12 janvier 1518, parvint à destination un mois plus tard. Léon X y faisait l'historique du conflit, rappelant la bulle de Jules II du 20 décembre 1512, qui accordait aux deux Chapitres de Berne et de Fribourg la moitié des revenus de Filly [4], et le bref par lequel lui-même les attribuait au cardinal Fieschi ; il reconnaissait donc implicitement que la seconde disposition contredisait la première, et comme il constatait d'autre part que Berne et Fribourg n'en avaient pas appelé, dans le délai réglementaire de dix jours, contre la sentence du cardinal Fieschi, il rétablissait, pour quatre mois, les deux Chapitres dans leurs droits à ce sujet et les relevait *ad cautelam*, des censures qu'ils avaient pu encourir :

Dilectis filiis sculteto et consulibus ac universitati Bernensis et Friburgensis oppidorum Lausanensis diocesis

Leo PP X

Dilecti filii salutem et apostolicam benedictionem. Dudum siquidem felicis recordationis Julius Papa II, predecessor noster medietatem omnium et singulorum bonorum, possessionum, fructuum, reddituum et proventuum Filiaci ac Bonimontis et Lacus Iuriensis monasteriorum necnon prioratus forsan conventualis de Grandisona sancti Augustini et sancti Benedicti Cisterciensis et Premonstratensis ordinum Gebennensis et Lausanensis

[1] L. Miss. H, f. 254^{v} et 255^{v} ; les deux lettres sont du 12 décembre. Au pape, on n'hésitait pas à dire, en terminant : « Si ergo Sanctitas vestra a nobis unquam obsequi cupit, dignetur eadem nobis saltem nunc complacere, nam eo non facto, non egre ferat Sanctitas vestra si nos graves et difficiles exhibebimus in eis que eadem a nobis viceversa optare posset. »

[2] Renseignement fourni par une lettre de Berne à Ulrich Stœr, du 23 décembre 1517 (d. Miss. O, f. 47). Le Nonce répondit en outre par écrit, ainsi que cela ressort d'une lettre de Berne à Fribourg du 31 décembre (CG, p. 141 et d. Mis s.O, f. 52^{v} ; cf. RM. Be 176, p. 16).

[3] Lettre du 23 décembre (l. Miss. H, f. 260 et RM. Be 175, p. 10).

[4] Cf. cette *Revue*, 1938, p. 134. Léon X pouvait ignorer cette bulle de son prédécesseur, mais il aurait dû se souvenir de celle du 5 septembre 1514 (*ibid.*, p. 209), par laquelle lui-même en avait confirmé le contenu ; une copie de l'une et de l'autre se trouvait sans doute parmi les documents que Berne avait expédiés à Rome.

diocesum ab eisdem monasteriis et prioratu et eorum quomodolibet apostolica auctoritate per suas litteras perpetuo separavit et dismembravit illamque mensis capitularibus sancti Vincentii Bernensis et sancti Nicolai Friburgensis oppidorum dictæ Lausanensis diocesis collegiatarum ecclesiarum respective equis portionibus dividendam perpetuo applicavit et appropriavit, ita quod si monasteria huiusmodi, etiam si de illis consistorialiter disponi consuevisset, et dictus prioratus conventualis existeret, aut aliquod ex eis quovismodo vacaret [1], extunc, alioquin cedentibus vel decedentibus tunc existentibus monasteriorum et prioratus prædictorum possessionibus, liceret dilectis filiis dictarum ecclesiarum capitulis corporalem et actualem medietatis bonorum, possessionum, fructuum, reddituum et proventuum segregatorum huiusmodi possessionem propria auctoritate libere apprehendere, percipere et levare ac in suos et dictarum ecclesiarum respective usus et utilitatem convertere : decernentes quod quam primum tunc et pro tempore existentibus abbatibus seu commendatariis monasteriorum et prioratus prædictorum tot alia bona seu fructus ad valorem dictæ medietatis fructuum ascendentia eisdem mensis respective appropriata et incorporata forent, medietas fructuum et bonorum segregatorum huiusmodi ad monasteria et prioratum prædicta respective ut prius libere reverteretur eo ipso prout in eisdem litteris plenius continetur. Cum autem postmodum nos dictum monasterium Filiaci tunc certo modo vacans dilecto filio nostro Nicolao tituli sanctæ Priscæ presbitero cardinali per eum quoad viveret tenendum, regendum et gubernandum, ita quod liceret sibi de illius fructibus redditibus et proventibus disponere et ordinare, sicuti illud in titulum pro tempore obtinentis de illis disponere et ordinare potuerant, seu etiam debuerant alienatione tamen quorumcumque bonorum immobilium et preciosorum mobilium dicti monasterii Filiaci eidem cardinali penitus interdicta auctoritate apostolica commendaverimus, ipseque cardinalis contra canonicos et capitula dictarum ecclesiarum super monasterio seu medietate fructuum, reddituum et proventuum huiusmodi ac iactationibus et rebus aliis tunc expressis per audientiam litterarum contradictarum nostrarum coram certo Palatii apostolici causarum auditore litigando diffinitivam absolutoriam vel etiam forsan cum fructuum et expensarum condemnatione ferri adiudicatoriam et cum ab illa infra decem dies non fuisset appellatum litteras desuper executoriales sub censuris ecclesiasticis et alias in forma consueta decerni pro se et contra canonicos et capitula obtinuerit, ipsasque litteras executoriales forsan præfatis canonicis et capitulis ac etiam vobis intimari fecerit. Nos attendentes contractus federis inter nos nomine sedis apostolice et vos ante commendam eidem cardinali factam prædictam et initos per quos vobis provisimus privilegiis et litteris apostolicis vobis concessis nullatenus derogare et quod nostræ intentionis non fuit separationi, dismembrationi, applicationi et appropriationi aut litteris Julii prædecessoris huiusmodi quomodolibet preiudicare nec medietatem fructuum dictis capitulis (ut prefertur) applicatam eidem cardinali concedere, motu proprio et ex certa nostra scientia ac de potestatis apostolice

[1] Le manuscrit porte *vacarent*.

plenitudine vos ac canonicos et capitula vestrorumque et capitulorum prædictorum illorum singulares personas, quatenus a sententia et litteris executorialibus prædictis nullatenus aut minus canonice fuerit appellatum ad appellationem ab illis usque ad quattuor menses proxime futuros gratiose restituimus ac vos et capitula singularesque personas huiusmodi a censuris dictarum litterarum executorialium quatenus illas incurrissetis vel illi aut eorum aliqui incurrissent simpliciter vel ad cautelam prout forsan vobis expedit tenore presentium absolvimus et absolutos nuntiamus, et ad earumdem litterarum executorialium paritionem non teneri et appellationem prædictam iam interpositam vel interponendam (ut prefertur) valere in omnibus et per omnia perinde ac si infra tempus legitimum interposita fuisset, vel tunc esset decernimus et declaramus, non obstantibus præmissis ac constitutionibus et ordinationibus apostolicis cæterisque contrariis quibuscunque.

Datum apud sanctum Petrum, sub annulo Piscatoris, die XII Januarii M DXVIII, Pontificatus, nostri anno quinto [1].

Ce n'était pas la sentence définitive et nettement favorable qu'on attendait ; mais du moins le Pape, après le bref d'avril 1517, faisait un pas en arrière ; une porte demeurait ouverte et par conséquent une chance qu'il s'agissait d'exploiter. Berne envoya Constant Keller auprès du Nonce pour le charger d'interjeter appel dans le laps de temps accordé par le bref pontifical [2] « et de réparer ainsi l'omission due à la négligence de ses mandataires », et des lettres de remerciements furent adressées au Pape, à Filonardi, au Nonce ainsi qu'au cardinal Pucci qui, à la demande de ce dernier, avait accepté de prendre l'affaire en mains [3].

Entre temps, le cardinal Fieschi n'était pas demeuré inactif. Il avait obtenu et fait afficher aux portes des cathédrales de Genève et de Lausanne ainsi qu'à Filly une pièce affirmant à nouveau ses droits sur le monastère et menaçant ses contradicteurs de l'interdit. Dès que Berne eut, par l'intermédiaire de Fribourg, connaissance de ce factum,

[1] Le bref se trouve aux archives cantonales vaudoises, sous la cote Be 2^3, p. 19. Il porte comme adresse, au verso : « Sculteto et consulibus ac universitati Bernensis et Friburgensis oppidorum. » Il était conservé autrefois à Berne dans la collection du bailliage de Grandson (commun avec Fribourg) ; il est arrivé à Lausanne lorsque le canton de Berne a remis à celui de Vaud les pièces des archives bernoises qui le concernaient. (Explication aimablement fournie par M. Biaudet, sous-archiviste d'Etat à Lausanne.)

[2] Cf. lettre de Berne à Fribourg du 12 février 1518 (CG, p. 143 et d. Miss. O, f. 63^v ; cf. RM. Be 176, p. 71 et, aux arch. cant. de Berne, Stiftsmanual VI, p. 43).

[3] L. Miss. H, f. 269-271 ; ces lettres portent toutes la date du 23 février 1518 ; une autre (*ibid.*, f. 271^v) fut adressée à la famille Simmler, à Zurich, pour la prier de prêter son appui dans cette affaire.

une vigoureuse protestation fut, le 25 mars, adressée au Nonce contre « la pression qu'on s'était permis d'exercer sur le Souverain Pontife ainsi que sur le cardinal des Quatre Couronnés » ; le légat était prié d'intervenir immédiatement à Rome pour réduire au silence le cardinal Fieschi et faire annuler cette nouvelle sentence ainsi que les menaces de censures qui l'accompagnaient, mesures qui avaient été portées pendant le laps de temps où le bref pontifical mettait nos deux Chapitres à l'abri de sanctions de cette nature [1]. « Le cardinal Fieschi agit à l'instigation du duc de Savoie » ; après l'avoir formulée auprès du Nonce, Berne répétait cette affirmation, le même 25 mars, dans une lettre indignée envoyée à Fribourg : on manque à votre et à notre égard des sentiments de la plus élémentaire reconnaissance ; on colporte de pures inventions ; on essaye de faire croire au Pape que nous n'attachons que peu d'importance à la question de Filly et que nous nous sommes à ce sujet arrangés avec le Duc. Ecrivez à celui-ci une lettre énergique, et pour montrer aux Savoyards que nous n'avons pas peur, Brunisberg, votre représentant, s'installera à Filly, tandis que le nôtre, Stœr, prélèvera le vin ainsi que les autres revenus qui nous ont été attribués [2].

[1] L. Miss. H, f. 281. Le Nonce était prié de remettre sa réponse au porteur du message.

[2] CG, p. 145 et d. Miss. O, f. 68 ; la minute conservée à Berne permet de compléter certaines syllabes, qui ont été effacées ou rongées, dans la lettre envoyée à Fribourg. Une visite canonique, qui eut lieu à Filly le 16 avril 1518, y signale, de fait, la présence de Stœr : « Visitatio parrochialis ecclesie et abbatie Filliaci, que est sub vocabulo beate Marie Virgims, cuius quidem abbatia disceptatur inter reverendos Goyetos et Hudraycus (*sic*) Strorz helemanus. » (Arch. canton. de Genève. Visite des cures et églises n° IV, f. 637.) Sous le nom déformé de cet « allemand », on reconnaît notre Ulrich Stœr, et la rédaction, défectueuse, du recès explique l'affirmation — erronée — de Mgr Piccard (*op. cit.*, p. 475) que « les Suisses... présentaient comme abbé [de Filly] un allemand du nom d'Hudry Storz ». Le recès de cette visite de 1518 semble être l'un des textes sur lesquels se sont basés MM. Gonthier et Piccard pour dire ce qu'ils avancent au sujet du conflit relatif à Filly. La visite avait été demandée par l'évêque Jean de Savoie. Les chanoines de Filly étaient alors au nombre de dix. L'un d'eux était absent, et deux déparaient la communauté par leur irrégularité. Mgr Piccard, qui fait cette remarque, ajoute : « Les chanoines de Filly, malgré le relâchement de quelques-uns d'entre eux, continuaient à édifier les populations du Chablais » (*Op. cit.*, p. 178). Berne apprenant, par une lettre de Brünisberg que Fribourg lui avait transmise le 7 juin 1518 (RM 35, f. 91 et MB 8, f. 51v), les peines ecclésiastiques portées contre les moines par le vicaire général ou le fiscal de Genève, était d'avis — contrairement à Fribourg dont le premier mouvement avait été de protéger ces religieux — qu'ils les avaient bien méritées : « Als uns warlich begegnet, so füren die bemelten geistlichen im gotzhuß Fily ein ungeordnet wäsen, also das si in der nächst ver-

Le lendemain déjà, Fribourg s'acquittait de sa tâche, reprochant au Duc d'être la cause de ce qui venait de se passer, pour s'être, ainsi qu'on l'apprend ici, « vanté avoir fait accord avecq nous touschant ladite abbaye, et cella fait scavoir au cardinal de Flisco adversayre de nous chappitres... Et nous esmerveillions si tresgrandement de ce que summes [= sommes] ainsin traicteez par vostre moyen que summes voz si bons alliez et amis, que ne le scavons asses escripre... Doubtons, mon seignieur, que nous communaultés ne s'en meslassent de tieulle sourte que grand inconvenient en pourroit advenir et plustout sur vous que sur nulz aultre vehuz que de vous et par vostre sollicitation voulons entendre avoir cestuy inconveniant. Et pourtant reprions vostre grace que icelle vueilliez deffayre et annullé ce que contre nous et nous chapitres az esté pourchassé, et ce pour prévenir a tout ce que on pourroit exordre, et vous advertissons, mon seigneur, que cestuy affayre tousche au cuer de nostre peuple si grandement que ne le vous scaurions asses escripre et pource voulons bien avoir saulve nostre honneur »[1].

Le Duc répondit avec beaucoup de courtoisie : je ne demande pas mieux que de vous être agréable « vous saichant aussi tant rayson-nablez et si plain de bonne voulente anvers nous ». J'ai écrit au gouverneur du Pays de Vaud et chargé le secrétaire Lambert d'aller s'entretenir avec vous[2]. A Messeigneurs de Berne, il déclare en outre : c'est à mon insu que la sentence dont parle votre lettre a été affichée à Filly ; je suis heureux d'apprendre que l'affaire se traite maintenant à Rome. « Si c'estoit chose temporelle comme elle est ecclesiastique et

schinnen karwuchen ir mätzen und unutzfrowenn in dem gotzhuß gehept und die von inen nit haben wöllen sundern, wiewol si deß ermandt sind gewäsen, wir geswigen anderer mißhändel, so von inen gebrucht, darumb si dann citiert und zu straffen understanden werden und so wir mogen bedäncken, wo si von uns geschirmt, das wir dahär von Gott straff und unfal wurden erwarten, konnen wir uns der sach verrer nit beladen, dann das wir den obbemelten vicarien und viscal lassen handlen, das so inen zustat » (lettre de Berne à Fribourg du 9 juin 1518 ; CG, p. 149 ; cf. RM. Be 178, p. 25).

[1] MB 7, f. 71 (26 mars). A la lettre de Berne au Nonce, de même qu'à celle de Fribourg au duc de Savoie, était jointe une copie de la nouvelle sentence affichée aux portes des deux cathédrales. Tous deux étaient invités à remettre une réponse au porteur du message qui leur était envoyé. Berne transmit à Fribourg la réponse du Nonce (CG, p. 147 ; lettre du 31 mars), mais elle n'est pas conservée. Le Duc semble, par contre, n'avoir pas répondu immédiatement ; cependant, le manual de Berne fait allusion, un peu plus tard, le 13 avril, à un message reçu de la Savoie (RM. Be 177, p. 76).

[2] CG, p. 151. La lettre est datée de Turin, le 20 juin, sans indication d'année.

qu'il fust en nous de pouvoir sur et pendant obvyer a tous exploitz sans encourir censures et excommunications, voulentiers nous y employerions comme celluy qui vouldroit beaucop faire por amour de vous [1] ».

A s'en tenir à une lettre de Berne à Fribourg du 9 juillet [2] le Duc aurait en outre manifesté le désir d'avoir une entrevue avec les deux villes, proposition qui fut acceptée : la conférence fut, par Berne, fixée au 25 juillet. Nous ne savons si cette rencontre eut lieu. Ce qui est par contre certain, c'est que rien n'arrivait de Rome. Berne s'en plaint au Nonce, en date du 21 août 1518 : nos chanoines s'exposent, s'ils officient, à contracter une irrégularité ; intervenez auprès du Souverain Pontife et du cardinal Pucci, et, en attendant, absolvez-nous *ad cautelam* et indiquez à nos chanoines, qui ont interjeté appel, la ligne de conduite qu'ils ont à suivre [3]. Par lettre du 27 août, Berne faisait remarquer à Fribourg que le Nonce s'était encore adressé, entre autres, au cardinal de Medici [4], ce qui donnait une nouvelle raison d'espérer [5].

[1] UP 57, nº 301 ; la lettre, écrite à Thonon, est du 24 juin 1518.

[2] CG, p. 153 et d. Miss. H, f. 95. Nous ne possédons pas la lettre que Berne y dit écrire au Nonce ; le Ratsmanual (séance du 9 juillet, RM. Be 178, p. 71) en parle également et renvoie au missival latin ; mais celui-ci présente une lacune pour le mois de juillet presque entier.

[3] L. Miss. H, f. 319. Cf. la lettre du même jour de Berne à Fribourg (CG, p. 157).

[4] Le cardinal Jules de Medici — le futur Clément VII — né en 1478, cousin de Léon X et prieur de la commanderie de Saint Jean à Capoue, se rendit à Rome, dès la nomination du nouveau pape. Ce dernier le créa cardinal le 23 septembre 1513, après lui avoir déjà confié, le 9 mai de la même année, l'archevêché de Florence. Il devint, en 1517, vice-chancelier de la Sainte Eglise. C'était un homme actif et très influent, n'ayant pas le même caractère que Léon X, mais s'entendant bien avec ce dernier, qui en fit son héritier. Il se trouve aux côtés du Pape dans le portrait de Léon X de Raphael ; c'est lui qui commanda à ce dernier la Transfiguration et qui traita avec Michel Ange pour la création des célèbres sculptures de la chapelle des Medici à Florence.

[5] Lettre du 27 août ; (CG, p. 159). On apprend, par cette même lettre ainsi que par RM 36, f. 20^{v} (séance du 30 août), que Brünisberg était gravement malade et qu'on envisageait de le remplacer, comme admodiateur à Filly, par son père, qui s'y était rendu avec lui. C'est là un autre détail signalé, au sujet de l'affaire de notre monastère, par MM. Gonthier et Piccard qui, s'appuyant sur un acte du 21 octobre 1518, parlent d' « un ecclésiastique fribourgeois du nom de Jean Plenihominis » (latinisation de son autre nom : Volmann). De fait, à la mort de Brünisberg, survenue en septembre 1518, ce fut, après que le père de ce dernier eut mis les comptes à jour, le chapelain Ulrich Guidola qui fut désigné pour lui succéder (RM 36, f. 26, séance du 24 septembre 1518). Guidola accepta (RM 36, f. 35^{v} ; séance du 4 novembre) et fut installé par le chanoine P. Saloz (GS 1145). Guidola est attesté comme chapelain à Saint-Nicolas à partir de 1508, fut nommé chanoine de la Collégiale le 23 décembre 1530 et mourut, au plus tard, au début de 1534.

Il fallut, hélas ! abandonner cet espoir. Un peu avant le milieu de septembre 1518, le cardinal Fieschi avait fait afficher à Filly une nouvelle sentence d'excommunication contre les deux Chapitres. Berne, avisé par Fribourg, chargea Constant Keller, qui se trouvait à Zurich, d'aller trouver le Nonce pour l'inviter à agir plus énergiquement qu'il ne l'avait fait jusqu'ici et le rendre attentif aux troubles qu'une menace d'interdit ne manquerait pas de susciter dans la population [1] ; et, comme Stœr, qui s'était rendu à Berne, avait fait remarquer que c'était à la demande des parents que le cardinal possédait à Genève qu'avait été affichée cette excommunication, Fribourg fut invité à écrire vertement à ces derniers [2].

De son côté, le Pape, sans avoir connaissance encore de cette nouvelle menace, avait, dans un bref adressé au Nonce le 2 septembre, protesté contre l'excommunication fulminée précédemment et ordonné au Légat de suspendre, pour une durée de quatre mois, l'effet de ces mesures, d'interdire, sous peine d'excommunication, d'en porter de semblables et de lui fournir un rapport :

Dilecto filio magistro Antonio Puccio, camere apostolice clerico, ad Elvetios nuntio et notario nostro

LEO PP X

Dilecte fili salutem et apostolicam benedictionem. Non sine animi nostri displicentia accepimus quod dilecti filii canonici et capitula ecclesiarum sancti Vincentii Bernensis et sancti Nicolai de Friburgo Lausanensis diocesis, ob non paritionem litterarum executorialium super monasterio beate Mariæ Filiaci, ordinis sancti Augustini, Gebennensis diocesis, in favorem venerabilis fratris nostri Nicolai episcopi Albanensis cardinalis de Flisco nuncupati decretarum ad instantiam ipsius Nicolai episcopi, excommunicati et declarati [3], publicati fuerunt. Et quia memores sumus gratiam canonicis et capitulis prefatis per felicis recordationis Julium Papam II, predecessorem nostrum dicti monasteri factam et deinde per Nos approbatam fuisse, per presentes tibi committimus et mandamus, quatinus censuras prædictas ad quatuor menses auctoritate nostra suspendas, donec ad nos de omnibus plene informatus redieris, ut omnibus diligenter examinatis, remissum negocium ipsum, concordia aut via iuris

[1] Lettre de Berne à Constant Keller, alors à Zurich, du 15 septembre (d. Miss. O f. 114) et lettre à Fribourg, du même jour (CG, p. 161).

[2] Arch. canton. Fribourg, *Correspondance de Berne* (lettre du 16 septembre). C'est l'une des quelques pièces que n'a pas su découvrir l'auteur de la Collection Girard et qui est donc, de ce fait, conservée à nos archives cantonales.

[3] Telle est la leçon du manuscrit ; il faut évidemment intervertir ces deux mots.

terminemus. Interimque omnibus inhibeas, ne decætero dicto quadrimestri durante, sub excommunicationis latæ sententie pœna canonicos et capitula huiusmodi excommunicatos publicare presumant, tibique ut canonicos et capitula huiusmodi cum reincidentia absolvere possis, facultatem concedimus : in contrarium facientibus non obstantibus quibuscunque.

Datum Romæ, apud sanctum Petrum, sub annulo Piscatoris, die II septembris MDXVIII, Pontificatus nostri anno sexto [1].

En application des instructions reçues de Rome, le Nonce fit parvenir à Berne une déclaration [2], qui ne donna cependant pas entière satisfaction aux chanoines. Ceux-ci firent, en effet, remarquer au gouvernement que les termes dont s'était servi le légat du Saint-Siège en accordant l'absolution désirée, outrepassaient la teneur du bref pontifical. Aussi, pour éviter, écrivait Berne à Fribourg, en date du 8 octobre 1518, que nos chanoines et nous-mêmes ne tombions sous le coup de l'excommunication et de l'interdit, nous avons décidé d'envoyer quelqu'un à Rome, avec mission, entre autres, de faire apporter aux bulles les corrections nécessaires ; notre choix s'est porté sur le prévôt Stœr, qui a des relations dans la Ville éternelle et qui est mieux que tout autre au courant de cette affaire [3].

Quelques jours après cependant, Constant Keller fit remarquer à Messeigneurs de Berne que c'était là faire, selon lui, des dépenses inutiles ; il avait pu se convaincre des excellentes dispositions que nourrissait le Nonce à notre égard : il suffirait de lui envoyer quelqu'un pour l'inviter à nous conserver sa bienveillance et d'écrire, d'autre part, au Pape ainsi qu'au cardinal Pucci. Berne se rallia immédiatement à cette manière de voir et en fit part à Fribourg, joignant à sa lettre — elle était du 13 octobre — trois copies du bref pontifical absolvant les deux Chapitres, avec prière de le faire afficher à Lausanne, à Filly et à Genève et « de prouver ainsi, spécialement aux Savoyards, que le Pape ne nous abandonnait pas » [4].

Fribourg accepta la proposition qui lui était présentée et fit, de

[1] Arch. canton. de Berne. *Fach. Stift.* C'est de nouveau le bref original, de 6 lignes, sur vélin.

[2] Nous ne la possédons pas.

[3] RM. Be 179, p. 26 ; d. Miss. O, f. 120 et CG, p. 163.

[4] « Damitt mäncklich und besundert die Savoyschenn mogen spüren, das ir und wir von Bäpstl. Heil. noch nit syen verlassen » ; d. Miss. O, f. 121 et CG, p. 165 ; cf. RM. Be 179, p. 28. On lit dans GS 1145 : « Am Losner kilchwuchen aben Her Pauly [Rappolt] umb dru coppien der absolution gan Fily geschickt an die porten der kilchen zu Jenff und Losen zu schlachen... Uff dem selbigen tag herr Petter Saloz die vorgemelten copien gan Filly zu tragen und anzuschlachen. »

son côté, savoir à Berne que l'avoyer Pierre Falk avait appris dans le Lavaux, de la bouche d'un ecclésiastique genevois, que le cardinal Fieschi ne demandait en réalité pas du tout l'abbaye de Filly pour lui-même, mais qu'il l'avait résignée d'avance à un jeune homme, parent de l'abbé précédent, Pierre Goyet, lequel avait à Rome un agent qui plaidait en sa faveur et qui devait recevoir en échange une pension à prélever sur les biens du monastère [1]. Fribourg estimait qu'il fallait signaler ce petit coup de théâtre au Nonce et au Pape, dans la lettre qu'on allait leur écrire, mais, sur ce point, Berne ne fut pas du même avis ; aussi bien dans les messages destinés au Souverain Pontife et au cardinal Pucci que dans celui qui fut adressé au Nonce, qui était prié de les faire parvenir à destination, on se contentait de renouveler la demande telle qu'elle avait été formulée précédemment, comme si c'était bien pour lui-même que le cardinal Fieschi eût sollicité les biens de l'abbaye savoyarde [2].

Le résultat de cette démarche fut l'envoi, par Léon X, en date du 20 décembre 1518, d'un bref au prévôt de Zurich. A notre demande, disait le Pape, le Nonce avait suspendu pour une durée de quatre mois les censures encourues par les Chapitres de Berne et de Fribourg. Ceux-ci espéraient que, entre temps, les choses s'arrangeraient ; mais les chanoines, craignant de ne pas arriver à un accord avant le terme fixé, désirent une prolongation de six mois. Faites-leur savoir que ce nouveau délai leur est accordé :

Leo X : Præposito ecclesiæ Turicensis, Constantiensis diocesis. Dudum per alias nostras in forma brevi literas venerabili fratri Antonio Puccio, episcopo Pistoriensi, tunc in minoribus constituto ac nostro et apostolicæ sedis in partibus Helvetiorum nuntio, dedimus in mandatis, quatenus dilectis filiis Bernensibus et Friburgensibus oppidorum Lausannensis diocesis ecclesiarum capitulis, ab excommunicationis necnon aliis censuris et pœnis, quibus ad [instantiam] venerabilis fratris nostri Nicolai, episcopi

[1] RM 36, f. 29^{v} (séance du 14 octobre 1518) et lettre du même jour, dans MB 8, f. 60. Le nom de Pierre Goyet — connu par ailleurs — n'est pas donné dans ces deux textes, qui se contentent de désigner ce jeune homme comme étant le cousin, « Vetter », d'Amblard Goyet. Il faut toutefois ne pas oublier que le mot *Vetter* avait alors, comme il a d'ailleurs encore aujourd'hui chez nous, un sens assez élastique. C'est ainsi que Watteville, dans la lettre du 2 septembre 1517, citée ci-dessus, dit que le Nonce Pucci était le neveu (*Bruderssohn*) du cardinal du même nom ; dans sa lettre du 23 février 1518, Berne fait de Laurent Pucci, le *nepos* du cardinal, tandis que dans celles du 21 août 1518, du 2 mars 1519, etc., il est dit du cardinal qu'il est le *Vetter* du Nonce.

[2] Les 3 lettres sont datées du 19 octobre et se trouvent dans le missival latin (l. Miss. H, f. 329, 329^{v} et 328^{v}).

Albanensis, etiam forsan ob rei iudicatæ non paritionem irretiti existebant, ad quatuor dumtaxat menses extunc computandos, infra quos capitula ipsi cum eodem Nicolao episcopo concordiam inire sperabant, absolutionis beneficium cum reincidentia impartiret. Ipseque Antonius nuntius, ad dictarum literarum executionem procedens, capitula huiusmodi a censuris eiusdem ad dictos dumtaxat quatuor menses absolvit, prout in nostris prædictis continetur et prædicti Antonii nuntii desuper confectis literis dicitur contineri plenius. Cum autem, sicut præfati capitula nobis nuper exponi fecerunt, finis dictorum quatuor mensium, infra quos concordiam eandem ad finem debitum perducere non posse formidant, instare noscatur, pro eorundem capitulorum parte nobis fuit humiliter supplicatum, ut eis ad alios sex menses a fine primo dictorum quatuor mensium computandos de absolutionis beneficio aliisque eorum commoditatibus providere de benignitate apostolica dignaremur. Nos igitur, eosdem capitula et illorum singulares personas a quibusvis excommunicationis, suspensionis et interdicti aliisque ecclesiasticis sententiis, censuris et pœnis, a iure vel ab homine quavis alia, prout præmittitur, occasione vel causa latis, si quibus quomodolibet innodati existunt, ad effectum præsentium dumtaxat consequendum harum serie absolventes et absolutos fore censentes, Discretioni Tuæ mandamus, quatenus capitula huiusmodi ad effectum, ut commodius concordiam eandem inire valeant, a sententiis, censuris et pœnis, quibus ad dicti Nicolai episcopi instantiam irretiti, ut præfertur, existunt, ad alios dumtaxat sex menses, a fine dictorum quatuor mensium computandos cum reincidentia absolvas et absolutos fore nunties, iniuncta eis pro modo culpæ pœnitentia salutari [1]. *(A suivre.)*

[1] Nous citons Wirz, *Bullen u. Breven*, p. 297.

Sebastian Werros Chronik der Bischöfe von Lausanne 1536-1607

Von O. PERLER

Die Eroberung der Waadt, die Flucht des letzten Bischofs von Lausanne, die Verbannung und schließliche Auflösung seines Kapitels, die Einführung der Reformation im Kerngebiete seiner Diözese, die Neugestaltung des zerschlagenen Sprengels gehören zu den denkwürdigsten Begebenheiten der westschweizerischen Kirchengeschichte. Die Quellen dazu fließen nicht allzu reichlich und die Darstellungen sind widerspruchsvoll. Es fehlte vor allem an Stimmen aus der Reihe jener, die durch das gewaltsame Vorgehen Berns in ihren Rechten verletzt waren und die an den Wiederaufbau ihre besten Kräfte verschenkten. Die hier veröffentlichte Chronik des Freiburger Historikers und Propstes Sebastian Werro kann bei ihrer Kürze diese Lücke nur in bescheidenem Maße ausfüllen.

Was den Urheber zu ihrer Abfassung veranlaßte, war zunächst ein rein geschichtliches Interesse. Während seines Studienaufenthaltes in Freiburg im Breisgau war dieses in ihm geweckt worden durch Jakob Beurer, den ersten Inhaber des Lehrstuhles für Geschichte an der dortigen Universität [1]. Persönliche Beziehungen zu Baronius während eines zweiten Studienaufenthaltes in Rom müssen es bestärkt haben [2]. Über zwanzig Jahre arbeitete Werro an einer Weltchronik, die 1599 erschienen ist [3]. Methode und Anlage derselben finden wir wieder in unserer, frühestens 1608 abgeschlossenen [4], Bischofschronik.

Was den Verfasser darüber hinaus innerlich bewegte, war die Sorge um den Fortbestand der schwer heimgesuchten Diözese, um die

[1] Vgl. *Sebastian Werro*, in Freiburger Geschichtsblätter 35 (1942) S. 13, 16 f.
[2] Ebd. S. 44 f.
[3] Ebd. S. 85 ff.
[4] Die letzte Eintragung stammt zwar aus dem Jahre 1607. Da indessen Werro einen seiner Bischofskandidaten von 1601, Wilhelm Rink von Baldenstein als Bischof von Basel bezeichnet, so kann diese Notiz nicht vor 1608 geschrieben worden sein. Wahrscheinlich ist die ganze Chronik um diese Zeit in einem Zuge verfaßt worden.

gesicherte, ununterbrochene Nachfolge im bischöflichen Amte, um das Schicksal des Kapitels der Kathedrale. Als Pfarrer von Freiburg, als Propst zu St. Niklaus, als bischöflicher Vikar für Freiburg, als Administrator der Diözese hatte sich ihm die kirchliche Neugestaltung als unermeßliche Aufgabe seiner Zeit gestellt, an deren Lösung er tatkräftig mitwirkte. Mit auffallendem Nachdruck behandelt er in der Chronik die Bischofswahl. Er lehnt entschieden das Vorschlagsrecht ab, das der Herzog von Savoyen und der König von Frankreich sich anmaßten. Darin offenbart sich weniger Werros politische Einstellung, die ihn wiederholt zum offenen Widerspruch mit der Frankreich freundlichen Partei geführt hatte [1], als vielmehr sein Eifer für die Restauration. Die savoyische Politik war für den Katholizismus kein Glück gewesen. Nach der Preisgabe der Waadt war dem Herzog ohnehin jede Grundlage zu einer Einsprache in kirchliche Belange genommen. Jetzt galt es, die zerschlagene Diözese neu zu ordnen, die Bischofswahl zu regeln, für den verbannten Bischof einen Bischofssitz, eine neue Kathedrale, ein Kapitel zu schaffen, diesem das Wahlrecht zu übertragen, im besten Falle den katholisch gebliebenen Regierungen von Freiburg und Solothurn ein Vorschlagsrecht einzuräumen. Diese Fragen hatte Werro im Auftrag des Apostolischen Nuntius bereits als Administrator der Diözese mit dem Freiburger Rat besprochen [2]. Sie waren schon 1587 aufgeworfen worden [3]. Man darf sich heute fragen, ob nicht Werro selbst damals schon die treibende Feder, wenigstens der Verfasser des anonymen, nur in Abschrift erhaltenen Briefes [4] an den Nuntius (?) war. Die gleiche Sorge, die gleichen Gedankengänge beherrschen auch die Chronik. Ausführlich wird in ihr die rechtliche Seite der Frage

[1] Freiburger Geschichtsblätter a. a. O. S. 46, 56 f.

[2] Vgl. *L. Waeber*, Les diverses tentatives d'ériger en cathédrale la Collégiale de Saint-Nicolas, Semaine cath. de la Suisse française 53 (1924) S. 757 ff.

[3] Ebd. S. 747 ff.

[4] Freiburger Kantonsarchiv, Geistl. Sachen, Nr. 327. Die Schrift ist nicht jene Werros. Dem Stil und Inhalte nach (gutes Latein, Schrifttexte, bezw. Beispiele) könnte der Brief sehr wohl Werro zum Verfasser haben. Dieser hatte mit Nuntius Bonhomini so freundschaftliche Beziehungen unterhalten (vgl. Freiburger Geschichtsblätter a. a. O. S. 24 f., 30 f. usw.), daß ihm solche Verhandlungen mit dessen Nachfolger, der vermutlich der Adressat war, zuzumuten sind. Auffallend sind zwei ähnlich lautende Stellen im Briefe und in der Chronik: «Etenim in vita nulli supersunt ex Lausannensi ecclesia canonici, penes quos ius eligendi episcopi sui iam ante constabat» (GS 327). «... numquam tentassent canonici isti quatuor superstites electionem, nisi compertum habuissent id de veteri iure consuetum esse» (Chronik).

behandelt. Die neue Quelle zeigt uns jedenfalls die kirchliche Neugestaltung, Werros Auffassung und tatsächlichen Beitrag in neuem Lichte.

Von den wenigen, völlig neuen Einzelergebnissen zur Geschichte der Diözese Lausanne seien die wichtigsten hier zusammengefaßt vorausgeschickt. Für die ausführliche Behandlung sei auf den Kommentar zum Text hingewiesen :

Sebastian von Montfalcon, der letzte in Lausanne residierende Bischof, hatte seine Stadt Ende März 1536 beim Herannahen der bernischen Übermacht fluchtartig verlassen. Nach unserer Chronik wäre er durch bernische Verwandtschaft eingeschüchtert zu seiner feigen Handlungsweise veranlaßt worden.

Die Ausweisung des Kapitels von Lausanne im Frühjahr 1537 war bereits durch die Schilderung Pierrefleurs aus Orbe und durch den Bericht der bernischen Kommissare bekannt. Von diesen Berichten unabhängig, wird hier eine neue Darstellung geboten, bei der sowohl Berns gewalttätiges, hinterhältiges, durch die Gier nach Macht und Besitztum geleitetes Vorgehen als auch die Treue des Kapitels beleuchtet wird. Sämtliche Kapitelsherren hätten die Verbannung dem Abfall vorgezogen.

War bis jetzt die letzte Nachricht vom Fortbestehen des Kapitels in Evian ein Testament aus dem Jahre 1542, so weiß Werro zu berichten, nach dem Tode Sebastian von Montfalcons (1560) hätten die letzten vier überlebenden Domherren ihr bischöfliches Wahlrecht auszuüben versucht.

Bischof Alardet, über den die verschiedensten Meinungen herrschen, starb im Monat Mai 1601, vor (dem Eintreffen) der amtlichen Bestätigung und vor erfolgter Bischofsweihe.

Bei sämtlichen hier in Betracht kommenden Bischofswahlen beanspruchte der Herzog von Savoyen und 1607 auch der König von Frankreich ein Vorschlagsrecht.

Franz von Sales, Wilhelm Rink von Baldenstein, später Bischof von Basel, Abt Udalrich Amstein von St. Urban waren nebst andern, um 1600 von Werro, damals Administrator der Diözese, als Bischofskandidaten für die verwaiste Diözese dem päpstlichen Nuntius vorgeschlagen worden.

Der Quellenwert der neuen Chronik darf nicht unterschätzt werden. Die zeitgenössischen Angaben verdienen unumschränktes Vertrauen. Für die ältere Zeit war der Verfasser auf andere Quellen angewiesen.

Über die Ereignisse, welche sich 1536/37 in der Waadt abspielten, werden ihm Berichte von Augenzeugen zur Verfügung gestanden haben. Mehrere der verbannten Kapitelsherren ließen sich später in Freiburg nieder. Bei der wohl mittelbaren Überlieferung und vereinfachenden Abkürzung sind dem Chronisten freilich Ungenauigkeiten unterlaufen. Sie werden aber seine Aussagen nicht im Wesen berühren. Für die spätere Zeit dürften amtliche Schriftstücke, z. B. des Kapitelsarchivs und der Freiburger Staatskanzlei, vorgelegen haben. Das entspricht der Methode, die Werro, geschulter Historiker, in seinen übrigen zahlreichen veröffentlichten und unveröffentlichten Werken befolgt. Die Gewissenhaftigkeit, Scharfsinnigkeit und Sachlichkeit, die sich in ihnen offenbart, dürften wir auch für die Bischofschronik voraussetzen.

Die *Handschrift* selbst, welche die Chronik enthält, war mit andern Schriftstücken Werros durch Vermächtnis der (ausgestorbenen) Familie Werro in den Besitz der Freiburger Kantonsbibliothek gekommen. Diese Quellen waren dem ersten Biograph Sebastian Werros, Romain Werro [1], bekannt gewesen. Er hat sie benutzt, die wichtigsten sogar im Wortlaut veröffentlicht. Die Chronik selbst ist ihm entgangen, da sie, bloßer Entwurf von wenigen Seiten, in einem unscheinbaren Sammelband verborgen war. Dieser, eine nicht signierte Papierhandschrift mit Pergament Einband, in Quartformat, trägt den Titel: Miscellanea. Sum Sebastiani Werronis. 1574. Werro stand damals im letzten Jahre seiner Universitätsstudien zu Freiburg im Breisgau. In den Sammelband trug der Besitzer verschiedene Notizen ein, wie Auszüge aus P. de la Ramée, Glarean, Vorlesungen von Thomas Freigius. Später benutzte er die leer gebliebenen Blätter zu verschiedenen Entwürfen. Darunter Bl. 69v-70r eine Sukzessionsliste der Bischöfe von Lausanne: Successio Episcoporum Lausanensium. Im Anschluß daran, Bl. 70v-71v, unsere Chronik: Chronicon de Episcopis Lausanensibus a derelicta ecclesia. Die Sukzessionsliste enthält die Namen der Bischöfe mit chronologischen, selten biographischen Angaben und kritischen Bemerkungen. Quelle für die ältere Zeit war das Kartular des Propstes Konon von Estavayer († 1243) [2]. Nur selten wird dieses aus andern Autoren, bezw. Quellen ergänzt oder berichtigt. Für die neuere Zeit lag ein nicht mit Namen genannter Autor aus Lausanne vor. Eine ausführliche

[1] *R. Werro*, Notice sur la vie et les écrits de Sébastien Werro, Fribourg 1841.

[2] Das ergibt sich aus einem Vergleich und der Angabe Bl. 69v: «Et hactenus liber pergamenicus perantiquus Lausannae.»

Behandlung und Wiedergabe dieser Liste lohnt sich nicht. Die anschliessende Chronik hingegen geben wir im Wortlaut. Die Orthographie allein wurde vereinheitlicht und der heutigen Schreibweise angepaßt.

Chronicon de episcopis Lausannensibus a derelicta ecclesia

Anno Christi 1536. Sebastianus a Montefalcone, episcopus Lausannensis, sororem habuit matrimonio iunctam Sebastiano a Wattenwyl Bernensi, cuius terroribus persuasus loco cessit destituitque civitatem Lausannam [1].

[1] So wie die Angabe lautet, ist sie unrichtig. Zunächst in bezug auf den Familiennamen wird Seb. Werro ein Versehen unterlaufen sein. Seb. v. Montfalcons Schwester, Johanna die Jüngere, hat sich am 30. März 1519 mit Christoph von Diesbach, Herr zu Worb (Bern) verheiratet. Beide Eheleute sind mit ihren Familienwappen auf einem Livre d'heures dargestellt. Vgl. *Ch. de Ghellinck Vaernewyck*, La généalogie de la maison de Diesbach, Gand 1921, S. 156 f. Eine Ehe einer Schwester Seb. v. Montfalcons mit einem Seb. v. Wattenwyl ist unbekannt. Weder *E. A. de Foras*, Armorial et nobiliaire de l'ancien duché de Savoie, t. IV (1900) S. 99, noch *M. v. Stürler*, Berner Geschlechter, Handschrift der Berner Stadtbibliothek, noch die 1943 in Bern bei Wyß herausgekommene anonyme Genealogie der Familie von Wattenwyl wissen davon. Herr Staatsarchivar L. Junod teilt mir verbindlichst mit, daß auch seine Nachforschungen im waadtländischen Staatsarchiv erfolglos waren. Die gleiche Antwort wurde mir vom Personal ebenfalls des Berner Staatsarchivs erteilt. Die Genealogien erwähnen überhaupt keinen Seb. v. Wattenwyl um diese Zeit. Die Verwechslung Diesbach-Wattenwyl dürfte aus der Rolle zu erklären sein, welche angesehene Mitglieder der Familie von Wattenwyl bei der Einführung der Reformation in Bern und in der Waadt spielten. Schultheiß Jakob v. W. († 1525) war ein Wegbereiter der Neuerung in Bern gewesen. Sein ältester Sohn Niklaus, Propst zu Lausanne, brach mit der Vergangenheit und verehelichte sich 1526 mit der Nonne Klara May. Beim Religionsgespräch von Lausanne (1536) war er einer der vier von Bern bestimmten Vorsitzenden. Vgl. *M. Schmitt*, Mémoires historiques sur le diocèse de Lausanne, t. II (Fribourg 1859) S. 366; Sammlung bernischer Biographien IV (1902) S. 207-214; 214-216. S. Werros Urteil braucht wegen dieser Verwechslung nicht jeden geschichtlichen Wertes bar zu sein. Es spiegelt zum wenigsten den Eindruck, den des Bischofs Gebaren bei den Untergebenen hinterließ. Tatsächlich dürfte aber — die Verwechslung Diesbach-Wattenwyl vorausgesetzt — Werros Auffassung, Seb. v. Montfalcon hätte aus Familienrücksichten Bischofsstadt und Herde preisgegeben, nicht unbegründet sein. Nicht so sehr Christoph von Diesbach als dessen Verwandte waren an den damaligen politischen und religiösen Geschehnissen beteiligt gewesen, und Seb. v. Montfalcon hatte die Beziehungen mit ihnen nicht abgebrochen. Johanna, die Schwester des Bischofs, überlebte ihren Gemahl Christoph von Diesbach, der bereits 1522 starb. Sie verheiratete sich noch zweimal (*E. A. Foras*, a. a. O. t. IV S. 99), lebte jedenfalls noch 1539 (ebd. Anm. 9). Ihre Tochter Anna aus erster Ehe mit Christoph v. Diesbach erhielt als Vormund zunächst den Bruder ihres Vaters, Johann v. Diesbach, dann einen Vetter ihres Vaters, Sebastian v. Diesbach (vgl. *Ghellinck*, a. a. O. S. 157). Sie, also die Nichte des Bischofs, befand sich 1539 in der Familie des Niklaus v. Diesbach, Vogt von Thun. Dieser berichtet Seb. v. Montfalcon, seinem

1536. Canonici perstiterunt constantes accepto senatus consulto ex urbe Berna, postquam Lausanna a Bernatibus occupata erat, libertatem illis concessam esse cum vitae tum religionis catholicae exercendae [1].

1537. Interim, ludibrio omnibus expositi adeunt praefectum Bernensem in castro episcopi residentem; conqueruntur privilegia vituperari, quae praefectus blandis verbis ex senatus consulto aiebat denuo redintegrata. Postridie convocat omnes canonicos in castrum, qui hesterno benigno responso lactati facile omnes spe bona conveniunt. In atrio castri sub dio constituti nec ascendere in aulam nec egredi permittuntur clausis quippe portis et ponte pensili sublato. Descendit praefectus Bernensis, increpat vehementer pertinaciam canonicorum tamdiu in superstitione (aiebat) catholica persistentium profertque senatus consultum recens, quo iubebantur canonici omnes in carcerem conici aut titulos et literas reddituum atque proventuum omnes exhibere praefecto tam eas, quas Friburgum, Pater-

« cousin », Anna sei von verschiedenen Edelleuten umworben. Er frägt ihn und die Mutter der Tochter um ihre diesbezügliche Meinung an (*E. A. Foras*, a. a. O. S. 99 Anm. 9). Am 11. Sept. 1539 verheiratete sich dann die Nichte des Bischofs mit Petermann Erlach, Herr von Bümpliz. Dieser war 1545 Vogt von Grandson, 1558 und 1564 von Lausanne. Bereits 1536 hatte er im Namen Berns mit Johann Rudolph v. Diesbach, einem andern Vetter des Christoph v. Diesbach, mit Franz Naegeli und Peter Cyro (Girod) — beider Anteil an der Eroberung der Waadt ist bekannt — im Val d'Aoste verhandelt, um zwischen Genf und Savoyen eine Versöhnung herbeizuführen (*Ghellinck*, a. a. O. S. 164). Zur politischen Tatigkeit dieser und anderer Anverwandten des Bischofs aus der Familie der Diesbach wäre zu vergleichen *Ghellinck*, a. a. O. S. 217 ff. Sebastian v. Diesbach; S. 257 ff. Johann Rudolph v. Diesbach; S. 689 ff. Jost v. Diesbach; (dieser war anwesend beim Religionsgespräch von Lausanne); S. 755 ff. Niklaus v. Diesbach, Mitglied des Kleinen Rats seit 1535, Vogt von Thun 1537; in seiner Hut befand sich die Nichte des Bischofs, so oben. Vgl. auch die Hinweise bei *Ch. Gilliard*, La conquête du pays de Vaud par les Bernois (Lausanne 1935) S. 97, 162 Anm. 1, 271 Anm. 3. Seb. von Montfalcon war somit ohne Zweifel verwandtschaftlich mit einflußreichen Politikern und Soldaten Berns verbunden. Daß er sich durch solche Bindungen beeinflussen ließ, ist sehr wohl möglich. Einschuchterung lag überhaupt in der Taktik der Berner bei der Eroberung der Waadt. Vgl. *O. Vasella*, Der Krieg Berns gegen Savoyen im Jahre 1536. Zeitschrift f. Schweiz. Kirchengeschichte 29 (1935) S. 245 f.

[1] Die Truppen Berns hatten sich der Stadt Lausanne am 31. März 1536 bemächtigt. Wie an andern Orten, hatten die Sieger auch in Lausanne Kultus- und Gewissensfreiheit versprochen, freilich im bewußten Widerspruch zu ihrer Forderung, den Predikanten die Verkündigung des neuen Glaubens zu gestatten. Bern hielt ebenso wie die katholischen Regierungen an der Ausschließlichkeit *seiner* Religion fest. Sie war durch das vom Staat übernommene und angewandte Prinzip der Schrift als einziger Glaubensquelle von selbst gegeben. Vgl. *O. Vasella*, a. a. O. S. 247 f. Als am 16.-18. Mai 1536 Sebastian Naegeli als Vogt vorgestellt und nach widrigen Verhandlungen eingesetzt wurde, versicherte Bern, den Unterdrückten ihre alten Freiheitsrechte belassen zu wollen. Sebastian Naegeli richtete sich im bischöflichen Schlosse Saint-Maire ein. Abschließend wurde auch mit den Kapitelsherren verhandelt. Die Originaltexte bei *O. Vasella*, a. a. O. Zeitschrift f. Schweiz. Kirchengeschichte 30 (1936) S. 300-302.

niacum atque Valesiam clam miserant, quam quas adhuc Lausannae servabant. Considerato periculo canonici annuerunt praeter unum auctoritate minus celebrem, qui constanter dissuasit solidis argumentis, quae tamen nullius momenti esse potuerunt. Exhibiti itaque sunt tituli proventuum omnes praefecto haeretico et excesserunt canonici omnes ex civitate Lausannensi ad alias ecclesias anno uno post expulsum episcopum [1].

[1] Der Verfasser der Chronik übergeht die Ereignisse (Religionsgespräch von Lausanne, Unterdrückung der Kultusfreiheit, Promulgierung des Reformationserlasses vom 24. Dez.), welche im Laufe des Jahres von der politischen zur religiösen Unterwerfung der Waadt führten. Vgl. die Darstellung bei *A. Ruchat*, Histoire de la réformation de la Suisse, t. IV, 1836 ; *E. Dupraz*, La cathédrale de Lausanne (1906), S. 398 ff. ; *H. Vuilleumier*, Histoire de l'Eglise réformée du pays de Vaud, t. 1er, 1927 ; *Ch. Gilliard*, La conquête du Pays de Vaud (1935). Um das Schicksal des Kapitels, dem das Recht der Bischofswahl zustand, besorgt, berichtet Werro gleich von dessen Auflösung in Lausanne und von dessen Treue zum alten Glauben. In Ausführung des Reformationserlasses beeilte sich Bern, nach einer ersten Aufteilung der weltlichen Besitztümer des Fürstbischofs, nun im Frühjahr 1537 auch die kirchlichen Güter an sich zu ziehen. In den Instruktionen vom 11. Jan. 1537 war zwar den Kommissaren schonende Behandlung empfohlen, aber doch alle Gewalt und Handlungsfreiheit gewährt worden (Text bei *O. Vasella*, a. a. O. 30 [1936] 294). Am 15. Febr. erschienen vier bernische Kommissare in Lausanne. Sie versammelten das Kapitel und den Klerus, teilten amtlich den Inhalt des Reformationserlasses mit, stellten vor die Wahl, sich für die Reformation zu entscheiden und zu bleiben oder aber die Stadt zu verlassen. Die Kapitelsherren zogen die Verbannung dem Abfalle vor. Sie wurden daraufhin aufgefordert, das gesamte Kirchenvermögen zu erklären und abzugeben. Einige Werttitel sollen nach Freiburg und ins Wallis verbracht worden sein. Der Kirchenschatz war größtenteils schon früher den Stadtbehörden anvertraut worden. Dekan Johann Musard bewahrte das Übrige auf. Als in der Nacht vom 16. auf den 17. Februar Domherr Fr. Vernet in der Sakristei überrascht wurde, setzten die Kommissare die Kapitelsherren in Kerkerhaft, um durch dieses Mittel die Auslieferung sämtlichen Kirchengutes zu erzwingen. Nach mehrtägiger Freiheitsberaubung lieferten die Eingekerkerten die geforderten Gegenstände dem Stadtvogt Seb. Naegeli aus. In Freiheit gesetzt, verließen sie am 27. Februar die Stadt und begaben sich nach Evian. Soweit die Darstellung von *E. Dupraz*, a. a. O. S. 410 ff. Sie geht im wesentlichen auf *E. Chavannes*, Le trésor de l'église cathédrale de Lausanne (1873), S. 13 ff., zurück. Die vorzüglichsten Quellen beider sind der von Chavannes in Auszügen gebrachte « Rodell allerley admodiatzenn usw. 1536-1537 » und die Mémoires de Pierre de Pierrefleur d'Orbe (Ausgabe *A. Verdeil*, Lausanne 1856, S. 174 f. ; neue Ausgabe *L. Junod*, Lausanne 1933, S. 130 f.). Werros gekürzter, zusammenfassender Bericht stimmt damit nur im wesentlichen überein ; er ist nicht frei von Ungenauigkeiten ; er enthält aber Einzelheiten, die einen Augenzeugen verraten. So ist zur genauen Beschreibung der Örtlichkeiten, des Schlosses Saint-Maire, des Hofes, der Zugbrücke zu vergleichen *M. Reymond*, Les Châteaux épiscopaux de Lausanne (1911), S. 162 ff. Da verschiedene Kapitelsherren später nicht nur amtshalber nach Freiburg kamen, sondern sich hier dauernd niederließen, können Werro auf diesem Wege genaue Berichte zugekommen sein, wenigstens mittelbar. In Betracht kommen vor allem Jean Musard, später Propst zu Freiburg († 1547). H. Sapientis war noch 1549 Pfarrer in Villaz-Saint-Pierre. P. Warnery starb 1550 in Freiburg. Propst und

Generalvikar Fr. de Lutry muß sich häufig in Freiburg aufgehalten haben und ließ sich wahrscheinlich hier nieder. Belege bei *E. Dupraz*, a. a. O. S. 425, 443, 445, 459.

Aus dem Berichte Werros hebe ich folgende, sonst nicht bekannte Einzelheiten hervor: Er allein erwähnt, die Domherren hätten Werttitel außer nach Freiburg und ins Wallis auch nach Payern geflüchtet. Das ist nicht unwahrscheinlich. Freiburg und Bern stritten sich lange um die Güter des Cluniazenser Stiftes. Als die Mönche sich durch die reformatorischen Wirren bedroht sahen, begaben sie sich bereits 1532 unter den Schutz Freiburgs. Vgl. *M. Reymond*, L'abbaye de Payerne, Revue historique vaudoise 21 (1913) S. 132. Während des Feldzuges von 1536 hielt Freiburg das Kloster besetzt. Durch Vermittlung der Eidgenossen kam es Ende des Jahres zu einem Vertrag zwischen beiden Städten, der im folgenden Jahre, am 19. Dez., ergänzt wurde. Diesem Vertrag entnehmen wir, daß Freiburg zur Zeit der Besetzung der Waadt Werttitel und Abgabenverzeichnisse, Kirchenzierden und liturgische Gewänder nach Murten hatte schaffen lassen. Ebd. S. 138 ff. Die Domherren konnten daher Payern, wenigstens das Kloster als Zufluchtsstätte betrachtet haben. Nach der Aufhebung des Klosters zogen mehrere Konventualen nach Freiburg (Givisiez, Grolley). Dem letzten überlebenden P. Truffin, später Pfarrer in Colmar, entrichtete Freiburg bis zum Jahre 1590 eine Pension. Vgl. *A. Dellion*, Dictionnaire historique et statistique des paroisses cath. du canton de Fribourg, t. VI S. 383 f., 566 f.; t. VIII S. 426 ff.

Wiederum weiß Werro allein zu berichten, ein einziger der Domherren hätte sich der Herausgabe der Wertgegenstände widersetzt, ohne daß seine Gründe Beachtung fanden. Sein Name ist nicht bekannt, es sei denn, wir müßten ihn mit dem oben genannten Fr. Vernet gleichsetzen, der nachts in der Sakristei überrascht worden war. Das ist aber nicht wahrscheinlich. Vernet hatte bereits unter Aymont von Montfalcon und später wieder zu hohe Amtsstellen bekleidet, um der von Werro genannte « auctoritate minus celebris » sein zu können.

Von allen Berichten über das Schicksal der Kapitelherren ist jener von Pierrefleur der ausführlichste (Ausgabe *L. Junod*, S. 130 f.). Nach diesem wurden die Domherren vor die Wahl gestellt, die Reform anzunehmen und im Genusse ihrer Benefizien zu verbleiben oder aber, im Falle der Weigerung, die Stadt innerhalb einer gesetzten Frist zu verlassen, wohin es jedem beliebe. Die meisten zogen sich indessen nach Evian zurück, wo sie den Chordienst weiter versahen. Die Historiker (*Ruchat, Verdeil, Vulliemin, Vuilleumier*) haben Pirrefleur dahin verstanden, daß einige Domherren zur Reform übertraten, umsomehr als der Aufenthalt des einen oder andern später in der Waadt bezeugt ist, ja sogar staatliche Gelder von ihnen bezogen wurden. Vgl. insbesondere *H. Vuilleumier*, Histoire de l'église réformée du pays de Vaud (1927), S. 235 f. *E. Dupraz*, a. a. O. S. 414, bestritt die Stichhaltigkeit der Beweise für den Abfall auch eines einzigen. Unser Chronist scheint ihm Recht zu geben. Er behauptet mit Nachdruck: « Es zogen aus die Domherren alle aus der Stadt Lausanne nach andern Kirchen. » Er sagt damit zum wenigsten, das Kapitel hätte gesamthaft die Stadt verlassen, also die Treue zum alten Glauben bewahrt. Nicht ausgeschlossen ist, daß der eine oder andere bei dieser Gelegenheit nicht gegenwärtig war oder später zurückkehrte. Jedoch entspricht diese Annahme dem Sinne und Geiste der Aussage Werros nicht. Es müßten dafür einwandfreie Beweise erbracht werden. Selbst der Aufenthalt in der Waadt nach der Einführung der Reformation, selbst die Gewährung von Staatsgeldern ist noch kein unumstößlicher Beweis. Ist doch bekannt, daß Berns Reformationsbestimmungen selbst bei den Behörden auf Widerspruch stießen, daß der Rat von Lausanne noch 1539 eine finanzielle Unterstützung solchen gewährte, die in Evian, wohin das Kapitel sich zurückgezogen

1560. Sebastianus episcopus Lausannensis vixit a derelicta ecclesia sua Camberiaci in Sabaudia aut vicinis locis annos 24. Obiit circa annum domini 1560 [1].

Canonici tunc superstites fuerunt quattuor, qui tentarunt novum eligere episcopum [2].

1560. Carolus Ludovicus Alardet episcopus Romae praesentatur (quantum constat) a duce Sabaudiae. Fuerat vero Carolus iste paedagogus olim serenissimi ducis Sabaudiae Caroli Emmanuelis. Decimo post mense obiit Carolus Ludovicus nondum consecrata (sic) confirmatione neque consecratione episcopali, forte quod Romae disputaretur de iure nominandi propter electionem factam a canonicis [3].

hatte, ihrer Osterpflicht genügen wollten. Vgl. *E. Chavannes*, Extraits des manuaux du conseil de Lausanne, Mémoires et documents, 2e sér. 1 (1887), S. 20 f. Übrigens scheint die Deutung, welche dem Texte Pierrefleurs gegeben wurde, anfechtbar. Dieser sagt nicht, die meisten Domherren seien nach Evian gezogen, andere seien geblieben, hätten somit die Reformation angenommen ; sondern : « Sie wurden alle gezwungen, innerhalb genannter Frist wegzuziehen, wohin es jedem beliebte ; indessen, die meisten zogen sich nach der Stadt Evian zurück » usw. « Dont pour ce furent contrains de tous vuyder dedans le dit terme, vn chascun où bon leur semblast, toutesfois la pluspart se retira en la ville d'Evian » (Ausgabe *A. Verdeil*, S. 175). « Die meisten » könnte auch gegensätzlich zu « wohin es jedem beliebte » aufgefaßt werden. In diesem Falle sagt Pierrefleur das nämliche was Werro : Alle haben die Stadt verlassen. Während ersterer näher bestimmt : Die meisten gingen nach *Evian*, ergänzt letzterer : Sie zogen nach *anderen Kirchen*. Ersterer bezeugt das Fortbestehen des Kapitels in Evian. Letzterer belehrt uns, was wir ohne dies wissen und was Werro näher lag, daß einige Domherren auch anderswohin (Freiburg, Wallis, Belley, Genferdiözese, vgl. *E. Dupraz*, a. a. O. S. 419-461) zogen. Hätte Pierrefleur um das Verbleiben einiger Kapitelsherren, also um die Annahme der Reformation gewußt, so hätte er dies klar vermerkt. Lag es doch in seinem Interesse.

[1] Der flüchtige Bischof hielt sich im Schloß von Boëge bei Faucigny, nicht weit von Chambéry, auf. Aus Chambéry schrieb er am 25. Juni 1559 an den Freiburger Rat, um von ihm die bischöflichen Besitzungen zurückzufordern, die Freiburg an sich gezogen hatte. Bisweilen residierte der Bischof in Terreaux bei Virieu-le-Petit, Diözese Belley. Von hier aus ging am 29. September ein anderes Schreiben nach Freiburg ab. Hier scheint Seb. von Montfalcon auch gestorben und beigesetzt worden zu sein. Vgl. *M. Schmitt*, a. a. O., t. II S. 389 f. ; *E. Dupraz*, a. a. O. S. 420 f. Werro dürften die Schreiben an den Freiburger Rat bekannt gewesen sein. Seine Angaben sind jedenfalls von bemerkenswerter Genauigkeit.

[2] Die letzte bis jetzt bekannt gewordene Nachricht vom Fortbestehen des Kapitels war das Testament des Domherrn P. Fabri vom Jahre 1542 gewesen. Vgl. *M. Schmitt*, a. a. O. S. 374 Anm. Nach Seb. Werro traten die vier letzten übriggebliebenen Kapitelsherren beim Tode Seb. von Montfalcons zusammen, um das Wahlrecht des Kapitels auszuüben. Es wird dessen letzter, erfolgloser Akt gewesen sein. Die Namen dieser Überlebenden konnten nicht ermittelt werden. Mit der Liste der Domherren von *M. Reymond*, Les dignitaires de l'église de Notre-Dame de Lausanne (1912), S. 241-250, ist wenig anzufangen.

[3] Claudius (statt Carolus) Ludwig Alardet war Erzieher Philibert (nicht Karl, der erst 1562 geboren wurde und seinem Vater 1580 nachfolgte) Emmanuels

1561. Antonius a Gorrevaud Burgundus praesentatur iure praesentandi antiquo a duce Sabaudo. Confirmatus est a summo pontifice exstantque verba eiusmodi de iure praesentandi antiquo per Sabaudum principem relata a pontifice confirmante episcopum eo modo, quo usus iis fuerat dux Sabaudus.

1598. Praefuit Antonius fere 40 annos. Obiit festo sancti Mathiae apostoli [1].

Caeterum ducem Sabaudum id ius nominandi episcopum non habere antiquitus multa sunt, quae fidem faciunt [2]: 1. Primum enim episcopus Lausannensis est princeps imperii Romani aeque atque princeps Sabaudus; non praesentatur autem par a pari. 2. Deinde in ordine principum praecedit episcopus ducem. 3. Ad haec episcopi principes imperii solent eligi a canonicis cathedralibus potius, non nominari a principibus communiter. 4. Praeterea numquam tentassent canonici isti quattuor superstites electionem, nisi compertum habuissent id de veteri iure consuetum esse. 5. Episcopus deinde Lausannensis non in Sabaudi ducis ditione solet residere, sed in ditione propria et in dioecesi sua, in qua habet civitatem

gewesen. Von diesem wurde er zum Nachfolger Seb. von Montfalcons vorgeschlagen und kurz darauf (1560) von Papst Pius IV. ernannt. Vgl. *M. Schmitt*, a. a. O., II, S. 392. Nach *J. A. Besson*, Mémoires pour l'histoire ecclés. des diocèses de Genève, Tarantaise, Aoste et Maurienne, Nancy 1759, S. 177 u. 317, dem zögernd *M. Schmitt*, a. a. O., II, S. 393, ohne Bedenken *M. Reymond*, Dictionnaire hist. et biogr. suisse, t. IV, S. 479 und andere folgen, wäre Alardet zuerst Bischof von Mondovi gewesen und 1564 (nach *M. Reymond* 1565) gestorben. Unsere Chronik ist genauer als jede andere Quelle, sofern sie Alardet im Jahre 1560 vorschlagen und ernennen (?) läßt und sein Todesdatum zehn Monate später verlegt, bevor amtliche Bestätigung eingetroffen und kirchliche Weihe stattgefunden hatte. Da Alardet am 17. Juli 1560 zur bischöflichen Würde erhoben worden war (vgl. *Gulik-Eubel - Schmitz - Kallenberg*, Hierarchia catholica, vol. III, ed. 2a [1923], S. 220), ist er nach Werro im Mai 1561 verschieden.

[1] Antonius von Gorrevod war, wie sein Vorgänger, von Emmanuel Philibert aus Savoyen vorgeschlagen und von Papst Paul IV. erst am 7. November 1565 ernannt worden. Vgl. *Eubel*, a. a. O. S. 220. Da Werro dessen Amtszeit auf ungefähr 40 Jahre ansetzt und als Todesdatum richtig den 24. Februar 1598 angibt (vgl. *M. Schmitt*, a. a. O. S. 412), ist seine Angabe wahrheitsgetreu. Die Freiburger Regierung war zur Teilnahme an der Bischofsweihe im Jahre 1567 eingeladen worden (*M. Schmitt*, a. a. O. S. 395).

[2] In dieser Begründung offenbart sich eine der wichtigsten Sorgen, die Werro bei der Abfassung dieser Chronik leitete: Die ununterbrochene Nachfolge auf dem bischöflichen Stuhle, daher die Verlegung des Sitzes nach Freiburg, unter Umständen nach Solothurn, die Errichtung der Freiburger Kollegiale zur Kathedrale, wohl auch die Übertragung des Wahlrechtes auf das neue Kapitel, jedenfalls die Ausschaltung savoyischen und französischen Einflusses bei der Bischofswahl. Die verschiedenen Versuche zur Verwirklichung dieser Pläne, welche erst 1924 ihren Abschluß gefunden haben, sind behandelt worden von *L. Waeber*, Les diverses tentatives d'ériger en cathédrale la Collégiale de Saint-Nicolas, La Semaine catholique de la Suisse française 53 (1924), S. 726 ff. Die Bischofswahl in der älteren Zeit, bis zur Reformation, wurde von *M. Reymond*, Les dignitaires de l'église de Notre-Dame de Lausanne jusqu'en 1536 (1912), bearbeitet S. 5-56.

Lausannam propriam, oppida alia, castra, pagos et ditionem iustam [1]. 6. Denique dioecesis Lausannensis perexiguam partem habet in Sabaudiae principatu [2] et tota se extendit per Helvetiae magnam partem, ut Helvetii potius, Friburgenses et Solodorenses id iuris sibi usurpare possent. Ac plane persuasum est Sabaudum id iuris tam late et a longinquo usurpatum non nisi ab uno anno deducere posse nempe a praesentato Carolo Ludovico, si modo eum praesentavit. 7. Quod si Sabaudiae dux forte praetendat se protectorem fuisse episcopatus, non tamen propterea sequitur eum quoque praesentatorem fuisse, cum sint munera plurimum distincta. Neque enim collator ipse aut fundator est episcopatus ; nam Lausanna dedicata episcopatui fuit a rege Galliae [3].

Rex Galliae quoque ius istud non habet. Multa enim rerum mutatio accidit a tempore fundati episcopatus. Inauditum hactenus est eum quicquam iuris sibi hic arrogavisse. Denique cessio partis principatus Sabaudi facta regi nuper extra dioecesim est et multo magis extra ditionem episcopatus [4].

Längs des Randes: Vacavit sedes episcopalis Lausannensis annos 2, menses 5, dies 20.

1600. Ioannes Dorox vel de Orox, nuncupatus Dorotheus Burgundus [5], antea suffraganus Bisuntinensis archiepiscopi et episcopus Nicopolis (sic), apud infideles existente illa dioecesi Friburgum venit pridie vigiliae S. Andreae 1601 [6]. Vir in iure doctissimus et rerum ecclesiasticarum peritissimus

[1] Über die Besitzungen des Bischofs vgl. *H. Hüffer*, Die Territorialmacht der Bischöfe von Lausanne, Zeitschrift f. schweiz. Geschichte 4 (1924), S. 241-351.

[2] Werro denkt an die Zeit, da die Waadt noch Besitztum des Herzogs von Savoyen war (mit Ausnahme der bischöflichen Güter). Savoyen trat im Vertrag von Lausanne 1564 sämtliche im Gebiete der Diözese Lausanne gelegenen Besitzungen an Bern ab. Vgl. *W. Oechsli*, Der Lausannervertrag von 1564, Politisches Jahrbuch der schweiz. Eidgenossenschaft 13 (1899), S. 139-278.

[3] Die Grafschaft Waadt mit Lausanne war 1011 vom Burgunderkönig Rudolph III. dem Bischof von Lausanne übertragen worden. Zur Geschichte der Entstehung und Erweiterung der weltlichen Macht des Bischofs vgl. *H. Hüffer*, a. a. O. S. 256 ff.

[4] Im Vertrag von Cateau-Cambrésis (1559) erhielt Herzog Emmanuel Philibert seine 1536 von Frankreich eroberten Länder wieder zurück, mit Ausnahme von Turin und vier weiteren festen Plätzen in Piemont, die noch drei Jahre in französischem Besitz verbleiben sollten (*W. Oechsli*, a. a. O. S. 182 f.). Werro wird jedoch an den Vertrag vom 17. Januar 1601 (nuper !) denken. Durch denselben erhielt Heinrich IV. verschiedene savoyische Gebiete (la Bresse, le Bugey, le Valromey, le pays de Gex). Vgl. *Ch. Dufayard*, Histoire de Savoie, 5e éd. 1914, S. 173.

[5] Über die Personalien handelt *M. Schmitt*, a. a. O., II, S. 414 f. Zum Titularbischof von Nikopolis wurde Jean Doroz am 20. August 1585 ernannt (*Eubel*, Hierarchia cath. III², S. 258). Seine Pastoralvisite von 1602-1603 bearbeitete *L. Waeber*, La visite du diocèse, par Mgr Doroz, Zeitschrift f. Schweiz. Kirchengeschichte 33 (1939), S. 145 ff., 241 ff., 325 ff.

[6] Das gleiche Datum wird auch von der Geschichte des Kollegiums von Freiburg angegeben (*L. Waeber*, a. a. O. S. 147).

decernitur episcopus senex admodum [1]. De cuius electione ita scribit Clemens VIII. pontifex maximus in bulla confirmationis illius Romae factae 19. Kalendas Septembris seu in vigilia [2] Assumptionis B. Virginis : « Nos vacatione huiusmodi fide dignis relatibus intellecta ad provisionem eiusdem ecclesiae celerem et felicem, de qua nullus praeter nos hac vice se intromittere potuit sive potest reservatione et decreto obsistentibus supradictis, ne ecclesia ipsa longis vacationis exponatur incommodis, paternis et sollicitis studiis intendentes post deliberationem, quam de praeficiendo eidem ecclesiae personam utilem et etiam fructuosam cum fratribus nostris habuimus diligentem, demum ad te episcopum (et caetera) direximus oculos nostrae mentis (et caetera). Te a vinculo, quo praedictae ecclesiae Nicopoliensis tenebaris, absolvimus (et caetera). Datum Romae, ut supra. » Obiit Ioannes episcopus Bisuntii circa festum S. Matthaei 1607 [3].

Bl. 71r steht am untern Rande folgende Ergänzung zur Ernennung des Bischofs Jean Doroz : Vacante sede nominaveram [4] nuntio apostolico Turriano Lucernae agenti quinque : 1. Suffraganeum istum [5]. 2. Decanum Bisuntinum. 3. Canonicum alium Bisuntinum. 4. Praeterea episcopum Basileensem [6] et 5. Abbatem S. Urbani [7] et 6. Episcopum Genevensem [8],

[1] Diese Charakterisierung ist treu. Jean Doroz war Doktor in Theologie und kanonischem Recht. Er hatte diese beiden Disziplinen an der Universität Dôle gelehrt. Seine glänzende Laufbahn beweist seine Tüchtigkeit und Erfahrenheit in kirchlichen Angelegenheiten. Vgl. *M. Schmitt*, a. a. O., II, S. 414 f.

[2] *P. Gauchat*, Hierarchia cath., t. IV (1935), S. 217, gibt als Datum den 13. August 1600 an.

[3] Das Fest des hl. Matthäus wird am 21. September gefeiert. Mgr. Jean Doroz starb am 13. (Epitaph) oder 14. (Freiburger Ratsmanuale) September. *M. Schmitt*, a. a. O., II, S. 421.

[4] Werro war am 30. Mai 1598 zum Administrator der Diözese ernannt worden (Freiburger Geschichtsblätter, Bd. 35 [1942], S. 51). Tatsächlich hat er dem Apostolischen Nuntius sechs, nicht fünf Kandidaten vorgeschlagen. Ihre Reihenfolge ist die gegebene, zuerst die Kandidaten aus der Metropole Besançon, dann aus der benachbarten schweizerischen Eidgenossenschaft, in letzter Linie aus dem Herzogtum Savoyen, dessen Vorschlagsrecht Werro jedoch entschieden bekämpft. Die Frage, ob Werro nicht selbst Kandidat des Nuntius war, dürfte er selbst in einem um 1601 zur persönlichen Erbauung geschriebenen, unveröffentlichten Kommentar zum Hohen Lied (Bibliothek der Conventualen zu Freiburg, unsignierte Handschrift) angedeutet haben : « Nicht jedem ist es gegeben, in äußerer Wirksamkeit Gott zu dienen. Ein hl. Bernhard, ein Thomas von Aquin und andere Heilige haben die bischöfliche Würde abgelehnt, um dem beschaulichen Leben sich hinzugeben. Wenn daher die Seele den himmlischen Gemahl anfleht, von ihr zu andern zu gehen (Cant. VIII, 14 : Fuge, dilecte mi !), so ist das nur von jenen Aufgaben zu verstehen, die ihre Kräfte übersteigen, nicht aber von dessen überaus angenehmen mystischen Gegenwart » (siehe Freiburger Geschichtsblätter 35 [1942], S. 161).

[5] Jean Doroz.

[6] Dieser Bischof von Basel kann unmöglich Christoph Blarer von Wartensee (1575-1608) sein. Es ist vielmehr sein Nachfolger und Neffe Wilhelm Rink von Baldenstein (1608-1628). Dieser war der Sohn einer Schwester (Anastasia) Bischof Blarers. Blarer hatte die Erziehung seines Neffen selbst überwacht. Wilhelm

insignes viros [1]. Intellexeram vero tres illos Bisuntinos episcopatum percupere. Pontifex re per nuntium intellecta instituit primum. Aspirabat eodem tempore insignis quidam sacerdos ex Sabaudia carus duci ad episcopatum ; sed frustra. Ipse etiam pontifex maximus, ut postea certior factus sum, decernebat presbyterum singularis prudentiae ex ecclesia Romana congregationis oratorii [2] ; sed destitit, quod linguam hic usitatam presbyter nesciret. *Hier schließt die Randbemerkung.*

1607. Praesentante duce Sabaudo et rege Galliae quosdam Paulus V. pontifex maximus petiit ad se mitti exemplum, quo Clemens VIII. antecessor Ioannem episcopum instituerat [3].

studierte bei den Jesuiten in Dillingen, Würzburg, Dijon und Dôle. Er wurde dann ins Kapitel von Basel gewählt und folgte seinem Onkel 1608 würdig auf dem bischöflichen Stuhle nach. Vgl. Mgr *Vautrey*, Histoire des évêques de Bâle, vol. II (Einsiedeln 1886), S. 177-190. Da Werro mit Bischof Chr. Blarer befreundet war (vgl. Freiburger Geschichtsblätter, a. a. O. S. 53 f.), muß er dessen Neffen kennen gelernt haben. Aus unserer Notiz folgt, daß die Chronik frühestens 1608 verfaßt worden ist.

[7] Abt des Zisterzienserstiftes St. Urban war von 1588-1627 Udalrich V., Amstein aus Willisau (*E. Fr. von Mülinen*, Helvetia sacra I [Bern 1858], S. 198). Da er in Paris studiert hatte (1581-1584), muß er der französischen Sprache mächtig gewesen sein. Er leitete die Abtei während 39 Jahren in so hervorragender Weise, daß er im Jahrzeitenbuch als zweiter Gründer bezeichnet wird (*Jos. Schneller*, Jahrzeitbuch des Zisterzienserstiftes St. Urban, Geschichtsfreund 16 [1860], S. 14).

[8] Dieser Bischof von Genf ist kein anderer als der hl. Franz von Sales. Dieser war Werro als erfolgreicher Missionar des Chablais bekannt. Der Heilige hatte 1598 den Freiburger Propst zu den religiösen Feierlichkeiten eingeladen, die bei Anlaß der Rückkehr des Chablais zum katholischen Glauben in Thonon veranstaltet worden waren. Zwei diesbezügliche Briefe sind noch erhalten (Dom *B. Mackey*, Œuvres de saint François de Sales, Lettres, vol. I Nr. CXIII u. CXV, S. 345 f. u. 351 f.). Wenn Werro ihn als Kandidaten vorschlug, trotzdem er jedem savoyischen Einfluß abhold war, so zeugt das nur für die außergewöhnliche Hochschätzung, die er dem jüngeren Zeitgenossen entgegenbrachte. Freilich wird Werro nicht gewußt haben, daß Franz von Sales von seinem alternden Bischof Mgr. Granier zum Nachfolger ausersehen worden war. Bereits 1597 hatte ihn der Herzog von Savoyen auf Drängen des Bischofs vorgeschlagen (Œuvres, a. a. O. S. 442 u. 306 Anm. 2). Anläßlich einer Reise nach Rom hatte Papst Klemens VIII. persönlich die hohen Fähigkeiten des Vorgeschlagenen kennen gelernt. Er ernannte ihn bald darauf zum Koadjutor mit Recht der Nachfolge (Œuvres, a. a. O. S. 268 Anm. 1 u. Lettres, vol. II, S. 6 f. ; vgl. *Fr. Trochu*, Saint François de Sales, vol. I [1941], S. 496 ff.). 1602 folgte Franz von Sales seinem verstorbenen Bischof nach (Œuvres, Lettres, vol. II, S. 124, 127 ff.).

[1] Werro hatte durch seine Vorschläge einmal mehr bewiesen, wie genau er beobachtete und wie sicher sein Urteil war.

[2] Die Congregation des Oratoriums, von Philipp Neri in Rom gegründet, stand damals in ihrer ersten Blüte. Während seines Aufenthaltes in Rom (1590-1593) hatte Werro den Gründer kennen gelernt (Freiburger Geschichtsblätter 35 [1942], S. 45).

[3] An der Abweisung dieses Einmischungsversuches dürfte Werro nicht unbeteiligt gewesen sein. Auch nach seiner 1601 erfolgten Niederlegung der

1607. Ioannes a Wattenwyl, marchisius de Versois [1].

Propstei und des Vikariates wurde er häufig mit wichtigen kirchlichen Missionen betraut (vgl. Freiburger Geschichtsblätter, a. a. O. S. 60).

[1] Johann von Wattenwyl wurde am 10. Juni 1609 ernannt (*P. Gauchat*, Hierarchia cath. vol. IV, 1935, S. 217). Dieser Ernennung waren langwierige Verhandlungen vorausgegangen. Werro deutet sie an. Der Herzog von Savoyen, Karl Emmanuel, und der französische Gesandte hatten sich in diese kirchliche Angelegenheit eingemischt. Ersterer hatte bereits 1607 dem Papste Johann von Wattenwyl als seinen Kandidaten bezeichnet. Dieser war Abt des Zisterzienserstiftes La Charité im Burgundischen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die Residenz des Bischofs in Freiburg, die Schaffung eines Kapitels und einer Kathedrale von neuem erwogen. Der französische Gesandte machte der Freiburger Regierung weiß, ihr Prestige würde im Falle einer Residenz des Bischofs in Freiburg verblassen. Tatsächlich konnte sich Bischof Johann von Wattenwyl nur zögernd zum Besuche seiner Diözese und zur zeitweiligen Residenz in Freiburg entschließen, trotzdem der Nuntius ihn dazu drängte und die Regierung sich großmütig und hilfsbereit erwies. Die alten Besitzungen waren dem Bischof durch Bern und Freiburg entrissen worden. Joh. von Wattenwyl fand, die von Freiburg angebotenen Entschädigungen seien unzureichend. Vgl. *L. Waeber*, L'arrivée à Fribourg de Mgr de Watteville et la visite du diocèse de 1625. Zeitschrift f. Schweiz. Kirchengeschichte 36 (1942), S. 238 ff. Werro widmete dem Neugewählten einen Kommentar zum I. Korintherbrief. War bis jetzt nur die Widmung zum Kommentar bekannt, so ist jetzt dieser selbst mit der Chronik gefunden worden. Er ist nicht sehr ausgedehnt und sein wissenschaftlicher Wert mäßig. Als der längst erwählte Bischof erst am 1. Dezember 1613 in Freiburg seinen feierlichen Einzug hielt, wurde er von Werro feierlich begrüßt. Die Widmung zum Kommentar hängt von der eingangs erwähnten Bischofsliste ab. Es werden in ihr die großen Vorgänger auf dem Bischofssitz zu Lausanne in gleicher Weise erwähnt und gerühmt wie in der Liste. Da die Widmung 1610 geschrieben wurde, müssen Bischofsliste und Chronik zwischen 1608 und 1610 verfaßt worden sein. Werro erwähnt in dieser Widmung unter anderem, der Vater des Bischofs, Niklaus, hatte den heimatlichen Boden allein deshalb verlassen, um in der Einheit der Kirche verbleiben zu können.

Das Kloster Disentis in der Aufklärungsliteratur

Von P. Iso MÜLLER

Die Aufklärung im dogmatisch-disziplinären Sinne ist, soweit bis jetzt ersichtlich, weder Ende des 18. noch Anfang des 19. Jahrhunderts in die Disentiser Klosterzellen eingedrungen [1]. P. Placidus Spescha († 1833) kann nicht als Gegenbeweis gelten, weil er in seiner engeren und weiteren Umwelt einsam dastand. Dazu ist noch gar nicht sicher, wieweit eigentlich der große Alpinist und Geograph von aufklärerischen Ideen wirklich erfüllt war. Diese Frage steht aber hier nicht zur Diskussion, sondern einzig das Thema, wie die Schriftsteller der Aufklärungszeit die Abtei von außen her angesehen und gewertet haben.

I. Die Anfänge der aufklärerischen Einschätzung

Der Chor der Stimmen, die sich etwa 1685-1730 über die Disentiser Abtei vernehmen ließ, war eine einzige Melodie der Begeisterung in fortissimo über die glänzende Barockkultur des bündnerischen Gotteshauses. Als dann aber die klösterlichen Baupläne nicht vollständig ausgeführt werden konnten und das Stift 1737 den Auskauf der Getreidezehnten zugestehen mußte, als überhaupt die hochbarocke Höhenlinie sich senkte, da klang in den Jahren 1750-85 das fortissimo langsam in ein mezzoforte ab. Aber die Tonart war immer noch eine freudig-wohlwollende, denn die schweizerischen wie die europäischen Reisenden anerkannten aufrichtig die mächtige Bedeutung und große Leistung des Konventes [2]. Erst nachdem der gelehrte Abt *Kolumban Sozzi* (1764-85) infolge schlechter Finanzwirtschaft resignieren mußte, ertönten

[1] *Müller I.*, Die Disentiser Schulreform am Anfange des 19. Jahrh. Festschrift des katholischen Schulvereins von Graubünden (1945), S. 148-151.

[2] *Fäsi Joh. Conrad*, Staats- und Erdbeschreibung der ganzen Helvetischen Eidgenossenschaft 4 (1768) 98-99 kann hierin als Beispiel dienen. Die übrigen Belege siehe *Müller I.*, Disentis im Spiegel der Reiseberichte des 18. Jahrh., Zeitschrift « Disentis » (1944), S. 96-104.

auch einige störende Dissonanzen in dem sonst harmonischen Widerhall. Hierher gehört, was der norddeutsche Protestant *Christoph Meiners*, Professor für Philosophie und Religionsgeschichte in Göttingen, aufzeichnete. Er kam 1788 von Pfäfers nach Disentis, wo ihn Abt Lorenz Cathomen (1785-1801) noch am Abend « sehr gnädig empfing ». Da der ungemein wissensdurstige Universal-Gelehrte im Kloster logierte, hatte er genügend Gelegenheit, sich das Gebäude anzusehen und die Klostergeschichte erzählen zu lassen : « Dem äußeren Ansehen nach ist das Kloster Disentis nicht einmal so reich als das Kloster Pfeffers. Beide haben durch die Verschwendung und Nachlässigkeit ihrer ehemaligen Vorsteher, noch mehr aber durch fremde Gewalt an Rechten und Gütern verloren. Das Kloster Disentis hatte unter andern bis 1737 den Fruchtzehnten in dem ganzen Hochgericht dieses Namens. In dem angeführten Jahre aber zwangen die Landleute das Kloster, daß es diesen einträglichen Zehnten um 32 000 fl. verkaufen mußte, so wie es schon vorher mehrere andere Vorrechte und Einkünfte gegen willkürlich festgesetzte Preise hatte abtreten müssen. Wenn das Kloster sich geweigert hätte, den Landleuten den Zehnten zu überlassen, so würde es in Gefahr gewesen sein, bestürmt zu werden. » Der deutsche Professor traut den Einheimischen überhaupt nicht, sieht er sie doch fast samt und sonders als häßliche und düstere Leute an [1]. Ganz ähnlich wie Meiners, urteilt eine Stimme des Jahres 1790 [2] : « Das Kloster Dissentis scheint im Anfange, wenn man so lange die rauhe Natur gesehen hat, ein fürstliches Gebäude zu sein, wenn man aber näher kömmt, sinkt diese Meynung sehr, ob man gleich nicht wie beym Kloster Pfeffers beschmuzte Wände und eingeschlagene Fenster sieht... Ehemals soll das Kloster ansehnliche Einkünfte vom Land gezogen haben, davon aber vieles durch Gewalt entrissen, und noch in diesem Jahrhundert ein beträchtlicher Theil ihrem Fürsten von den Landleuten abgekauft ist, nemlich der Fruchtzehend im Hochgericht dieses Bundes. » Unser Berichterstatter wirft noch die Frage auf, ob dieser Auskauf nicht « ein gewaltsamer Eingriff » war. Aus dem Umstande, wie er die Bündner Bauern schildert als Untertanen, die « von Freyheit einen ausschweifenden Begriff haben » und die « ihren Herren durchgängig feind » sind, scheint er die Zehntenablösung als eine gewaltsame Nötigung der

[1] *Meiners C.*, Briefe über die Schweiz 3 (1791) 210-214, 219. Dazu *Pieth-Hager*, P. Pl. a Spescha, 1913, S. 343-344.

[2] Tagebuch einer Wanderung im Jahre 1790. Bibliothek der Schweizerischen Staatskunde 5 (1797) 58, 60-61.

Gotteshausleute anzunehmen. Gerade diese Deutung des Zehntenauskaufes zeigt, daß dieser Reisende wie auch schon früher Meiners (1788) der Abtei im großen und ganzen gewogen war. Beide loben übrigens uneingeschränkt die Sammlungen und Forschungen von P. Placidus Spescha.

Die Melodie wurde erst aufreizend und empörend, als die eigentlich fanatischen Anhänger der französischen Aufklärung an den Klostermauern vorbeiwanderten. Da ist in erster Linie *François Robert* (1737-1819) zu nennen, erst Professor für Philosophie und Mathematik in Châlons-sur-Saône und dann (seit 1780) « ingénieur géographe du Roi », ein vielgereister und um die geographische Wissenschaft verdienter Gelehrter [1]. Er unternahm eine Reise durch die 13 Alten Orte, deren Beschreibung er 1789, also im Jahre der französischen Revolution, in Paris herausgab. Sein Weg führte ihn auch zu den großen Benediktinerabteien des Landes, nach St. Gallen und Einsiedeln. Nirgends aber läßt er seinen innersten Gedanken so freien Lauf wie gerade vor Disentis, der « alten, reichen und berühmten Abtei des Benediktinerordens. Die Ausdehnung und Höhe dieses Gebäudes verschluckt die raucherfüllten Bauernhütten, die nicht wie ein Dorf, sondern nur als eine große Zahl von Lagerstätten erscheinen. Was den guten Bürgern zu reinlichen und angenehmen Wohnungen hätte dienen können, ist durch die riesengroße Abtei verschlungen worden (par le colosse abbatial). In einem unfruchtbaren und mittellosen Lande, in einem Lande, dessen Bewohner der geizigen Erde nur einige Handvoll unreifer Gersten entreißen kann, in diesem Lande, so behaupte ich, ist eine sehr reiche Abtei, umgeben von Hütten, ein Ärgerniß, eine Beleidigung der Menschheit (est un scandale, c'est une insulte à l'humanité). Das Dasein eines jeden Klostermitgliedes vernichtet 20 andere und beraubt die übrigen des Notwendigen. » [2]

Trotz dieses klosterfeindlichen Ausbruches läßt sich Robert nicht abhalten, die *Klosterkirche* zu besuchen : « Die Kirche ist ziemlich schön (assez jolie). Die Vergoldung und die Malereien sind indes schlecht und lassen das Auge nicht ruhen. » Nachdem in Frankreich durch den führenden Architekten J. G. Soufflot († 1780) der klassizistische Stil Mode geworden war, gefielen die schwungvollen hochbarocken Bauten weniger. Aber gerade die Disentiser Klosterkirche aus dem noch viel-

[1] Näheres Biographie nouvelle 42 (1866) 382.

[2] Voyage dans les XIII Cantons Suisses, les Grisons, le Valais, par *M. Robert*, 1 (1789) 291-293.

fach an die Renaissance erinnernden Frühbarock konnte daher die Kritik des Franzosen aushalten. Robert trifft sich hier mit einheimischen Kunstkritikern wie J. B. Bullinger (1757) und J. K. Faesi (1763) [1]. Das reich vergoldete Schnitzwerk der Altäre und deren kraftvolle Malereien sind unserem klassisch angehauchten Gelehrten indes doch zu sehr der barocken Art verschrieben. Noch schärfer urteilt übrigens Robert über Einsiedeln und St. Gallen: bei beiden schätzt er weder die Architektur besonders hoch ein und noch viel weniger die Ausschmückung (illusion, décoration théatrale) [2].

Hier haben wir uns aber nicht so sehr mit der kunstgeschichtlichen als vielmehr mit der geistesgeschichtlichen Seite dieses französischen Urteils zu beschäftigen. Zunächst schränkt Robert selbst seine Behauptungen ein, gibt er doch die Einfachheit und sogar den schlechten Zustand des Disentiser Klosterbaues zu: «Die Gebäulichkeiten des Klosters sind sehr umfassend, aber von der größten Einfachheit. Die Fensteröffnungen sind infolge des harten Klimas so enge gemacht, daß sie fast nur Dachluken sind.» [3] Es bleibt also nur mehr die Größe des Klosterbaues. Interessanterweise bezeichnet unser Franzose auch den ganzen Einsiedler Klosterbau mit seinen vier Höfen als «von ungeheurer Ausdehnung» (d'une immense étendue), ohne aber dann gleich das Kloster als «Beleidigung» der Menschheit zu bezeichnen. Das umfassendere Besitztum von St. Gallen wie von Einsiedeln, das er ja an den reicheren Kirchen und besser erhaltenen Gebäulichkeiten erkannte (richesse partout), gab ihm ebenfalls keinen Anlaß, um so scharf ins Horn zu stoßen.

Ein Grund, warum sich Robert gerade in Disentis so ungehemmt Luft machte, scheint die große *Unterschätzung der Gegend* zu sein. Die Hütten der Bauern, die halbreife Gerste, das öde Land, all das überraschte. Nicht vergebens wiederholt er dreimal dans un pays ... Es ist schon anderswo ausführlich hingewiesen worden, wie im 17. und noch in der größten Spanne des 18. Jahrhunderts allgemein die Alpentäler und insbesondere die geographisch so abgelegenen und zudem romanisch sprechenden Bergtäler Graubündens als öde, ja dämonische Landschaften betrachtet wurden. Erst um 1770 begannen einzelne

[1] Siehe Zeitschrift «Disentis» (1944), S. 100-101. Zu S. 101-102 ist zu bemerken, daß Besson vielleicht überhaupt nicht in der Klosterkirche war.

[2] *Robert*, l. c. 1 (1789) 221-222; 2 (1789) 185-191.

[3] Auch die 1785 erfolgte Resignation des Abt Kolumban Sozzi hatte Robert überzeugen können, daß das Kloster nicht reich war.

Reisende die Gegend so zu sehen wie sie eigentlich ist: reizend und romantisch, mit vielen Weiden und guten Erträgen von Weizen, Roggen, Gerste, Hirse und nicht zuletzt von Obst. Natürlich ist das Land nicht so fruchtbar wie in den Ebenen, aber nicht weniger erträgnisreich als andere alpine Hochtäler [1]. Aber trotz dieser « Entzauberung » gab es noch sogar bis tief ins 19. Jahrhundert hinein immer wieder solche, die Land und Leute gar nicht einschätzen konnten. Wie urteilt doch gerade der Zeitgenosse Roberts, Christoph Meiners, 1788, über das « elende Nachtquartier » im Dorfe Disentis und über die Häßlichkeit, Unwissenheit und Unsauberkeit der Bewohner! [2] Unserm « Géographe ordinaire du Roi » aus dem wein- und getreidereichen Frankreich mußte selbstredend das enge rätoromanische Hochtal gleichsam als « Ende der Welt » erscheinen. Und dazu liegt ja auch der Klosterbau so überwältigend und kühn über dem Dorfe wie wohl bei keiner anderen Abtei der Schweiz, zumal aus der Ferne.

Damit ist aber das Rätsel noch nicht gelöst. Warum haben nämlich nicht vorher schon die vielen Wanderer, denen die Landschaft ebenfalls ein Buch mit sieben Siegeln war, das Kloster als « Schandfleck der Menschheit » betrachtet, sondern im Gegenteil sich vor ihm verneigt oder doch zum wenigsten nur das unfürstliche Äußere und den unzulänglichen Finanzbetrieb getadelt? Die Antwort ist eindeutig: Robert hat das Gotteshaus nur im Lichte seiner aufklärerischen Einstellung betrachtet. Bei St. Gallen und Einsiedeln, den viel wohlhabenderen Klöstern, hat er wohl nur deshalb seinen tiefsten und wahren Ansichten keinen Ausdruck verliehen, weil diese Abteien zu sehr in der Öffentlichkeit geachtet und ins Herz des Volkes eingeschrieben waren. Hier in einem abgelegenen Tale und vor einer damals, wenigstens in der ganzen Eidgenossenschaft, weniger bekannten Abtei glaubte der lumpige Franzose, sich keine Reserve mehr auflegen zu müssen.

Und François Robert war ein begeisterter Aufklärer. Schon 1765 besuchte er *Voltaire* in Ferney. Unvergeßlich blieb ihm die Gestalt des « Fürsten der Literatur » im azurblauen und sternbesäten Abendkleid, den er als das « staunenswerteste Genie der Welt » und den « Ruhm des Jahrhunderts » bezeichnete. Nachdem dieser Abgott der Aufklärer 1778 gestorben war, pilgerte unser Geograph nochmals nach

[1] Zeitschrift « Disentis » (1944), S. 84-96.
[2] *Meiners C.*, Briefe über die Schweiz 3 (1791) 210.

Ferney zum Grabe, wo das « Herz des großen Mannes » ruhte [1]. Was nun aber Voltaire über die Klöster dachte, läßt sich leicht erraten: « Die Mönche machen ebensoviel Lärm wie die Fürsten, teils durch ihre ungeheuren Reichtümer, teils durch die Wirren, die sie seit ihrer Gründung hervorgerufen haben. » Nach der Aufhebung der Jesuiten im Jahre 1773, hoffte Voltaire auf die Unterdrückung der Mönche, dieser « Masse von Menschen, die andern und sich selbst unnütz sind und das Gelübde machen, auf Kosten der Arbeitenden zu leben. Einst waren sie sehr gefährlich, gelten aber heute bei den meisten Familienvätern nur noch als lächerlich. » [2] Freilich war Voltaire nicht der Vater dieser antiklösterlichen Bewegung. Schon Ende des 17. Jahrhunderts war sie in belletristischer Form in Frankreich entstanden und hatte sich dann auch bald in Deutschland geltend gemacht [3]. Der Kampf, den die Aufklärer gegen die Jesuiten geführt hatten (Aufhebungen in Portugal 1759, Frankreich 1762, Spanien 1767), verstärkte indirekt auch die Abneigung gegen Klöster und Mönche.

Es ist nun wichtig, daß die aufklärerische Einschätzung des klösterlichen Disentis durchaus vom Ausland kam. Die Worte Roberts machten nämlich in der Folge die Runde in den späteren Reiseberichten über Disentis. Aber die rätische Abtei betrafen in keiner Weise die Angriffe im eigenen Lande. 1767 erschienen erstmals die « Reflexionen eines Schweizers über die Frage: Ob es der Catholischen Eidgenossenschaft nicht zuträglich wäre, die regularen Orden gänzlich aufzuheben oder wenigstens einzuschränken ». Als Verfasser wird der Zürcher Ratsherr H. Heidegger angesehen [4]. Die zweite Auflage datiert von 1769. Angegriffen wird in dieser letzteren namentlich nur das Kloster Einsiedeln (S. 45). Auch die nicht wenigen Gegenschriften erwähnen wohl die andern Benediktinerklöster, nicht aber Disentis [5]. Die Ausgabe der « Reflexionen eines Schweizers » von 1769 fußen vielfach auch auf den

[1] *Robert*, Voyage dans les XIII Cantons Suisses 2 (1789) 388-392.

[2] *Voltaire*, Siècle de Louis XIV. et de Louis XV., Paris 1803, Bd. III, S. 103; V. 88, 103. Die Edition muß nach 1773 (Aufhebung der Jesuiten) und vor 1778 (Tod Voltaires) datieren. Bd. V, S. 103, spricht Voltaire vom colosse du pontificat qui semblait menacé de sa chûte, ein Wort, das an die Disentiser Stelle bei Robert erinnert.

[3] Näheres bei *Wöhrmüller B.*, Literarische Sturmzeichen vor der Säkularisation. Studien und Mitteilungen O. S. B. 45 (1927) 12-44.

[4] So wenigstens noch *Wöhrmüller*, Literarische Sturmzeichen, l. c. S. 22-23; *Schnürer G.*, Katholische Kirche und Kultur im 18. Jahrh. (1941), S. 24.

[5] Alle miteinander in der Bürgerbibliothek Luzern mit der Bezeichnung: H 327.

« Reflexionen eines Italiäners über die Kirche », welche als Druckdatum 1768 aufweisen. Diese letzteren gelten als Erzeugnis des aufklärerischen Juristen Carlo Antonio Pilati, der sich 1767-69 in Chur aufhielt [1]. Aber auch in dieser Schrift steht nichts über das bündnerische Kloster. So wird es dabei bleiben müssen, daß erst ein fremder Franzose die Angriffe auf die Disentiser Abtei eröffnete.

II. Lehmann, Kasthofer und Zschokke

In enger Anlehnung an François Robert und seine aufklärerischen Gedanken stehen die Hauptvertreter unseres Themas Lehmann, Kasthofer und Zschokke. *Heinrich Ludwig Lehmann* stammte aus Detershagen bei Magdeburg und versah um 1770 die Stelle eines Hauslehrers bei der Familie Jecklin in Rodels. In dieser Eigenschaft unternahm er Fahrten im ganzen Lande und gab seit 1790 einige Werke über die bündnerischen Täler heraus [2]. 1797-99 erschien in Magdeburg und Brandenburg das zweibändige Werk : « Die Republik Graubünden, historisch, geographisch, statistisch dargestellt. » Das Buch ist reich an guten und geistreichen Bemerkungen. Wir finden da ein kleines Idiotikon des Bündner-Deutschen mit besonderer Berücksichtigung des Dialektes von Obersaxen. Selbstredend fehlen auch Zusammenstellungen über das Romanische nicht. Auch die Volkskunde kommt zum Wort, so in der Aufzeichnung von Taufsitten. Trotzdem ist das Werk ganz vom spöttischen Geiste Voltaires erfüllt. Verständnislos zieht Lehmann gegen die Prozessionen los, spricht an allen Ecken und Enden von « Priesterlegenden » und « Priesterjoch », von « Intrigen und Ränken der Mönche und Nonnen » [3]. Das Buch hat im Bündnerlande ähnliche Bedeutung wie die « Allgemeine deutsche Bibliothek » (von Fr. Nicolai seit 1765) in Deutschland und die Enzyklopädie (1751-72) in Frankreich und in ganz Europa.

Was Lehmann über den Klosterbau sagt, erinnert wörtlich an Robert : « Das Kloster liegt an der Seite eines Berges, ist ein großes

[1] Die Reflexionen Pilatis scheinen aus der antijesuitischen Literatur zu fließen. Zum Königreich Cumba vgl. *Duhr B.*, Jesuiten-Fabeln (1891), S. 313. Über Pilati nun einiges biographische Material von *M. v. Salis*, im Jahresbericht der hist.-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden 68 (1938) 124-160, bes. 126-127.

[2] Über Lehmann zuletzt *P. God. Riedi*, im Bündnerischen Monatsblatt (1936), S. 293-294.

[3] *Lehmann*, I, S. 92-93, 122, 443. Daß Lehmann die Hinrichtung Ruscas als Werk « theologischer Galle » bezeichnet, ist nur im Sinne des Indifferentismus zu deuten, da er überhaupt die Konfessionskämpfe als Verirrung ansieht.

viereckichtes Gebäude und hat, da es das Dorf überschaut, ein prächtiges Ansehn. Die Klosterkirche ist ziemlich schön, doch gewähren verschwendetes Gold und schlechte Mahlerey dem Auge wenige Vergnügen. Das Klostergebäude ist weitläufig mit kleinen Fenstern, der rauhen Witterung wegen, versehen. Die Abtey ist in diesem unfruchtbaren Lande ein Ärgerniß. Sie verschlingt noch das, was die armen Einwohner erquicken könnte.»[1] Lehmann erweitert seine Ansichten in verschiedener Hinsicht: «Die Anzahl der Mönche ist unbestimmt, ihre Bibliothek sehr unbeträchtlich, ihr Wirkungskreis sehr klein.» Das große Klostergebäude könnte «ein vortreffliches Seminarium für junge Leute abgeben, wenn es dem Benedictiner Orden gefiele, wackere Schulmänner dahin zu verpflanzen»[2]. Im späteren Teile seines Werkes scheint der Verfasser sich hierin zu korrigieren, indem er schreibt: «Was die katholische Geistlichkeit anbetrifft, so giebt es vortreffliche, edle Männer und gute Prediger unter denselben. Man kann dies vorzüglich von den Benediktinern zu Disentis und einigen Kapuziner behaupten. Die Mönche sind fast insgesamt Ausländer.»[3] Lehmann dachte wohl an den um das Schulwesen hochverdienten Württemberger P. Basil Veith († 1804). Auch der Trunser Alpinist und Geograph P. Placidus Spescha († 1833) mochte ihm bekannt sein. Jedenfalls aber waren in Disentis nur ganz wenige Ausländer. Anders war das bei den Kapuzinern. Obwohl unser deutsche Aufklärer behauptet hatte, das Kloster «verschlingt, was die armen Einwohner erquicken könnte», mußte er doch zugeben, daß die Abtei eigentlich arm sei: «Disentis, St. Lutzi zu Chur, St. Maria im Münsterthal, Katzis und Puschlav sind noch die einzigen nicht reichen Klöster, in welchen noch Mönche und Nonnen vegetiren.»[4] «Der jetzige würdige Abt des Klosters, Lorenz Kathomen, hat weder Fürstliche Länder noch Fürstliche Einkünfte; denn außer der Pension vom Wiener Hofe, der sich seiner Stimme wo möglich zu versichern sucht, belaufen sich die Privat-Einkünfte des Abtes nicht über 1500 Gulden. 1736 (!) verkaufte das Kloster noch das Begnadigungsrecht und die Confiskationen zu Waltensburg, 1739 (!) der Gemeinde Disentis den Kornzehenden um 35 000 Fl. Aber er (der Abt) hat dennoch immer einen großen Einfluß in den Angelegenheiten des Oberen Bundes ... auf der Landsgemeind gilt seine Stimme ungemein viel.»[5] Nicht genug kann sich der Magdeburger gegen den

[1] *Lehmann*, I, S. 377, 383.
[2] *Lehmann*, I, S. 383.
[3] *Lehmann*, II, S. 306.
[4] *Lehmann*, I, S. 122.
[5] *Lehmann*, I, S. 382-383.

damals noch lebenden 1785 abgesetzten Abt Kolumban Sozzi († 1803) ausprechen ; er nennt ihn einen « venalen Bonvivat » und einen « verschwenderischen und händelssüchtigen » Abt. Insbesondere kann er ihm nicht verzeihen, daß er ein Parteigänger der aristokratischen Salis gewesen war und auch den Churer Bischof Dionys von Rost (1777-93) auf seine Seite gezogen hatte [1]. Man muß sich eben vergegenwärtigen, daß die Volkserhebung in Bünden 1794 das aristokratische Regiment mit Ulysses von Salis-Marschlins hinwegfegte und daß Lehmann es mit den jakobinisch angehauchten Patrioten hielt.

Das Neue an unserem Schriftsteller ist indes die reiche Ausbeute aus der *Klostergeschichte*, die aber einseitig und auffällig stark nur die Schattenseiten hervorhebt. Noch mehr ! Was Verdienst war, wird sogar als Unverdienst, ja als Schuld hingestellt. Lehmann macht aus der Disentiser Klostergeschichte eine typische chronique scandaleuse. Die Gründung des Klosters ist fromme Legende, scheint doch unser Schriftsteller selbst an der Existenz von Placidus und Sigisbert zu zweifeln, auf alle Fälle am Namen und am Martyriumsort des hl. Placidus. Daß « unser Gewährsmann » die Kopfträgerlegende nicht glaubte, ist durchaus nicht erwähnenswert, wohl aber die etwas spöttische Nacherzählung. Wie viel feiner äußerte sich drei Jahrzehnte vorher der Zürcher Protestant Joh. Conrad Fäsi (1768) darüber, ohne daran zu glauben, aber auch ohne jede ironische Note [2]. Weiters soll ein Disentiser Abt « einer der Hauptanstifter des Krieges, den Herzog Leopold 1315 wider die drey Orte » führte, gewesen sein. « Aber auch einer der ersten, die bey Morgarten flohen. » Die Chroniken sprechen nicht vom Disentiser Abt, sondern vom Einsiedler Abt. Zudem stehen diese Berichte ganz im Widerspruch mit den Tatsachen [3]. Die Begründung der Freiheit haben die Bündner der Klugheit des Abtes Peter von Pontaningen zu verdanken, wenn « schon vielleicht nicht seinem guten Willen ». Des Abtes Nachfolger « waren nicht ökonomisch gesinnt, die Einkünfte des Klosters und mit ihnen auch das Ansehen der Äbte nahm ab ». Das Gegenteil ist richtig. Und wenn Lehmann die Ökonomie als gut hätte schildern müssen, wäre er auch wieder zur Kritik bereit

[1] *Lehmann*, I 91, 140, 382.

[2] *Fäsi J. C.*, Staats- und Erdbeschreibung der ganzen Helvetischen Eidgenossenschaft 4 (1768) 98. Dazu *Schmid H. A.*, Die Entzauberung der Welt in der Schweizer Landeskunde (1942), S. 189.

[3] *Sprecher F.*, Pallas Rhaetica (1617), S. 68 ; *idem*, Rhetische Cronica (1672), S. 90. Dazu *Ringholz O.*, Abt Joh. I. von Schwanden (1888), S. 126.

gewesen. Der ganze Haß des Aufklärers ergießt sich über Abt Christian von Castelberg (1566-84). Schon bei seiner Abtsweihe « schmaußte man einige Tage herrlich und trank auf die Gesundheit des neuen Abtes Wein wie Wasser »[1]. In der Zusammenkunft des Jahres 1570 mit dem hl. Karl in Ursern wurde dem Abte « die Verjagung der Protestanten aus dem Misox aufgetragen », was Castelberg auch « meisterhaft erfüllte ». In Wirklichkeit war es der Landrichter Peter Bundi, der zwei Häretiker aus dem Misox vertreiben wollte[2]. Lehmann glaubt überhaupt in Abt Christian den Urheber der gesamten Bündner Wirren sehen zu müssen : Durch des Abtes « Niederträchtigkeit » ist Johann Planta 1572 hingerichtet worden, durch des Abtes Einfluß suchte 1583 Savoyen die Bündner zu einem Bündnis für die Rückeroberung der Waadt zu gewinnen. Castelberg « nährte den Factionsgeist und Religionshaß dergestallt in Bünden, daß man einen großen Theil der nachmaligen Unruhen ohne Bedenken auf seine Rechnung setzen kann, wenn er gleich noch bis jetzt nicht durch öffentliche Schriften als ein Verräther des Vaterlandes dargestellt worden ist ». Mit dem gleichen Rechte könnte man irgend einen Zeitgenossen dafür verantwortlich machen[3]. Auf die Castelberg hat es Lehmann überhaupt abgesehen : « Die häßliche Rolle, welche (Abt) Sebastian von Castelberg (1614-34) in den Veltliner Unruhen gespielt hat, ist zu bekannt. » Wenn unser Aufklärer Abt Sebastian tadeln wollte, dann müßte das wegen Vernachlässigung der inneren Reform geschehen, denn in politischer Beziehung hat der Abt im Sinne der katholisch-spanischen Reform sicher Verdienste[4]. Es ist oft schwer zu sagen, ob Lehmanns giftige Tendenz oder geschichtliche Unkenntnis größer ist. Bei der Behandlung der Äbte Christian und Sebastian und wie dann überhaupt der Familie von Castelberg ist Lehmanns Antipathie gegen die adeligen Familien nicht zu vergessen, die sich ja seit der schon oben erwähnten Standesversammlung von 1794 immer mehr geltend machte. Nur loben kann der deutsche Aufklärer Abt Augustin Stöcklin (1634-41), dessen Werke er nach Form und Inhalt hoch einschätzt. Auch Abt Lorenz Cathomen, der « jetzige würdige Abt » entgeht noch seiner Kritik[5].

[1] Der Sinn des solemne splendidum epulum (Synopsis ad 1570) siehe gut bei *Cahannes J.*, Das Kloster Disentis vom Ausgange des Mittelalters bis 1584, S. 78.

[2] *Reinhardt-Steffens*, Studien zur Geschichte der katholischen Schweiz im Zeitalter Carlo Borromeos (1911), S. 324, mit dem ital. Quellentext.

[3] *Cahannes*, l. c. S. 92 (über Plantaprozeß).

[4] *Kaufmann B.*, im Bündnerischen Monatsblatt (1942), S. 225-246.

[5] *Lehmann*, 1 (1797) 377-382.

Auf Lehmanns Ausführungen beruhen die Betrachtungen von *Karl Kasthofer* (1777-1853). Er entstammte einer bayrischen Familie, die sich 1631 in Bern eingebürgert hatte. Kasthofer studierte in Heidelberg und Göttingen, bekleidete dann seit 1806 das Amt eines Oberförsters des Berner Oberlandes und zeichnete sich durch außerordentliche Kenntnisse im Alp- und Forstwesen aus. Seine verschiedenen fachwissenschaftlichen Schriften fanden auch außerhalb der Eidgenossenschaft Beachtung. Dazu konnte Kasthofer im Sinne der demokratischen Bewegung eine bemerkenswerte Rolle in seiner bernischen Heimat spielen. Immer zeigte er sich als überzeugter Gegner jeder fürstlichen und aristokratischen Regierung [1]. Das zeigte sich auch in seinem Urteil über Disentis. Auf einer seiner vielen Forschungsreisen gelangte er 1821 durch das Vorderrheintal nach Disentis : « Der Palast der Abtei Disentis ist im Jahre 1799 von den Franzosen verbrannt worden ... Noch steht der größte Theil der Mauern unversehrt und bezeugen die Pracht der ehemaligen fürstlichen Wohnung. Solche Paläste hat glücklicherweise Bünden wenige aufzuweisen, und, wie sehr auch das Mitleid und der Unwille bei solchen Denkmälern barbarischer Wuth der Unterdrücker aufgeregt wird, so liegt doch ein besänftigendes Gefühl in der Betrachtung, daß das in dem wilden Thal, unter anspruchslosen ländlichen Wohnungen von Geistlichen aufgeführte Prachtgebäude noch nicht wieder hergestellt ist. Welcher Abstand zwischen dem Bethäuslein, das der fromme Siegbert oder Kolumban im siebenten Jahrhundert hier errichtete, und dem Palast der Äbte von Disentis ! Welcher Abstand zwischen jenen ersten Verkündigern der Gottheit und christlicher Liebe, und dem Abte Sebastian, der im Jahre 1620 dem Mord der Protestanten im Veltlin Beifall gab ! » [2] Daß nun Abt Sebastian v. Castelberg wirklich über den Mord der Protestanten an sich Freude empfunden, ist unbeweisbar. Sicher ist nur, daß er mit der spanisch-katholischen Partei gegen die französisch-evangelische Partei kriegerisch vorgehen wollte, was damals absolut nicht auffällig war [3]. Vielleicht dürfte es sich eher um eine Verwechslung mit einem Briefe des Nuntius an den Abt handeln, der dazu Anlaß gab und auch vielfach so ausgedeutet wurde [4].

[1] Neues Berner Taschenbuch 1907, S. 1-21, bes. S. 15. *Oechsli W.*, Geschichte der Schweiz im 19. Jahrh. 2 (1913) 769. HBLS 4 (1927) 461.

[2] *Kasthofer K.*, Bemerkungen auf einer Alpen-Reise, Aarau 1822, S. 189-191.

[3] *Kaufmann B.*, im Bündnerischen Monatsblatt (1942), S. 232-233.

[4] *Kaufmann*, l. c. S. 234, 238.

Selbst nachdem Kasthofer bereits Disentis verlassen und schon die *Oberalp* erklommen hatte, kamen ihm noch Vorwürfe gegen die Abtei in den Sinn. Die Straße gegen Ursern hinunter überstieg, wie er sagte, « alle Begriffe von Abscheulichkeit. Warum hat doch seiner Zeit der Abt von Disentis, statt den üppigen Palast zu bauen, nicht lieber eine Verbindungsstraße von Bünden nach Uri erbaut ! Die Zölle würden nun der Abtei zufließen, die Bündner und Urner würden sein Andenken segnen, und die Trümmer seines Palastes würden jetzt nicht von seiner Thorheit Zeugnis geben. Wahrlich, die reichen Klöster und Abteien unserer Zeit wissen selten, was sie thun. » [1]

Der Gedanke Kasthofers ist insofern begreiflich, als man gerade 1820 begann, die Gotthardstraße in neuer Führung und breitem Ausmaße frisch anzulegen. Was aber die zehnjährige Arbeit an Schwierigkeiten in technischer und finanzieller Hinsicht brachte, ahnte wohl Kasthofer damals noch nicht. Da genügten die Kantone Tessin und Uri keineswegs [2]. Es war nun sehr billig, einfach der Abtei die Oberalpstraße aufzuladen, nachdem sie schon die Aufgabe hatte, die Lukmanierstraße, die für die Cadi weit wichtiger war, zu erhalten. Der Gedanke ist übrigens nicht neu. Schon Kardinal Garampi berichtete in seiner Schweizerreise 1762 von einem Plane, die Gotthardroute durch eine Straße über Lukmanier-Oberalp zu ersetzen. Der Abt wäre damals, so will wenigstens der Kirchenfürst wissen, bereit gewesen, die Teile seines Gebietes zu übernehmen [3]. Wie schwierig die Ausführung selbst noch Mitte des 19. Jahrhunderts war, zeigt schon der Umstand, daß die Oberalpstraße nur in drei großen Etappen zustande kam : 1842-55 die Bündnerseite, 1863-64 die Paßhöhe, 1864-66 die Urnerseite. Die ganze Strecke kostete 446 000 Franken [4]. Zu einem solchen Unternehmen fehlten der Abtei im 18./19. Jahrhundert die Mittel vollständig.

Die Ausführungen Kasthofers über die Oberalpstraße sind aber nicht das Wichtigste in seiner Disentiser Beurteilung, sondern vielmehr seine zügige Formulierung der baulichen und dann auch geistesgeschichtlichen Entwicklung in dem Längsschnitt : « vom Bethäuslein des hl. Sigisbert zum Palast der Äbte ». Dieses Schlagwort wirkte dann auch weiter. Der Gedanke ist nicht neu. Schon die « Reflexionen eines

[1] *Kasthofer*, Bemerkungen l. c. S. 193.

[2] *Reinhard R.*, Passe und Straßen in den Schweizer Alpen (1903), S. 125-126.

[3] Viaggio in Germania, Baviera, Svizzera. Diario del Card. G. Garampi, ed. Gregorio Palmieri, Roma 1889, S. 128.

[4] *Reinhard*, l. c. 45.

Schweizers » (1769) werden nicht müde darauf hinzuweisen, daß die ersten Mönche « bey Ambrosii und Hieronymi Zeiten » von der Handarbeit lebten : « sie flochten Körbe, pflanzeten in den Gärten, fälleten Holz » und « begnügten sich mit wenigem ». Jetzt aber ist es anders geworden : « Sie wohnen in Palästen im Müßigang und fressen die Fette des Landes. » An Einsiedeln wird besonders « der große Aufwand in Gebäuden » getadelt : « kaum ist die eine Seite zu Ende gebracht, so fängt man an, ein andres Ecke niederzureißen. » « Sehet ihr es nicht ein, daß ihr viele tausend Müßigänger, die beynahe allen Reichtum des Landes haben, noch durch eure Handarbeit nähren müsset ? » [1] Eine spätere Flugschrift von 1801 von einem « helvetischen Bürger » vertritt die Ansicht, daß die Klöster früher « Arbeitsamkeit, Genügsamkeit, Kultur, Wissenschaft » versinnbildeten, aber dann seit dem 12./13. Jahrhundert absanken und nur noch « Müßigang, Fanatismus, Habsucht » darstellten [2]. Die 1804 erschienene Schmähschrift : « Über die Schweizer-Klöster und deren Güter » weist darauf hin, daß « in den Städten und auf dem Lande die prächtigsten und größten, oft überköniglichen Gebäude emporragen » [3]. Es sind das alles Tonarten, die auch in andern Ländern seit der Mitte des 18. Jahrhunderts erklingen [4].

Genau besehen, ging man mit ähnlichen Redensarten schon seit Jahrhunderten gegen den Besitz der Kirche vor, angefangen von Arnold von Brescia im 12. bis Pietro Giannone im 18. Jahrhundert. Auch gemäßigtere Reformfreunde wie Olivi und Dante im 13. Jahrhundert wandten sich gegen die schönen Häuser und die prunkvolle Lebensführung der Prälaten, denen sie das arme Leben der Apostel entgegensetzten. Dante glaubte, daß die ersten Päpste von allem, was jetzt Rom ist, nichts wissen wollten [5]. So ist das Schlagwort von Kasthofer

[1] Reflexionen eines Schweizers etc. (1769), S. 17, 18-19, 24, 43, 45 (über das Buch siehe oben). Daß diese Ansicht unhaltbar ist, haben die Gegenschriften damals schon dargelegt und kann heute noch mehr belegt werden. Siehe Regula S. Benedicti, ed. *Butler* (1912), Kap. 9-11, 38, 48, 73 mit den betreffenden Quellenstellen über Studium und Schenkungen aus der vorbenediktinischen Mönchsliteratur.

[2] Was waren die Mönche Helvetiens vor und während der Revolution und was soll jetzt aus ihnen werden ? Beantwortet von einem helvetischen Bürger (1801), S. 7-8, S. 32, signiert : « Ph. N. ».

[3] Über die Schweizer-Klöster und deren Güter, Germanien 1804, S. 58-59.

[4] *Wöhrmüller B.*, in Studien und Mitteilungen O.S.B. 45 (1927) 12-44, bes. 38-40. Dazu *Schnürer*, Katholische Kirche und Kultur im 18. Jahrh. (1941), S. 67-68 über Joseph II.

[5] *Schnürer G.*, Kirche und Kultur im Mittelalter 2 (1926) 329-343 ; 3 (1929) 17-19, 51-52, 152-153 ; *idem*, Katholische Kirche und Kultur im 18. Jahrh. (1941), S. 13-14.

nicht neu geprägt, sondern eine alte Münze. Immerhin hat es der Berner Aufklärer erstmals auf Disentis in dieser Form angewandt. Um gerecht zu sein, müssen wir auch hinzufügen, daß er später sich als gemäßigter Liberaler zeigte, das gewaltsame Vorgehen gegen die Aargauer Klöster und die Jesuiten verurteilte und auch dem Sonderbund Gerechtigkeit angedeihen lassen wollte. Diese Einstellung brachten dem aufrichtig demokratisch gesinnten Manne in seiner bernischen Heimat viele Enttäuschungen [1].

Die drastische Verurteilung Kasthofers nahm ein Schriftsteller von weit größerer Wirkung auf, es ist *Heinrich Zschokke* aus Magdeburg (1771-1848) [2]. Zschokke ist aber noch viel mehr der Geisteserbe Lehmanns. Beide stammten aus Sachsen und fanden in Graubünden ihre Zuflucht. Beide haben auch die bündnerischen Verhältnisse eifrig studiert. Zschokke bekennt sogar, daß Lehmann « unter allen Fremdlingen am tiefsten in die dunklen Geheimnisse der rhätischen Republik eingeweiht » sei [3]. Unser Magdeburger kam im Sommer 1796 erstmals über die Oberalp nach Bünden, wo er als Lehrer in Reichenau (1796-98) eine Anstellung fand und Gelegenheit hatte, Land und Leute zu studieren. Damals äußerte er sich noch sympathisch über das Kloster und fand sogar erhabene Worte über den Stifter des Trunser Bundes : « Der Edelste und Reinste von den Großen damaliger Zeit war Peter Pultinger, Abt von Disentis, ein weiser, gottesfürchtiger Mann. » Der Historiograph verlieh ihm sogar den Titel : « der Ehrwürdige » [4]. Nach einem wechselvollen Leben zur Zeit der Revolution ließ sich Zschokke seit 1807 dauernd in Aarau nieder. Seine Geisteswandlung zeigten die « Stunden der Andacht » (1809-16), in denen er ein kirchenfreies Christentum, bestehend aus Liebe und Menschenverbrüderung, predigte [5]. Der Skeptizismus hatte den protestantischen Glaubensgrund erschüttert. Einst konnte er sich « als Jüngling für die Poesie des Klosterlebens begeistern », jetzt sah er in den Mönchen nur noch die Vertreter « schwermütiger Weltentsagung » [6]. Um 1822 verfaßte er « *Die Rose*

[1] Siehe die Lebenserinnerungen Kasthofers von 1848 im 72. Lebensjahre im Neuen Berner Taschenbuch (1907), S. 3, 7, 14, 16-18.

[2] Zschokke schrieb auch einen Nekrolog über den Bruder unseres Försters Kasthofer, der 1803-1823 in Aarau (wo Zschokke lebte) Staatsschreiber war. Zschokkes Werke, ed. *Bodmer*, I, S. LXX.

[3] *Zschokke H.*, Die drey ewigen Bünde im hohen Rhätien 1 (1798) Einl. S. XIII.

[4] l. c. 39-42, 129, 132.

[5] Zschokkes Werke, ed. *Bodmer*, I, S. XXXIX.

[6] l. c. I, S. 285.

von Disentis », halb Novelle und halb Roman (erst 1844 veröffentlicht). Darin verwendet er seine persönlichen Erinnerungen an seinen bündnerischen Aufenthalt in weitem Maße. Zur großartigen Alpenlandschaft offenbart Zschokke kein freundschaftliches Verhältnis und erweist sich hier als typischer Aufklärer [1]. Diesen zeitgebundenen Einschlag zeigen auch die Stellen, in welchen er die Disentiser Benediktiner nebenbei in den Gang der Erzählung hineinzieht. « Es ist merkwürdig, daß die frommen Mönche, die innert ihren gottgeweihten Mauern der Welt entsagt haben, nach Welthändeln die lüsternsten sind und ihre Hände so gern ins politische Spiel mengen. Auch den Heiligen also schmecken verbotene Früchte am süßesten. » So charakterisiert unser Schriftsteller die damaligen Klosterbewohner. Erklärlich auch, daß darum die Jugendliebe des P. Gregor die Erzählung würzen sollte. Immerhin mußte Zschokke das Eintreten der Disentiser Patres für die gefangenen Franzosen doch so schildern, wie es war (« die menschenfreundlichen Benediktiner ») [2].

Während der Magdeburger Aufklärer in der « Rose von Disentis » mehr romanhafte Poesie gab und nicht eigentlich zum Thema Klosterleben sich äußerte, ist das in seiner 1830-40 entstandenen « *Selbstschau* » (1842 veröffentlicht) anders. Hier spricht er sich grundsätzlich über das rätische Kloster aus : « Die Abtei schien sich seit Jahrhunderten keines andern Verdienstes um sie (d. h. die Rätier) erfreuen zu können, als an die Stätte von den alten Götteraltären der Lukumonen (d. h. Bewohner des Lukmaniers) das Kreuz des Christentums aufgepflanzt zu haben. » Dem Zusammenhange nach glaubte er eben, daß das Gotteshaus nur das Christentum, nicht aber die Kultur unter die Leute gebracht habe. Wie schon François Robert und frühere Reiseschriftsteller, sieht er die Rätoromanen als zu unkultiviert an, ähnlich wie er die Alpen als zu unwirtlich und grauenhaft charakterisiert. Von der Oberalp erblickt er nur « Firnenschnee und schwarze Schlünde wie Trümmer einer zermalmten Welt ». Dann steigt er in die « stumme Wildnis von Selva und Rueras ». Zschokke scheint nun « jählings in ein unbekanntes Zeitalter verzaubert, in welchem Kunst, Wissenschaft und Lebensbequemlichkeit noch unerfundene Dinge waren ». In dieser « Urwelt » begegnet er einem « halbnackten, riesigen Mann, dem zum Herkules nur Löwenhaut und

[1] *Riedi, P. Godehard*, Bündner Landschaft in Deutscher Erzählung (1944), S. 14-21, 94-95. Hier auch nähere Inhaltsangabe der « Rose von Disentis ».

[2] Werke ed. *Bodmer*, I, S. XLVII X, S. 95, 104, 119, 164, 173, 197 usw., über Disentiser Mönche.

Keule » fehlen und der in einer « Hütte von rohbehauenen Stämmen der Lärchentanne » haust. Am Schlusse ist Zschokke froh, die « gutmütigen Halbwilden in ihrem Gebiete tobender Waldströme, verwitterter Felsgipfel und Lawinenspuren zu verlassen und die ersten Wahrzeichen milderer Gesittung wieder zu begrüßen »[1].

In dem vielverbreiteten und mehrfach aufgelegten Werke : « *Die Schweiz in ihren klassischen Stellen und Hauptorten* », das erstmals 1836 in Karlsruhe und Leipzig erschien, zeichnet Zschokke auch Geschichte und Gegenwart des Disentiser Benediktinerheims[2]. Er beginnt mit einer großartigen Schilderung der Bergriesen, die das Kloster umgeben : « Ich erinnere mich kaum eines prachtvollern Schauspiels als jenes Sommertages, da links und rechts vor mir bis zu den Firnen, die majestätischen Bergkolosse in Reih und Glied gleich zwei Heeren einander gegenüberstanden ; droben aber, zwischen ihren Helmen von Eis und Fels, Sonnenstrahlen in neblichten Dünsten breite Lichtstreifen zum Thal niedergossen. Alles prangte in wunderbarer Verklärung. Es schien, als wären ätherische Glanzstraßen durch die Lüfte von der Tiefe der Erdenwelt zum Himmel gezogen und an die hohen Gebirge gelehnt. Wie winzig stellte sich in dieser Glorie der Natur unter diesen Umgebungen, die alle das Gepräge der Unermeßlichkeit trugen, jener Mönchspalast hin ! Nürnberger Tand, Schnitzwerk menschlicher Eitelkeit ! Inmitten so erhabner Gebilde müssen selbst Ägyptens Pyramiden kleinlich verschwinden. Pharaonen-Werk ist nur in einer Wüste des Sandmeers groß. Weit harmonischer mit den riesigen Gestaltungen der Berge, mit diesen Streiflichtern und Abgründen, dünkten mich die armen, ländlichen Hütten im Thal und am Gebirge dazuliegen, wie die Bilder menschlicher Demuth im Schoße göttlicher Größe und Macht. » Das Schlagwort vom « Mönchspalast » geht zunächst auf Lehmann und schließlich auf Robert zurück. Nur haben es diese beiden Schriftsteller einzig aus dem Vergleiche mit dem Dorfe hergeholt, während Zschokke den Klosterbau bespottet, als ob er mit dem von Gottes Hand geschaffenen Hochgebirge hätte wetteifern wollen.

Hören wir seine Schilderung zu Ende ! « An der Stelle der Benediktiner-Abtei Dissentis befand sich vor Jahrhunderten nur eine Bethütte frommer Einsiedler. Alte Urkunden bezeichnen sie als eine Zelle bei

[1] Werke ed. *Bodmer*, I, Einl. S. LXXXIV, S. 72.

[2] *Zschokke H.*, Die Schweiz in ihren klassischen Stellen und Hauptorten (1836), S. 43-44 (2. Aufl. 1858, S. 32-33 ; franz. Ausgabe : Vues classiques de la Suisse, 1838, S. 27-28).

einer Höhle (cella ubi spelunca est) [1]. Abergläubige Gottesfurcht der folgenden Zeitalter oder vielmehr Politik der Mönche, welche die andächtige Unwissenheit des Volkes wohl auszubeuten verstand, verwandelte die Bethütte zum Pallast, den Einsiedler zum fürstlichen Abt. Er spielte in den alten Fehden und Kriegen des Hochlandes eine Hauptrolle, wie nachmals in den blutigen Religionshändeln und bürgerlichen Unruhen der Bündner. Doch gewann das Kloster wenig dabei. Bei übler Haushaltung und unter allseitigen Feindseligkeiten verarmte das Gotteshaus wieder. Es verkaufte die meisten seiner Rechtsame den Gemeinden. Mit den Reichthümern verlor der Abt Einfluß und Bedeutsamkeit. » Was hier Zschokke über die Geschichte der Abtei sagt, ist nichts anderes als eine kurze Zusammenfassung dessen, was Lehmann darüber geschrieben hatte. Dabei kommt er nochmals auf den Klosterbau zu sprechen. Obwohl er gleich nachher hinzufügt, daß das Kloster « im Jahre 1799 durch blinde Rache des französischen Kriegsvolkes den Flammen geopfert » wurde und daher « erst im Laufe dieses Jahrhunderts neu aufgeführt » werden konnte, spricht er dennoch von einem « Pallast ». Der Längsschnitt « von der Bethütte zum Pallast, vom Einsiedler zum fürstlichen Abt » ist, wie schon erwähnt, Kasthofer entlehnt und noch zügiger geformt. So kann es eigentlich nicht überraschen, daß unser Magdeburger Publizist 1841 im aargauischen Großen Rate auf die Rede Augustin Kellers hin für die Aufhebung des Klosters Muri eintrat [2]. Damit zeigte der deutsche Aufklärer und Freimaurer, was er auch Disentis zu wünschen imstande war.

III. Der Nachhall

Mit Robert und Lehmann, Kasthofer und Zschokke sind diejenigen genannt, welche vor allem die öffentliche Meinung mit ihrer aufklärerischen Verurteilung des Disentiser Benediktinerlebens beeindruckt haben. Die folgenden Berichterstatter sind entweder weniger bedeu-

[1] Lokalisation früherer Historiker eines Eintrages des Rätischen Urbars aus dem 9.-10. Jahrh. *Mohr Th. v.*, Codex diplomaticus 1 (1828) 291, 301. Nach dem Kontext des Urbars und der sprachlichen Ableitung wird damit heute eher der Splügen identifiziert. *Reinhard R.*, Pässe und Straßen in den Schweizer Alpen (1903), S. 144. Dazu HBLS 6 (1931) 476.

[2] Zschokkes Werke, ed. *Bodmer*, I, S. LXXXIV. Hier sei auch beiläufig hingewiesen, wie sehr Zschokke das Bild des Einsiedler P. Marian Herzog verzeichnet hat. *Flueler P. N.*, in Zeitschrift für Schweiz. Kirchengeschichte 29 (1935) 123-137, 161-196.

tende Schriftsteller wie Lutz und Walsh, die in Abhängigkeit von den genannten Wortführern sich ähnlich äußerten, oder es sind gewichtigere und selbständige Literaten wie Cooper und Toepffer, die sich doch noch irgendwie in unserer Frage vom allgemeinen Geiste der Aufklärung berührt zeigen.

Die Reihe eröffnet der langjährige Pfarrer des baselländischen Läufelfingen *Markus Lutz* († 1835), der im Jahre 1827 zunächst die herrliche Lage des Disentiser Benediktinersitzes bewundert und auch die historische Weihe, die über dem Orte liegt, nicht verkennt: « Das Kloster ist eine der ältesten geistlichen Stiftungen in der Eidgenossenschaft. » Doch kann sich der protestantische Historiograph in offensichtlicher Anlehnung an Lehmann nicht versagen, die Geschichte der Abtei im schlimmen Sinne zu deuten: « Mehrere Äbte spielten in den schweizerischen Freiheitskriegen und in den bündnerischen Religionsunruhen üble Rollen. » Immerhin weiß Lutz, daß Disentis hervorragende Persönlichkeiten aufweisen kann: Abt Peter von Pontaningen und P. Placidus Spescha [1].

Ein weit interessanterer Beobachter war der Amerikaner *James Fenimore Cooper* (1789-1851), der sich durch seine « Lederstrumpferzählungen » (1822) und durch sein Werk: « Der Letzte der Mohikaner » (1826) als Schöpfer der Urwaldpoesie und des modernen Prärieromans schon damals berühmt gemacht hatte. Aus seiner abendlichen Septemberfahrt des Jahres 1828 von Truns nach Disentis machte er eine wildromantische Nachtszene. In Disentis (« ein Häuflein dunkler Hütten ») kam sich Cooper vor wie ein « Reisender auf den Grenzen der zivilisierten Welt in ähnlichen Häusern in Amerika ». Er fühlte sich umsomehr als Fremder, da er weder Deutsch noch Romanisch verstand. Am andern Morgen besuchte er das Kloster: « Die Abtei (ist) ein großes, halbverfallenes, steinernes Gebäude, vier Stockwerke hoch, mit einer geräumigen Kirche von besserer als gewöhnlicher Bauart. » Darauf wollte Cooper ins Konventgebäude selbst eindringen. Er betrat den untersten Gang, sah aber niemanden, hörte indes nach fünfzig Schritten « fernher Stimmen aus einer Zelle ». Der Dichter erzählt uns selbst: « Ich trat leise auf, um nicht etwa Betende zu stören; ich war jedoch kaum der Thüre nahe gekommen, als Gelächter an mein Ohr schallte und vor allem die lustige Rede eines Frauenzimmers hörbar ward. Ich ging zurück. Vermutlich war die Klostergemeinde aufgehoben

[1] *Lutz M.*, Vollständige Beschreibung des Schweizerlandes 1 (1827) 349-350.

und das Gebäude an eine Familie verpachtet worden, denn ich sah während meines Aufenthaltes zu Disentis keinen einzigen Benediktiner, und doch habe ich Ursache zu glauben, daß man diese frommen Herren in der Schweiz gar gern in der Nähe der Wirtshäuser antrifft ; mindestens habe ich zu mehreren Malen das Glück gehabt, sie wirklich innerhalb solcher Häuser anzutreffen. »[1] Cooper war ein Opfer der Täuschung. Der unterste Gang war bis Ende des 19. Jahrhunderts nicht für den Konvent, sondern für Knechte und Mägde des klösterlichen Betriebes reserviert[2]. Daß er noch der aufklärerischen Einstellung verhaftet ist, geht schon aus seinen Bemerkungen über die Benediktiner im Allgemeinen hervor. Für den Puritaner war der Mönch allgemein etwas Seltsames, wenn nicht sogar Teuflisches[3].

Der Engländer *Conway Derwent* bereiste im Jahre 1830 die Schweiz und kam vom Vorderrheintal auch hierher. Seine Schilderung ist sehr eindeutig : « Disentis ist ein elendes Dorf mit einer einzigen schmalen und schmutzigen Straße, aber ein prächtiges Kloster schaut auf es herab, das auf einer Anhöhe ganz in der Nähe steht. Dies Kloster war vor einiger Zeit fast völlig durch Feuer zerstört worden, aber es ist zum Teil wieder aufgebaut, und es enthält, wie ich glaube, eine große Bibliothek und einige wertvolle Handschriften, welche auch in den Flammen hätten zugrunde gehen dürfen, wenn sie für immer in der Benediktinerabtei von Disentis begraben bleiben müssen. »[4] Unserem Angelsachsen erschien das Kloster offenbar wie ein mittelalterlicher Kerker. Schon sympathischer eingestellt war der englische Graf *Theobald Walsh*, der kurze Zeit nach seinem Landsmann diese Gegend besuchte. Er kam von der Oberalp her und sah gerade, wie einige Mönche « ihre Freude daran hatten, das Heuen zu besorgen. Sie taten zum Zeitvertreib, was ihre Vorfahren zehn Jahrhunderte vorher aus Notwendigkeit tun mußten. Der Abt, der mitten unter ihnen spazierte, machte mehr den Eindruck, daß er Zahl und Wert der Heuwagen

[1] *Cooper J. F.*, Excursions in Switzerland, Paris 1836, S. 216-219. Hier nach der deutschen Übersetzung von *G. N. Bärmann*, Streifereien durch die Schweiz 2 (1836) 95-104.

[2] Dazu Monatsblatt 1944, S. 185, mit Quellentext zu 1705. Coopers Irrtum korrigierte bereits *Schwarz J. Ch.*, Wanderbilder von den Quellen des Rheins bis zum Rheinfalle (1843), S. 18.

[3] *Schirmer G.*, Die Schweiz im Spiegel englischer und amerikanischer Literatur bis 1848 (1929), S. 367, im Hinblick auf Coopers Besuch in Pfäfers.

[4] *Conway Derwent*, Switzerland in 1830 1 (1831 Edinburgh) 147. Die deutsche Übersetzung verdanke ich *P. Beat Winterhalter*, Disentis.

berechnete als daß er über diesen Vergleich nachdachte. » Diese an Kasthofer und Zschokke erinnernde Bemerkung ist das einzige, was Walsh von den Aufklärern entlehnt hat. Im übrigen zeigt er viel Sinn für das Kloster, das « durch den Krieg ruiniert, durch einen Brand verwüstet, kaum sich von dem ununterbrochenen Unglück erholen konnte ». Er lobt die Bücherei und Handschriftensammlung, die umso mehr Wert haben, als « sich unter den frommen Coenobiten mehrere befanden, welche diese Bildungsmittel auszunützen verstanden ». Begeistert äußert er sich über P. Placidus Spescha, den « Saussure der rätischen Alpen » [1].

Im Gegensatz dazu läßt das *Album de la Suisse Pittoresque* von 1838 wieder die alte Orgel der Aufklärung ertönen : « Die Abtei ist ein großer viereckiger Bau, an einem Bergesabhang gelegen, der das Dorf beherrscht und sich übrigens durch seine Pracht (somptuosité) in eigenartiger Weise zu den ländlichen Häusern und der wildwachsenden Natur der Umgebung in Gegensatz setzt. » « Die bescheidene Hütte des hl. Siegbert wurde durch ein kostspieliges Bauwerk ersetzt, das zwar zeitgemäß war, in dem aber die Demut, die christliche Liebe des heiligen Mannes nicht mehr wohnten. Das Kloster, erst nur aus Holz gebaut und mehrmals durch Feuer zerstört, wurde schließlich mit einer Herrlichkeit, die eines Fürsten würdig ist, wieder errichtet. Aber ach ! Der Fürstabt mußte auch die Unbeständigkeit der menschlichen Verhältnisse erfahren : seine Untertanen beschnitten seine Macht und seine Einkünfte dermaßen, daß davon jetzt kaum ein Schatten übrigbleibt. » « Die Kirche verdient eine Besichtigung und besitzt mehrere Gemälde. Eines davon stellt den letzten Brand des Klosters dar. Der mich begleitende Benediktiner schien von einer heiligen Leidenschaft hingerissen zu sein, als er mir das traurige Ereignis erzählte. Die Abtei, die älteste der Schweiz, besitzt eine schöne Bibliothek und kostbare Manuscripte. » [2]

Weder von den Gebäulichkeiten noch von den Geschicken des Klosters berichtet der Dichter und Zeichner *Rodolphe Töpffer* (1799-1846), der mit seinen Pensionatsschülern von Genf auf einer seiner jährlichen Fußtouren Ende August 1839 von Ilanz heraufzog. Von Truns an beständiger Regen ! « Es wäre schwer, sich ein Loch vorzustellen, das so unter Wasser gesetzt, so schiffbrüchig, so düster und verlassen ist

[1] *Walsh Theobald*, Voyage en Suisse, en Lombardie et en Piémont, Paris 1 (1834) 307, 318.

[2] Album de la Suisse Pittoresque, Neuchâtel 1838, S. 30.

wie an diesem Tage Disentis. » Er blickt zu den Klostermauern hinauf : « Die Mönche weilen an den Fenstern des Klosters und richten ihre Augen auf den fallenden Regen. » Um das sinnenfällig auszudrücken, zeichnet Töpffer acht gotische Fensterrahmen, aus denen je ein Mönch, wie Kapuziner mit Bart und Kapuze dargestellt, in den regnerischen Tag hinausstieren[1]. Man könnte daraus schließen, daß der Novellist aus der Stadt Rousseaus das benediktinische Leben lächerlich machen wollte. Dem ist jedoch kaum so. Die Stelle ist vielmehr aus dem sprudelnden Humor und der tollen Phantasie des launigen Künstlers zu erklären. Fast alle seine Zeichnungen wirken in der Landschaft etwas phantastisch und in der Charakterisierung der Personen etwas lächerlich. Gerade die gotischen Fenster zeigen doch, wie wenig es der Witzbold auf die Wirklichkeit abgesehen hatte. Die Gotik ist hier nur ein Symbol der romantischen Zeit. Daß ein Calvinist, der die klösterlichen Hallen gar nicht besuchte, die Benediktiner als Kapuziner ansieht, kann nicht überraschen, hat doch selbst Kardinal G. Garampi 1762 die Disentiser Patres als Zisterzienser (monaci cicerstiensi) hingestellt [2]. Ernster zeigte sich der poetische Plauderer, als er ein zweites Mal, 1842, an den Klostermauern vorbeizog. Er hörte von der Abtei her « männlich-frommen Gesang von wohlklingenden Stimmen ». Es war ihm, als ob diese Musik « mit ihren unsichtbaren Tönen die Stimme der Wälder, der Berge und der Himmel selbst wäre, die da ihren Schöpfer preist ». Gebannt bleibt die Schar stehen und hört wie bezaubert zu. Trotz dieses Erlebnisses ist die Reise doch merkwürdig. Einst hatte Töpffer vor fast einem Jahrzehnt (1833) die Grande Chartreuse besucht, ohne für das mystische Ideal des hl. Bruno volles Verständnis aufzubringen. Jetzt besichtigt er nicht einmal die Kirche, begrüßt noch viel weniger die Söhne des hl. Benedikt, sondern zieht an der Gottesburg vorbei.

Als letzte Stimme vernehmen wir noch Klemens Fürst von *Metternich*. Trotz mancher späterer Konzessionen an die romantische Kirchenbewegung blieb er doch ein überzeugter Aufklärer im Sinne Josefs II. Als der Disentiser Rektor Peter Kaiser 1840 bei ihm in Wien vorsprach, um für das Kloster eine erst in der französischen Revolution eingegangene Pension von Mailand in Erinnerung zu bringen, fragte der gewaltige Minister ganz erstaunt, ob denn überhaupt das Kloster

[1] *Töpffer R.*, Premiers voyages en zigzag. 4. Aufl. 1855, S. 20-210, 350. Diese Stelle ist schon mehrfach literarisch benützt worden, so von *Gadola G.*, im Glogn 1938, S. 46-50, und *P. Hildefons Peng*, in « Disentis » 11 (1943) 10-16.

[2] *Garampi G.*, Viaggio in Germania, ed. Palmieri G. (1889), S. 128.

noch existiere (an monasterium adhuc existat)[1]. Das war doch wohl eine Frage, die ihm sein aufklärerischer Sinn wie von selbst auf die Lippen drängte.

Überblicken wir unsere Untersuchung, so müssen wir betonen, daß es sich hier nur darum handelte, die herangezogene Literatur einzig in ihrer Einstellung zum klösterlichen Leben zu erforschen. Das Ergebnis wäre da und dort ein ganz anderes, wenn die Schriftsteller auf ihre allgemeine literarisch-geographische Seite durchgesehen würden. Die meisten erweisen sich von der deutschen Romantik insoweit angeregt, als sie sich der heimatlichen Geschichte und Landeskunde widmen. Die Romane von Walter Scott (1771-1832) wirkten hier sicher auf Zschokke und Cooper ein[2]. Unsere Reiseschriftsteller sahen oft die gesamte bündnerische Landschaft anders als nur das große Kloster über dem kleinen abgebrannten Dorfe. Cooper lobte das aussichtsvolle Truns, Conway Derwent den abwechslungsreichen Rhein, das Album de la Suisse Pittoresque die herrlichen Gestalten der Tavetscher! Natürlich verzeichneten sie wiederum fast ebenso oft Land und Leute der Cadi[3]. Aber das ist eine Fehlerquelle, die überhaupt immer die Klippe von Reisebüchern war und bleibt[4].

Worin aber alle unsere Publizisten übereinstimmen, das ist die klar ausgesprochene oder doch im Grunde mitklingende Verurteilung oder Geringschätzung des klösterlichen Lebens an sich. Darum verwünschen sie den stolzen «Mönchspalast» als ein «Ärgerniß» und freuen sich an seinen schwarzgebrannten Mauern und seinem verfallenen Zustande. All diese Stimmen entstammen aber in erster Linie nicht dem schweizerischen Milieu, sondern zuerst dem französischen (Robert) und dann dem der deutschen Emigranten (Lehmann, Zschokke). Diese Aufklärung ist also sichtlich ein Einfuhrerzeugnis, und wahrlich nicht das beste. Etwa 1830 ist sie bereits Gemeingut aller Reisenden, die über unsere Gegenden schreiben. Aber der Klang dieser aufpeitschenden Melodien drang weder in das berggeschützte rätoromanische Sprach-

[1] Chronica Monasterii II, S. 87 (Stiftsarchiv Disentis).

[2] *Riedi G.*, Bündner Landschaft in Deutscher Erzählung (1944), S. 14.

[3] Ein Beispiel: Die Herstellung des Bündner Bindefleisch ist dem Verfasser des Album de la Suisse Pittoresque, S. 30-31, so fremd, daß er sie als möglicherweise hunnische Gepflogenheit anspricht und sich wie bei Kalmücken und Kirgisen fühlt, — statt im Tavetsch.

[4] Gegen voreilige Reiseurteile trat schon 1791, also am Ende des reisefreudigen 18. Jahrh., Stolberg auf. Siehe *Joh. Jansen*, Fr. Leopold Graf v. Stolberg (1910), S. 74.

gebiet noch in den mauerumfriedeten benediktinischen Klosterbezirk. Selbst ein P. Pl. Spescha († 1833) blieb trotz aller Hindernisse und Stimmungen der monastischen Bindung treu.

Während die rationalistische Aufklärung ein halbes Jahrhundert immer wieder die alten Schlagwörter in neuen Wendungen der Öffentlichkeit vorlegte, war schon lange die gemütvolle *Romantik* erwacht. Sie sah in den verwitterten Klostermauern ein ehrwürdiges Symbol, das von der Verchristlichung des rätoromanischen Volkes und der Kultivierung des bündnerischen Bergbodens erzählte. Diese wahrhaft historische Einstellung begann schon mit dem großen Freundeskreis von P. Placidus Spescha selbst — typisch für die « zweifache Seele » des großen Alpinisten — und offenbarte sich besonders in deutschen Professoren, die in Bünden eine Zuflucht gefunden hatten. Wir nennen Gottfried Ludwig Theobald, Lehrer an der Churer Kantonsschule (1854-69), sowie Ignaz Christian Schwarz, Professor an der katholischen Kantonsschule in Disentis (1838-42). So war um die Mitte des 19. Jahrhunderts die öffentliche Meinung über das Kloster ganz von der Romantik bestimmt.

REZENSIONEN — COMPTES RENDUS

Robert et Claude Evers : Le Père Lataste, apôtre des prisons. 394 pages. En vente chez l'auteur, à Béthanie, Châbles, canton de Fribourg.

Aidé de son frère Claude, M. l'abbé Robert Evers, aumônier de la maison de Béthanie, près de Châbles (Broye) a voulu, non pas écrire une vie nouvelle et définitive du P. Lataste, mais, ainsi que l'explique le P. Lavaud, O. P., dans la préface, contribuer à la préparer, en publiant une série de documents se rapportant au fondateur de la Congrégation des Sœurs dominicaines de Béthanie : extraits de lettres écrites ou reçues, passages de sermons ou de brochures, renseignements puisés à la chronique de la maison-mère. Le livre est donc fait de documents. Souvent, quelques points placés entre crochets — le sigle n'est, sauf erreur, expliqué nulle part — remplacent des passages qui, à cause de leur nature intime ou personnelle, ou aussi vu le peu d'intérêt qu'ils présentaient, ont été omis. Dans d'autres cas au contraire, ces mêmes crochets encadrent des mots qu'il a fallu suppléer pour rendre plus compréhensible une phrase incomplète. Le rôle des auteurs, lorsqu'ils ferment les guillemets, se borne à donner en quelques lignes les indications nécessaires pour introduire une citation ou pour passer d'un épisode à un autre. Les extraits se suivent dans l'ordre chronologique. On entend donc successivement le collégien, le fonctionnaire, puis le novice dominicain, et enfin le religieux dont la vie est partagée entre la prédication et l'Œuvre à laquelle son nom demeure attaché : ce Béthanie, dont l'idée lui est venue lors de la retraite prêchée aux détenues de la maison centrale de Cadillac, sa ville natale, ou, plus exactement, qui lui avait été suggérée, ainsi qu'il l'écrit lui-même, par l'une d'elles qui, « sans le savoir, lui en avait inspiré la pensée » (p. 277, n. 1).

Cette Œuvre, le P. Lataste l'a toujours considérée comme celle de Dieu et non pas la sienne. Il l'a défendue avec ténacité contre ceux — membres de son Ordre ou autorités ecclésiastiques supérieures — qui ont plus ou moins ouvertement contrecarré son projet ou qui ont manifesté du moins de la méfiance à son égard. On le voit préluder en quelque sorte à sa fondation future avant que celle-ci ne se fût présentée à son esprit d'une manière définitive.

Puis, l'idée se précise. Ce qu'il veut créer, ce n'est nullement une maison de refuge, un asile pour repenties qui n'ont pas été condamnées, mais une maison religieuse pour de pauvres créatures qui ont passé en justice, qui ont été enfermées dans une maison de force, qui ont longuement et durement expié leur faute et qui sont décidées à passer le temps qui suivra leur sortie de prison — celui qui est pour elles particulièrement critique — dans un couvent où elles pourront se consacrer à Dieu et éprouver,

dans le plan surnaturel, la joie, l'amour et le bonheur dont elles ont tant besoin.

Ce que le livre de M. l'abbé Evers nous permet d'admirer chez le P. Lataste, c'est le progrès moral de son âme, au cours d'une vie cependant si courte. Déjà comme étudiant, puis comme fonctionnaire, c'est un jeune homme d'une perfection de vie peu commune. La mort de sa fiancée le laisse d'abord inconsolable, puis il y voit l'occasion pour lui de grâces de choix et elle devient le point de départ d'une ascension morale plus accentuée encore. Celle-ci arrive à son épanouissement au noviciat, alors qu'une blessure à un doigt, puis une ostéomyélite à la hanche mettent en question sa vocation sacerdotale et font retarder sa profession. Elle ne se dément jamais pendant les quelques années de son activité comme frère prêcheur, et elle se manifeste d'une manière plus touchante encore durant les quelques mois de sa dernière maladie, à Béthanie, où il meurt, âgé de 36 ans, après 6 années seulement de prêtrise.

Etant donné le but poursuivi et la méthode adoptée, le livre de MM. Evers n'a pas le caractère alerte, mais aussi un peu imprécis, des *Dominicaines des prisons* du P. Lelong. Ici, l'on ne trouve que des faits, fussent-ils minimes en apparence, des textes alignés dans l'ordre rigoureusement chronologique, avec toujours l'indication de la source et, en notes, les explications nécessaires pour comprendre une allusion aux coutumes de Béthanie ou un détail de la vie du fondateur. Le livre est orné au surplus de nombreuses illustrations : portraits du P. Lataste, endroits où il a vécu et où il s'est particulièrement dépensé, souvenirs se rapportant à sa personne.

Encore une fois, ce n'est pas à proprement parler une vie nouvelle qui nous est offerte, mais une série de documents et de précisions qui fourniront un jour la base d'une biographie complète du fondateur de la Congrégation de Béthanie, biographie qui ne modifiera pas d'une manière essentielle celle que nous possédons déjà, mais qui permettra de l'établir sur des fondements plus étendus et plus minutieusement contrôlés.

L. Waeber.

Neue Zeitschrift für Missionswissenschaft. Nouvelle Revue de science missionnaire. Herausgegeben von Prof. Dr. Joh. Beckmann S. M. B. 1945. I. Jahrgang, Heft 1. Redaktion und Administration : Seminar Schöneck-Beckenried.

Das Erscheinen der « Neuen Zeitschrift » lag eigentlich als selbstverständliche Forderung in der Luft. Ein wissenschaftliches Organ dieser Art konnte nicht länger entbehrt werden, seitdem die frühere « Zeitschrift für Missionswissenschaft » ihr Erscheinen eingestellt hatte.

Es war ein Ereignis, als 1911 Josef Schmidlin seine Zeitschrift in deutscher Sprache herausgeben ließ. Damals war seit mehr als zwei Dezennien auch im deutschen Sprachgebiet ein Missionsfrühling angebrochen, aber neben den vielen kleinen und erbaulichen Zeitschriften

fehlte den Katholiken ein wissenschaftliches Organ. Da griff Schmidlin ein, der erste und einzige Ordinarius für Missionswissenschaft an einer katholisch-theologischen Fakultät Deutschlands.

Die neue Zeitschrift tritt mit dem ersten Heft von 80 Seiten äußerlich schmucklos an die Öffentlichkeit. Nach einem warmherzigen « Zum Geleit » des greisen Bischofs Hilarin Felder befaßt sich der Herausgeber mit den beiden Begründern der neuern kath. Missionswissenschaft, Schmidlin und Goyau, und zeichnet das Programm der Zeitschrift. Hugo Rahner gibt ein interessantes Bild der Forschertätigkeit Fr. J. Dölgers und dessen Verdienste für die antike Missionswissenschaft. Drei weitere Arbeiten gehen gleich auf Spezielles ein. Dazu kommen « Literarische Umschau » und Besprechungen. Wir wollen dabei nicht vergessen das « Jahrbuch des Akademischen Missionsbundes Freiburg », das durch 11 Jahre hindurch unverdrossen solide Arbeit geleistet und manche Kreise auf die Mission aufmerksam gemacht hat. Wir wünschen der neuen Zeitschrift eine glückhafte Fahrt, sie dient einer edlen Sache.

Freiburg. P. *Gabriel M. Löhr* O. P.

Die Schicksale des Klosters Münsterlingen zur Zeit der Reformation und der katholischen Reform ca. 1520-70

Von P. Raimund TSCHUDI

Die eigenartige politische wie geographische Lage der alten Landgrafschaft Thurgau hat in mehr denn einer Hinsicht ihrer religiösen und kulturellen Entwicklung ein ganz eigenes Gepräge gegeben. Dies trifft vor allem für die entscheidenden ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts zu. Von vier Zentren aus — Schaffhausen und St. Gallen, Zürich und Konstanz — fluteten die Wogen der religiösen Neuerung über die Gemarken des Untertanenlandes und drohten mit einer Dynamik, wie sie nur neuen Bewegungen eigen ist, den angestammten Väterglauben in allen Dörfern und Klöstern zu ersticken. Die Geistlichen wie der gemeine Mann schlossen sich in hellen Scharen dem neuen Evangelium an, verknüpften sich doch hier mit der religiösen Neugestaltung eminent wichtige soziale und politische Folgerungen und Forderungen, die für die Thurgauer geradezu lebenverheißend schienen. Aufhebung der Leibeigenschaft, Nachlaß vieler wirtschaftlicher Lasten sowie politische Selbständigkeit als freies Glied der Eidgenossenschaft waren ja in Aussicht gestellt [1]. Zürich erfaßte denn auch geschickt die Situation, verstand es durch tatkräftiges Vorgehen, den Einfluß der 5 katholischen, mitregierenden Orte nicht bloß lahmzulegen, sondern vielmehr Zug um Zug in unheimlich scharfem Tempo in den Gemeinden mit mehr oder weniger sanftem Druck die notwendige Stimmenzahl für einen Mehrheitsbeschluß zugunsten des neuen Wortes Gottes zustandezubringen. Die Zwinglistadt schaltete und waltete in den thurgauischen Landen, als ob sie allein Herr und Meister wäre [2]. Die Taktik des Vorgehens ergab sich von selber. Auf den Synoden — an der ersten vom

[1] *Blösch E.*, Geschichte der schweiz. reformierten Kirchen, I, 38, Bern 1898 ; *Pupikofer J. A.*, Geschichte der Landgrafschaft Thurgau, II, 189 ff., 208 ff., Frauenfeld 1889[2] ; *Herdi E.*, Geschichte des Thurgaus, 156 f., Frauenfeld 1943.

[2] *Herdi*, l. c. 167 f.

13. Dez. 1529 und der zweiten vom 17. Mai 1530 nahm Zwingli persönlich teil — wurde die Geistlichkeit erfaßt, um sie zu « übereinstimmender Verkündigung des Gotteswortes zu verständigen und zu verpflichten »[1]. Die thurgauischen Gerichtsherren wurden mit Worten, deren Sinn und Ton ganz eindeutig waren, eingeladen, sich, « so vil an inen sige », dem Worte Gottes anzugleichen[2]. Gleichzeitig, aber noch energischer, wurden die Insassen der thurgauischen Klöster und Stifte bearbeitet, sofern sie nicht schon selbst ausgetreten waren und ihr Heil in der Ehe gesucht hatten, sodaß nach kurzer Zeit die Klöster teils verödet, teils mit verheirateten Mönchen und Nonnen, teils mit Leuten besetzt waren, die es vorzogen, daselbst weiterhin als Pfründner zu leben, ohne sich um die stiftungsgemäßen gottesdienstlichen Verpflichtungen zu kümmern. Eine Ausnahme bildeten hierbei nur die Klarissinnen vom Kloster Paradies und die Dominikanerinnen von St. Katharinental, die derart behandelt wurden, daß sie mit Recht klagen konnten, « es möcht doch ein staine hertz erbarmen, das gut und frum lüt lidend, das man also mit frowen handlen sol »[3]. — Zürich machte ganze Arbeit. In der Person von Hans Haab setzte es am 10. August 1531 über alle den Klöstern zugeteilten Schaffner einen Obervogt, um jeglicher Verschleuderung, aber auch allfälliger Flüchtung von Klostergut ins Ausland zuvorzukommen[4]. Sechs thurgauische Jünglinge sollten überdies auf Kosten der Klöster auf die Schule geschickt werden, um sie zur Verkündigung des göttlichen Wortes auszubilden[5].

Diesem unaufhaltsamen Vordringen der religiösen Neuerung machte der zweite Landfriede ein Ende. Seine maßvollen Bestimmungen hoben die einseitige Begünstigung auf, und bald setzten rückläufige Bewegungen zugunsten des alten Glaubens ein, die « da und dort nur als die natürliche, ja, berechtigte Auflehnung gegen die Überstürzungen und Gewalt-

[1] Cf. zu den Synoden: 1. Thurgauische Beiträge (= ThB) 17 (1877), 40 ff.; *Pupikofer*, l. c. II, 295 ff.; 2. ThB 18 (1878), 42 ff.; *Pupikofer*, l. c. II, 303; 3. die Akten zu dieser Synode vom 3. Mai 1531 fehlen; cf. *Egli E.*, Analecta reformatoria, I, 80 ff., Zürich 1899.

[2] EA IV, 1 b 768 ff.; *Herdi*, l. c. 169; *Pupikofer*, l. c. II, 311 ff.

[3] *Herdi*, l. c. 169 f.; *Büchi A.*, Zur trident. Reform der thurg. Klöster, in dieser Zeitschr. I (1907), 1 f.; zu den einzelnen Klöstern *Kuhn K.*, Thurgovia sacra III (Frauenkloster), Frauenfeld 1883. — Cf. die ergreifende Schilderung der Vorgänge zu St. Katharinatal in ASRG (= Archiv f. d. schweiz. Reformationsgeschichte) III, 99 ff. und zu Paradies Freib. Diözesanarchiv X (1876), 101 ff.

[4] Quellen zur Schweiz. Reformationsgeschichte (= QSRG) III (1905), 214; zur Person von Hans Haab cf. QSRG I (1901), 65, Anm. 5.

[5] EA IV, 1 b 771, Artikel 6; *Pupikofer*, l. c. II, 337 f.

samkeiten, die unter Zürichs Anleitung vorausgegangen waren », anzusehen sind [1]. Daß nach 1531 katholisches Leben und Kultur in den thurgauischen Landen zu blühen begann, ist nicht in letzter Linie dem Umstand zuzuschreiben, daß die Gerichtsherren, die in großer Zahl zur alten Kirche zurückkehrten, und die Stifte und Klöster, die auf das Drängen der mitregierenden katholischen Orte wiederhergestellt wurden, viele Kollaturrechte besaßen [2]. Es war ein Glück für die Neugläubigen, daß in den Übergangsjahren 1532-34 Zürich an der Reihe war, den Landvogt im Thurgau zu stellen, wodurch sie sich trotzdem noch eine starke Position wahren konnten [3].

Verhältnismäßig spät wurde das Kloster Münsterlingen wieder seinem ursprünglichen Zweck übergeben [4]. Zu Beginn der Reformationsjahre war es ziemlich stark besetzt ; es müssen gegen 30 Schwestern dort gelebt haben. Im Auftrage von Papst Alexander VI. hatte Bischof Hugo von Hohenlandenberg am 4. Sept. 1498 den Frauen daselbst neue Satzungen gegeben und sie auf die Regel des hl. Augustin als Kanonissinnen verpflichtet [5]. Die Frauen hatten nämlich selbst nicht mehr

[1] *Dierauer*, III (1921) [2], 217.

[2] *Sulzberger H. G.*, Geschichte der Gegenreformation der Landgrafschaft Thurgau, ThB 14 (1874), 6 ff., 29 ff. ; zur Wiederherstellung des kath. Kultus in einzelnen Gemeinden durch die Klöster als Kollatoren cf. die instruktive Zusammenstellung von *Büchi*, l. c. 5 f. ; ferner *Kuhn*, l. c. III, zu den einzelnen Klöstern.

[3] Landvogt Hans Edlibach, der bekannte Chronist, HBLS II, 781 ; *Blösch*, l. c. I, 128 ; *Pupikofer*, l. c. II, 372.

[4] Cf. *Kuhn*, l. c. III, 251-317 ; *Staiger F. X.*, Beiträge zur Klostergeschichte von Kreuzlingen und Münsterlingen, FDA 9 (1875), 265 bzw. 310 ff.

Büchi, l. c. 207 ff. ; *Reimann-Morel-Pupikofer :* Regesten des Klosters Münsterlingen, ThB 21 (1881), 59-135 (unvollständig und vielfach ungenau in den Daten und Namenlesung. Der Fehler muß bei Morel oder Pupikofer liegen, denn Reimanns Regestenband, der zweifellos von den andern benutzt wurde, ist viel zuverlässiger).

Akten : Stiftsarchiv Einsiedeln (= StAE) A.SR 2 liber primus actorum monast. Münsterlingensis 1251-1693 ; A.SR 3 liber secundus actorum etc. 1616-1692 (enthält auch Akten früheren Datums) ; A.SR 4 Regestenband von P. Placidus Reimann über die Jahre 1235-1624 ; A.SR 5 Cronica Monasterii Münsterling. abs Abbate Placido Reymann ; A.SR 6 Rechnungen des Gotteshauses Münsterl. 1611-1647 (enthält auch solche des 16. Jahrh.) ; A.SR 7-9 Kopialbände bis ca. 1500.

StA Zürich : A. 368 (1) fasc. 14 Münsterlingen.

StA Aarau : Nr. 2850 Münsterlingen : Rechnungen.

StA Schwyz : th. 567 Thurg. Klöster : fasc. Münsterlingen (alles Kopien).

StA Frauenfeld : Klosterarchiv Münsterlingen.

[5] Breve vom 5. Febr. 1497 und Satzungen vom 4. Sept. 1498 StAE : A.SR 2 ; *Kuhn*, l. c. III, 262 f. Laut Satzungen soll die Zahl 28 Chorfrauen und eine Pröpstin nicht übersteigen. Somit waren von 1498 die Frauen wieder Kanonissinnen, korrigiere in unserm Sinn LThK VII, 378, Artikel Münsterlingen.

gewußt, oder hatten es nicht mehr wissen wollen, welchen Ordens sie seien. Obwohl sie als Augustinerinnen gegründet waren — wie ein Blick in die Urkunden sie unweigerlich belehrt hätte —, hatten sie viele Jahre «under der chur und habit predigerordens gewonet»[1]. Offenbar war ihnen die Observanz des Dominikanerordens zu streng geworden, sodaß sie 1498 selbst — das Breve nennt 20 Frauen — an den Papst gelangt waren, um wieder den milderen Bestimmungen des Augustinerordens nachleben zu können. Leider fehlen zutreffende Akten, um erkennen zu können, wie es in der Folgezeit mit der Disziplin der Kanonissinnen bestellt war. Erst nach 1520 tritt das Kloster wieder in den Vordergrund des Geschehens. Als nämlich Luthers Schriften und Ideen 1518/19 in Konstanz eindrangen und rasch beim Rat und einzelnen Seelsorgsgeistlichen Anhänger fanden, sprang bald ein Funke der neuen Lehre auf das nur eine schwache Stunde südöstlich von Konstanz gelegene Münsterlingen über[2]. Bereits am 15. Oktober 1522 quittierte die ehemalige Kanonissin Anna von Landenberg, nunmehrige Frau des Hans Gächuf von Sigmundsee, für das ihr zurückerstattete eingebrachte Gut[3]. Dazu kam, daß Ambros Blarer schon vor seinem öffentlichen Auftreten zu Konstanz in Münsterlingen predigte, verlor er doch auf einer Kahnfahrt dorthin einige Schriften[4]. Ambros Blarer heiratete am 19. Aug. 1533 eine der ehemaligen Münsterlinger Frauen, Katharina Rif, Welter von Blidegg genannt. Er legte jedoch energisch Verwahrung gegen die ehrenrührige Rede ein, er habe mit Katharina bereits Umgang geptlogen, als sie noch im Kloster weilte[5].

Im Spätsommer 1525 ging unter den regierenden Orten die Rede um, die Frauen von Münsterlingen seien ganz lutherisch, führen jede Woche nach Konstanz in die Predigt, wo sie auch Schirm und Rat suchten, Konstanz beanspruche sogar über Münsterlingen «etwas Gewalt und Meisterschaft», auch werde daselbst und in andern thurg.

[1] StAE: A.SR 2 (Einleitung zu den Satzungen).

[2] Zur Reformation in Konstanz cf. *Willburger A.*, Die Konstanzer Bischöfe Hugo v. Landenberg, Balth. Merklin, Joh. v. Lupfen und die Glaubensspaltung (1496-1537), Reformationsgesch. Studien und Texte 34/35, Münster 1917, 77 ff.

[3] StA Frauenfeld: Klosterarch. Mü. I, 10 (mit Datum 15. Okt. 1522, korrigiere in diesem Sinn Datum und Namen in ThB 21 [1881], 120 Nr. 501).

[4] *Schieß Tr.*, Briefwechsel der Brüder Ambrosius und Thomas Blaurer (1509-1567), I, Freiburg 1908, Nr. 52 (Febr. 1523).

[5] cf. *Schieß*, l. c. I. Einleitung, dazu Brief vom 21. April 1534, l. c. I, Nr. 413; *Pupikofer*, l. c. II, 187 sagt fälschlicherweise 1532. Von Katharina Rif findet sich weder im StA Frauenfeld noch im StAE eine Quittung oder sonstiges Aktenmaterial.

Klöstern übel gewirtschaftet, sodaß man unterm 25. Juni 1527 zu Frauenfeld beschloß, alles zu inventarisieren und überall Rechnung abzufordern, um jeglicher Verschleuderung der Klostergüter zuvorzukommen [1]. Der Pfarrer (Beichtiger ?) von Münsterlingen wurde im Oktober 1524 von den mitregierenden katholischen Orten wegen lutherischer Gesinnung abgesetzt und aus der Grafschaft verbannt [2]. Es half nichts mehr. Das Kirchspiel Münsterlingen und die Kanonissinnen waren bereits mehrheitlich für den neuen Glauben gewonnen [3]. Die Chorfrauen ließen am 26. August 1527 den regierenden Orten vortragen, sie seien, gestützt auf die bischöflichen Verordnungen von 1498, wonach sie nur das Gelübde des Gehorsams, nicht aber das der Keuschheit abzulegen hatten, was auch dem allgemein geltenden kirchlichen Recht für Kanonissinnen entsprach, der Ansicht, wenn eine heiraten oder sonst austreten wolle, solle man ihr die beim Eintritt geforderte Aussteuer von 100 Pfund wieder herausgeben [4]. Die schriftlich in Aussicht gestellte Antwort der Eidgenossen scheint zustimmend gewesen zu sein, wie die noch vorhandenen Quittungen für Rückerstattung des eingebrachten Gutes beweisen. Im Zeitraum von 1522-1541 traten nach sichern Quellen 15 Frauen aus, die teils aus dem besten süddeutschen Adel, teils aus bekannten thurgauischen Gerichtsherren- oder konstanzischen Patriziergeschlechtern stammten [5]. Die meisten vertauschten

[1] EA IV, 1 a 779, 1111 ; *Kuhn*, l. c. III, 265 (etwas ungenau).

[2] EA l. c. 505, 518 ; *Kuhn*, l. c. III, 265 sagt schlankweg Beichtiger, mit welchem Grund ist unersichtlich.

[3] Über die Schicksale des neugläubigen Kirchspiels Münsterlingen cf. *Kuhn*, l. c. III, 301 ff.

[4] EA l. c. 1153 ; *Kuhn*, l. c. III, 265 f. Über die kirchl. Rechtsstellung der Kanonissinnen cf. *Schäfer K.*, Die Kanonissenstifter im deutschen MA, Kirchenrechtl. Abhandl. hrg. von *U. Stutz*, Heft 43/44 (1907), 216 ff. Eine eidgenössische Anerkennung der Praxis der Auszahlung findet sich erst für 1532 ; cf. AE IV, 1b 1258.

[5] Wir geben hier eine Zusammenstellung der ausgetretenen Klosterfrauen, wobei allerdings zu bemerken ist, daß das Datum der Quittung bei den meisten nicht identisch ist mit jenem des Austrittes. Korrigiere in unserm Sinn die bei *Büchi*, l. c. 207 f. angegebene Zahl der ausgetretenen Frauen :

1. Anna v. Landenberg, Frau d. Hans Gächuf v. Sigmundsee, 15. Okt. 1522 ; Quellenvermerk cf. Anmerkung oben.
2. Margret Welter (wohl von Blidegg), Frau d. Dr. Wolfg. Mangold von Konstanz (über diesen cf. Zwingli, s. Werke VII, 522 Anm. 5), 26. Juli 1524. ThB 21 (1881), 120, Nr. 502 ; StA Frauenfeld : Klosterarch. Mü. I, 10.
3. Verena v. Rischach, Frau d. Urban Sturm v. Güttingen, 15. Dez. 1524 ; ThB l. c. Nr. 503 ; StA Frauenfeld l. c.
4. Elsbeth v. Heudorf, Frau d. Benedikt Wider, Prädikant zu Steckborn, 30. Mai 1530 ; ThB l. c. Nr. 504 ; StAE : A.SR 4, zu Wider cf. ThB 4/5 (1863), 135 (Quittung um den Rest 15. März 1532, StA Frauenfeld l. c.).

den Ordens- mit dem Brautschleier. Einige davon schienen so sehr an die geistliche Atmosphäre gewöhnt zu sein, daß sie ihre hausfrauliche Wirkungsstätte von neuem in einem geistlichen Haus — diesmal freilich als Frau Pfarrer — aufschlugen. Andere blieben auch nach erlangter «evangelischer Freiheit» im Kloster: 1534 werden 13, 1557 immer noch 3 «alte» Frauen als im Kloster wohnend erwähnt [1]. Vorerst lebten sie weiter gemeinschaftlich unter der bisherigen Pröpstin Elisabeth von Hohenlandenberg, die aber Ende 1532 wegen Differenzen

5. Barbel Grebel (aus Maur am Greifensee), Frau d. Pelagius Schly, Prädikant zu Alterswilen (cf. dessen Zensurnote auf der 2. thurg. Synode, ThB 18, 49, 4/5, 135), quittiert unterm 20. Juni 1530, ThB l. c. Nr. 505 und StA Frauenfeld l. c., obwohl ihr Vater bereits im November 1527 vor der Tagsatzung darum angehalten hatte. EA IV, 1 a 1195.
6. Anna Grünenberg, Frau d. Hieronymus Kranz, Prädikant zu Wertbühl (ThB 4/5, 135, 180), 20. Juni 1530; ThB l. c. Nr. 506; StA Frauenfeld l. c. Anna wird auf der 2. thurg. Synode wegen Kleiderpracht gerügt ThB 18, 56.
7. Elisabeth v. Hohenlandenberg, Pröpstin, 1532, EA IV, 1 b 1430, 1 c 218.
8. Barbara v. Ulm, Frau d. Hans Riser von Scherzingen, 1. Mai 1532, ThB l. c., Nr. 507; StA Frauenfeld l. c.
9. Barbara Rif, Welter v. Blidegg, Frau d. Jakob Effinger in Zürich, 24. Okt. 1536, ThB l. c. Nr. 508 (korrigiere den Namen), StA Frauenfeld l. c.
10. Edeltrud v. Landenberg, Frau d. Hans von Wolfurt zu Wolfurt, 22. April 1539, ThB l. c. Nr. 509; StA Frauenfeld l. c.; StAE: A.SR 4.
11. Justina Hüruß (von Konstanz) verläßt und quittiert Münsterlingen unterm 9. Okt. 1541, ThB l. c. 510; StAE: A.SR 4.
12. Katharina Rif, Welter v. Blidegg, Frau d. Ambrosius Blarer, cf. Anmerkung oben, *Kuhn*, l. c. III, 266 Anm. 1.
13. Agatha Blarer, ehemals Pröpstin, 1. Dez. 1533 in Konstanz wohnend erwähnt EA IV, 1 c 218, 267, 1 e 577. Ein Mann wird nie erwähnt, offenbar war sie schon zu alt zur Heirat.
14. Rosina v. Landenberg, 17. Aug. 1538, StAE: A.SR 4 (Reimann bemerkt dazu am Schluß des Regests: haec non legitur virum duxisse, forsan in aliud monasterium abiit).
15. Anna v. Schwarzach: StAE: A.SR 4 (Reimann nennt sie im Regest vom 30. Okt. 1553: wonhafft zů Münsterlingen, geweste conventual).
16. Unbekannt sind die näheren Lebensumstände folgender Frauen, die mitten unter den obgenannten ausgetretenen Frauen im Verzeichnis: «was dz gotzhaus 1530 gezinset» (StAE: A.SR 4, 3. letztes folium verso) genannt werden. Es handelt sich dabei wohl um solche, die zur neuen Lehre übertraten, aber noch längere oder kürzere Zeit im Kloster verblieben:
a) Dorothea v. Meggen; *b*) Agnes Freiberg; *c*) Verena Freiberg; *d*) die Frau «von Friberg» (ein Vorname wird nie genannt, offenbar ist damit die spätere Pröpstin gemeint), cf. EA IV, 1 b 1431; *e*) Apollonia Blarer; *f*) Dorothea Blarer (wahrscheinlich haben wir in diesen zwei die Basen des Reformators Ambrosius Blarer zu sehen und in der Nr. 13 genannten Agatha Blarer die Schwester seines Vaters. cf. *Schieß*, l. c. I, Nr. 413; *g*) Ursula v. Ulm.

[1] EA IV, 1 c 430 (1534); StA Aarau: Nr. 2850 Rechnung 1557.

mit den regierenden Orten abdankte und sich nach Konstanz zurückzog, wo sie im folgenden Jahre starb [1]. Da die verbleibenden Frauen sich nicht zu einer Neuwahl bequemen wollten, ernannten die regierenden Orte eine Frau « von Freiberg » zur neuen Pröpstin, die wahrscheinlich auch nicht lange im Amte war [2]. Gleichzeitig mit der neuen Pröpstin bestellten die regierenden Orte dem Kloster einen Schaffner in der Person von Martin Wehrli aus Frauenfeld, der sich in der Folge als geschickter, loyaler Verwalter erwies, sodaß im November 1539, als das Gerücht umging, Vogt Anderrüti von Schwyz begehre an dessen Stelle das Schaffneramt, 9 Gemeinden bei den Eidgenossen anhielten, man möge ihnen Wehrli belassen [3].

Die katholischen Orte drückten indes im Laufe des Jahres 1540 auf mehreren Tagsatzungen die Absicht aus, die Verwaltung der thurg. Klöster wieder in geistliche Hände zu legen, und es währte denn auch nicht lange, bis Christoph Mörickhofer, Kanzler in Wil, seine zwei Schwestern aus dem Dominikanerinnenkloster Nidingen im Schwabenland als Priorin und Schaffnerin für Münsterlingen in Vorschlag brachte [4]. Den genannten zwei Frauen übergab Wehrli am 20. Horner 1541 den ganzen Haushalt, während Mörickhofer und sein Schwager, Schultheiß Müller von Wil, sich mit 4000 gl. für eine gute Haushaltung verbürgten [5]. Im Herbst des gleichen Jahres starben aber die beiden Frauen rasch aufeinander und Mörickhofer « flickte » sich selbst als Vogt ein, um

[1] EA IV, 1 b 1430, 1 c 218. *v. Mülinen*, Helvetia sacra II (1861), 85.

[2] EA IV, 1 b 1430, 1 c 23. *v. Mülinen*, l. c. sagt nichts über diesen Wechsel. Thomas Blarer zählt in einem Brief vom 19. April 1536 an seinen Bruder Ambros unter den kürzlich verstorbenen Konstanzer Bürgern auch eine Frau von Freiberg zu Münsterlingen auf, « die, wie man glaubt, Vogt Wehrli zu Gefallen zum Papsttum zurückgekehrt war ». (cf. *Schieß*, l. c. I, Nr. 797.) Ob es sich wohl um die Pröpstin handelte ? Eine Chorfrau, nicht Pröpstin, Agnes « Friburgerin » ist noch für den 1. Aug. 1545 bezeugt (StAE : A.SR 4 Reimanns Regesten), ebenso taucht der Name in den Rechnungen 1554/55 auf : « ... die friburgerin uff oder umb Matthie jm 1554 jar gestorben » (StA Aarau : Nr. 2850). Von den andern Chorfrauen können wir für die spätere Zeit namentlich nur noch Dorothea von Meggen mit Sicherheit belegen, 1541 Nov. 8 (StAE : A.SR 4).

[3] HBLS VII, 452, EA IV, 1 b 1430. Wehrli taucht erstmals in den Akten für Münsterlingen am 16. Okt. 1533 auf (StAE : A.SR 4). Von da an öfters, cf. Register in EA und *Pupikofer*, l. c. II. Zum Eid für die Schaffner der thurg. Klöster cf. EA IV, 1 b 1124, idem 1 c 1034. Als Jahreslohn erhielt Wehrli seit 1534 50 pf. und auf je 30 Malter einen Malter « Schwanung ». EA IV, 1 c 430. — Zu Anderrüti cf. EA IV, 1 c 1145, 1152, 1161.

[4] EA IV, 1 c 1240, 1254, Nidingen laut Register im Schwabenland, nach EA IV, 1 e 216 Dominikanerinnenkloster.

[5] EA IV, 1 d 6, 82, 88.

wegen der Bürgschaft nicht Schaden zu leiden [1]. Seine Regierung dauerte jedoch nicht lange. Am 4. Juni 1543 beurlaubten ihn die regierenden Orte und beauftragten den früheren Schaffner und derzeitigen Schultheißen von Frauenfeld, Wehrli, einstweilen die Verwaltung wieder zu übernehmen [2]. Im September desselben Jahres ritt dann der Urner Ratsherr Martin Trösch als Schaffner und Vogt in Münsterlingen auf [3]. Mit dem 30. Juli 1548 brachten die katholischen Orte erneut auf der Tagsatzung das Verlangen vor, Münsterlingen und Feldbach der Stiftung gemäß mit geistlichen Frauen zu besetzen. Es bedurfte indes noch mehrfacher Anstöße, bis es soweit war [4].

Zwar hatten die katholischen Orte seit dem zweiten Landfrieden schon mehrmals Anstrengungen gemacht, in Münsterlingen den katholischen Gottesdienst wieder einzuführen. Es harzte damit. Im Kloster hatte nämlich der Münsterlinger Prädikant seine Wohnung aufgeschlagen. Er wurde allerdings auf der 2. thurg. Synode nicht gerade schmeichelhaft zensuriert. Als Helfer stand ihm außerdem der Prädikant von Illighausen zur Seite [5]. Die katholischen Orte taten darum ihr möglichstes, daß wenigstens von Zeit zu Zeit in der Klosterkirche der katholische Gottesdienst gehalten wurde. Sie muteten darum im Nov. 1532 der Pröpstin zu, einen Altar aufzustellen. Sie verhielt sich indes solchen Plänen abhold und zog es vor, abzudanken [6]. Im Dezember des folgenden Jahres meldete Schaffner Wehrli, ein Altar sei zwar vorhanden, auch würden viele Leute gerne zur Messe kommen, leider sei aber in einem Monat kaum ein- oder zweimal ein Priester zu haben, während doch früher drei Priester in Münsterlingen gewesen seien [7]. Es war weder zum Vorteil der Altgläubigen, noch trug es zum Ansehen der Messe bei, als gar 1536 ein nicht näher genannter Meßpriester von Münsterlingen mit einer Magd von Schaffner Wehrli das Weite suchte [8]. Selbst noch im Jahre 1550 wurde der Altar nicht ständig benutzt, sodaß

[1] EA IV, 1 d 95, 208, 217, 244. StA Zürich: A. 368 (1) f. 14 Landvogt Kaspar von Uri an Zürich, 1541 Dez. 13.

[2] EA IV, 1 d 260.

[3] EA IV, 1 d 324 und öfters cf. Register. Aufritt am 8. September. *Kuhn*, l. c. III, 267 ist in unserm Sinn zu korrigieren. Die Bestallung durch die 10 Orte erfolgte am 8. August 1543; cf. StA Zürich: l. c. Trösch mußte 4000 gl. als Bürgschaft hinterlegen. HBLS VII, 45 (Vogt zu Münsterlingen 1540-84 !).

[4] EA IV, 1 d 976, 1036, 1069.

[5] *Kuhn*, l. c. III, 267; ThB 18 (1878), 48; 4/5 (1863), 233 f. (Liste der Prädikanten zu Münsterlingen) u. 226 f. (Illighausen); cf. zur Besoldungsfrage EA IV, 1 b 704, 731; ThB l. c.

[6] EA IV, 1 b 1430.

[7] EA IV, 1 c 218.

[8] *Schieß*, l. c. I, Nr. 788, 797.

Vogt Trösch es für gut fand, Dornen auf den Altar zu legen, damit nicht Katzen den Altar verunreinigten [1]. Nach allen vorliegenden Zeugnissen scheint Trösch durchaus für den alten Glauben besorgt gewesen zu sein, was ihn aber nicht hinderte, 1547 einen Sohn nach Kappel « zur leer, ein jar um zechenn guldin », zu geben [2].

Wohl aus diesen und andern Gründen versuchten die katholischen Orte auf einem andern Weg den katholischen Gottesdienst sicherzustellen, indem stiftungsgemäß Klosterfrauen daselbst weilen sollten. Den ersten sichtbaren Schritt dazu taten sie Ende Juli 1548. Landvogt Niclaus Cloos erhielt nämlich den Auftrag, sich nach geeigneten Frauen für Münsterlingen und Feldbach umzusehen [3]. Urner Familien, die gerne drei Klosterfrauen zu Engelberg — zwei Verwandte aus dem Urnerland und eine Unterwaldnerin — in Feldbach gesehen hätten, « das aber nit hat mogen sin », trafen darum Ende Januar 1549 mit Vogt Trösch, der allerdings lieber noch etwas mit der Besetzung Münsterlingens zugewartet hätte, die Vereinbarung, Trösch solle noch zwei Jahre das Weltliche versehen und unterdessen die Klosterfrauen in die Verwaltung einführen [4]. Angesichts dieser Sachlage fanden Ambros Blarer und seine Frau in einem Brief an Heinrich Bullinger, « der Teufel habe es eilig, sein Reich zu erhalten, man könne ein Beispiel an diesem Eifer nehmen » [5]. Am 15. Juli 1549 urkundete der Badener Landvogt Gilg Tschudi, es sei Wunsch der Obern, daß Magdalena Peter (Uri), Anna Schüelin (Uri) und Margareta Ambühl (Unterwalden), Klosterfrauen zu Engelberg, alle drei « ehrbar gestandes alters », bald nach Münsterlingen gingen, und daß ferner Vogt Trösch sie in alles einführen und achthaben solle, welche von ihnen die geeignetste sei « zue der hushab und priorath », damit man diese dann nach Jahresfrist zur Oberin setzen könne [6]. Kurz darauf sind die genannten drei Frauen in Münsterlingen eingetroffen. Offenbar ohne Vorwissen des Abtes von Engelberg. Denn dieser erklärte am 20. August vor seinen Kastvögten zu Stans, er beschwere sich sehr über die ganze Angelegenheit, denn die Frauen seien durch den Abschied der VII Orte veranlaßt aus dem Kloster entronnen. Wohl

[1] EA IV, 1 e 432 (6. Okt. 1550); *Kuhn*, l. c. III, 268 Anm. 1: Datum irrig.
[2] StA Zürich: B IV (Missiven) 16, fol. 139 Zürich an Trösch, 16. Febr. 1547.
[3] EA IV, 1 d 1036.
[4] EA IV, 1 e 10, 18, 41, zur Haltung Tröschs EA IV, 1 d 1069.
[5] *Schieß*, l. c. II, Nr. 1653.
[6] StAE: A.SR 2, indirekt angedeutet in EA IV, 1 e 137; zur Herkunft der Frauen: *Niquille J.*, Les Bénédictines d'Engelberg, diese Zeitschr. X (1916), 25 ff.; *Vogel A.*, Barnabas Bürki, Geschichtsfr. XXX (1875), 1 ff.; *Pupikofer*, l. c. II, 470.

habe er anfänglich mit den Urner Ehrenleuten darüber verhandelt. Er sei dann aber zur Ansicht gekommen, ihm stehe die Kompetenz, solches zuzulassen, nicht zu, da die Frauen auf Grund ihrer Gelübde ihr Leben lang im Kloster zu Engelberg bleiben müßten. Er stelle darum das Ansuchen, sie wieder zurückzurufen. Die Urner Boten antworteten, die Frauen könnten doch in Münsterlingen ebenso wohlgefällig Gott dienen wie in Engelberg, das werde doch den Gelübden nichts schaden. Da aber die Instruktion der Boten auf Rückruf der Frauen hinaus lautete, wurde ihnen auch in diesem Sinn zugeschrieben [1]. Die Situation der Frauen war recht heikel! Zwei Wochen später (4. Sept. 1549) erklärte Landvogt Niclaus Cloos den Boten zu Baden, die Frauen schienen ihm nicht geeignet für die Verwaltung, worauf einzelne Boten meinten, mit ausgelaufenen Nonnen sei sowieso nichts anzufangen [2]. Offenbar fanden die Frauen aber starken Schutz an ihren Verwandten im Urnerland, sodaß sie vorderhand bleiben konnten. Trotzdem tauchte im Januar 1550 das Projekt auf, eine Dominikanerin aus Nidingen, die vorübergehend in Dänikon weilte, solle die drei Klosterfrauen aus Engelberg in die Observanz des Predigerordens einführen, da ja dieser Orden schon einmal in Münsterlingen gewesen sei [3]. Es machte den Anschein, als sollte der Wiederaufbau Münsterlingens an Kleinigkeiten scheitern! — Doch die Urner Ehrenleute waren nicht untätig. Sie verhandelten für ihre Basen weiter, schlugen Magdalena Peter als künftige Äbtissin vor, für welche ihr Verwandter, Vogt Martin Imhof, mit 2000 gl. Bürgschaft leisten werde, und schlugen vor, daß vorläufig keine anderen Frauen aufgenommen werden sollten, « diewyl der alltten frowen nachmals so vil jm gottshus sind, mit denen man eben vil costens haben müß. Ob aber der sach were, das eerenlütt jn einer eydgnoschafft gesinnett wurden, ettliche khinder dahin ze thün und leren lassen, dz sölichs für die ort khomen söll ... » [4]. Obwohl Vogt Trösch — vielleicht aus Animosität — im August 1550 in Baden vortrug, die Frauen verständen nicht einmal die Münzen zu zählen oder zu erkennen, ordneten die regierenden Orte doch unterm 14. März 1551 an, daß die Vorsteherin Äbtissin heißen, ein eigenes Siegel führen und mit ihren Frauen « mit dem gebet in der kilchen und auch mit der beklaidung » sich nach

[1] EA IV, 1 e 137. [2] l. c. 165. [3] l. c. 216.

[4] l. c. 431; HBLS IV, 339; StA Zürich: A. 368 (1) f. 14, 27. Jan. 1550 (= Artikel des Ratschlages und Bekenntnis von Landammann, Räten und Landleuten von Uri und Unterwalden wegen der drei Klosterfrauen, die von Engelberg nach Münsterlingen gegangen sind. Kopie in einem Brief Uris an Zürich).

der Regel des hl. Benedikt halten solle [1]. Mit diesem Entscheid war ein großer Schritt vorwärts getan, der freilich tief in die kirchliche Rechtsphäre hineingriff. Der gordische Knoten, welchem Orden Münsterlingen künftig angehören sollte, war somit von der weltlichen Autorität eindeutig gelöst. Die Frauen konnten von diesem Zeitpunkt an ihre Stellung als gesichert betrachten. Mochte kommen was da wollte, sie wußten die Herren Eidgenossen im Rücken, die erfahrungsgemäß von ihrer einmal eingeschlagenen Politik nicht mehr abwichen!

Vom Frühjahr 1551 an wird wohl Magdalena Peter als Äbtissin, Anna Schüelin als erste Priorin gewirkt haben. Als erste Subpriorin erscheint in den Akten Salome Büchler aus Überlingen, während die dritte Frau aus Engelberg, Margaret Ambühl, kein bestimmt erkennbares Amt bekleidete [2]. Der Nachwuchs ließ nicht lange auf sich warten. Noch im November 1551 hielt Jost Ratzenhofer von Luzern vor den regierenden Orten an, sie möchten seinem Töchterlein die beim Eintritt geforderte Aussteuer nachlassen [3]. Nach verbürgten Quellen legten zwischen 1554-1600 gegen zwanzig Frauen die heiligen Gelübde ab [4].

[1] EA IV, 1 e 389, VII Orte an Landvogt Jost Schmid cf. StAE: A.SR 2 ohne direkten Beleg in EA, Vidimus in StA Frauenfeld: Klosterarchiv Mü. I, 7.

[2] Auf Grund von StAE: A.SR 2 u. 3 Nr. 64 können wir folgende Daten festlegen: Magd. Peter, resignierte am 29. April 1611, starb am 9. Dez. 1613 (*v. Mülinen*, l. c. ist in diesem Sinn zu verstehen). Anna Schüelin, « die erste priorin », † 2. Nov. 1611; Margaret Ambühl (ohne Amtsbezeichnung in der Totenliste), † 4. Jan. ?

[3] EA IV, 1 e 582, 619. Ihre Anwesenheit im Kloster können wir nicht direkt belegen, ist aber gestützt auf StA Schwyz: Ratsprotokoll 1548 ff. 9 anzunehmen, denn der Bote erhält die Instruktion: « das er dran sye, das Ratzenhoffers dochter gen Münsterlingen ins kloster kome ».

[4] Verzeichnis der Schwestern:

a) laut vorhandenen Profeßurkunden (StAE: A.SR 2). Die Notizen bzw. Ämter und Todesdatum entnehmen wir einem Verzeichnis der Verstorbenen (StAE: A.SR 3 Nr. 64, unvollständig, in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrh. geschrieben). Es legten die Gelübde ab:

1. Salome NN (vielleicht Ratzenhofer ?), 15. Aug. 1554, † ?
2. Gertrud Frankenhauser von Luzern, 15. Aug. 1554, « die erste Custerin », † 1. Juli 1613.
3. Elisabeth Gutenberg von Glarus, 5. Okt. 1555, « die erst Sengermaisterin alhie », † 29. Okt. 1611.
4. Anna Mörikofer von Wil, 5. Okt. 1555, « die annder priorin », † 12. Febr. 1593.
5. Salome Büchler von Überlingen, 5. Okt. 1555, « die erste subpriorin », † 22. Sept. 1616.
6. Martha Schreiber von Konstanz, 25. Nov. 1560, « die ander custerin », † 5. Sept. 1616.
7. Helena Gutenberg von Glarus, 2. Febr. 1562, « die annder suppriorin », † 31. März 1618.

Das Kloster war somit wieder stiftungsgemäß von geistlichen Frauen besetzt und verwaltet. Es fehlte nur noch das geistliche Oberhaupt, oder eigentlich war es schon da, kümmerte sich aber nicht um die neue Pflanzung: der Diözesanbischof von Konstanz. Als nun die Zeit der ersten Einkleidung gekommen war, kamen im November 1553 die katholischen Orte überein, da Konstanz « kein sorg noch uffsechen gar nit gehept zu sölichem gotzhus », solle der Abt von Einsiedeln Visitator des Klosters sein; Schwyz möge diesbezüglich beim Abt anhalten [1]. Dem Diözesanbischof schrieben sie dann unterm 19. Febr. 1554 zu, Bischof Hugo habe seinerzeit ohne Begrüßung der Eidgenossen die Neuerung eingeführt, daß bei einer Änderung auf dem Bischofsstuhl oder bei der Einführung einer neuen Meisterin das Kloster 100 gl. zu zahlen habe; ferner seien jetzt im Gegensatz zu früher Benediktinerinnen im Kloster, man finde es daher passender, daß ein Abt desselben Ordens Visitator sei. Der dazu erkorene Abt von Einsiedeln wolle nun aber ohne ausdrückliche Einwilligung des Diözesanbischofs sich damit nicht befassen. Konstanz möge darum auf einer der nächsten Tagsatzungen « mit gnediger antwurt begegnen » [2].

In Konstanz erinnerte man sich nun wieder seiner Rechte und

8. Elisabeth Schmid von Pfäffikon (Schwyz), 2. Febr. 1563, « die erste organistin », † 27. Okt. 1611.
9. Barbara Wirt von Wil, 16. März 1572, † ?
10. Margareta Sax von Dießenhofen, 7. Aug. 1580, « die viert suppriorin », † 9. Aug. 1616.
11. Maria Landenberg (sine loco), 25. April 1591, † ?
12. Meliora Hoppler von Hermetswil, 11. Sept. 1600, † ?

b) nach dem Verzeichnis der Verstorbenen müssen wohl noch vor 1600 die Gelübde abgelegt haben:

13. Magdalena Frank, « die ander sengermaisterin und erst novitzenmaisterin », † 18. Okt. 1611.
14. Anna Herster, « die dritte kellerin », † 2. Nov. 1611.
15. Maria Eichhorn, « die dritte suppriorin », † 9. Mai 1613.
16. Dorothea Kägi, « die dritte priorin », † 18. Mai 1613.
17. Anna Oster, « die ander organistin », † 21. Sept. 1616.
18. Anna Maria Mörikofer, † 29. Okt. 1611.

Neben diesen sicher nachweisbaren Namen dürfte wohl noch die eine oder andere im Kloster geweilt haben. Abt Joachim Eichhorn von Einsiedeln schrieb unterm 7. Dez. 1560 an Landvogt M. Degen, er werde in kurzem einige Töchter in Münsterlingen einkleiden, wenn Degen seine Tochter auch einkleiden lassen wolle, solle er vorher noch mit dem Abt unterhandeln (StAE: A.HJ 1 p. 114). Diese Tochter Degens ist sonst nicht weiter bezeugt.

[1] Instruktion für Landvogt Martin Degen EA IV, 1 e 851, 860; StAE: A.SR 2.

[2] EA l. c. 886; StAE: A.SR 2.

Pflichten. Die Vorgänge in Münsterlingen waren zwar der bischöflichen Kurie keineswegs verborgen geblieben, denn die neue Äbtissin Magdalena Peter hatte schon vor dem 8. Juli 1551 Untertanen wegen Zehntstreitigkeiten vor das geistliche Gericht in Konstanz geladen [1]. Bischof Christoph Metzler dankte unterm 24. März 1554 dem Abt von Einsiedeln für die Zurückhaltung und fand es befremdend, wie die Eidgenossen der Meisterin von Münsterlingen — er nennt sie in allen Schreiben absichtlich nie Äbtissin —, « die warlich mer flaisch dann des gaists hat », so viel Glauben schenkten. Gleichzeitig anerbot er sich gegenüber den regierenden Orten, das Frauenkloster laut den alten Satzungen zu reformieren und zu visitieren, er finde aber nirgends eine Spur, daß einmal 100 gl. verlangt worden seien [2]. Es mochte nun freilich stimmen, daß in der Tat noch nie jene 100 gl. verlangt worden waren, welche laut den Satzungen von 1498 zu erlegen waren. Damit verlegte aber der Bischof nur den strittigen Punkt, denn die Orte kritisierten ja nicht die Handhabung des Artikels, sondern dessen rechtliche Grundlage !

Die Orte ließen sich aber mit dem Versprechen des Bischofs, bald zu visitieren, nicht abspeisen. Schließlich hätte das schon lange geschehen können, wenn man gewollt hätte ! Mit sanfter, aber unweigerlicher Beharrlichkeit, wie sie die damalige eidgenössische Politik kennzeichnet, betonten sie immer nur das eine, Konstanz habe lange genug « kein uffsechen darzů gehept », darum seien sie verursacht worden, « gepürlichs ynsechens ze thůn » ; die eingelegten Briefe und Rechtstitel gäben ferner nicht so viel zu, « als sin fürstlich gnad den verstand vergryffen wil » ; im Gegenteil beweise sogar ein vor 200 Jahren ausgestelltes Schriftstück, daß damals die Frauen von Münsterlingen auch Benediktinerinnen gewesen seien (!) [3]. Die Herren Eidgenossen nahmen wahrhaftig den Mund auch voll ! Ein derartiges Schriftstück dürfte doch wohl kaum bestanden haben.

Der Abt von Einsiedeln, Joachim Eichhorn, verhielt sich während diesen Verhandlungen ruhig im Hintergrund. Mochten die Herren Eidgenossen die Sache mit Konstanz selbst ausmachen ! Er tat es nicht

[1] StA Zürich : B IV, 19 fol. 9.

[2] StAE : l. c. Mörsburg 24. und 25. März 1554. — Punkt 38 der Satzungen von Bischof Hugo (4. Sept. 1498) sagt ganz klar : bei Bestätigung eines Bischofs soll das Kloster 100 gl. geben, wofür es dann von der ersten « Pit » befreit sei. StAE : A.SR 2.

[3] EA IV, 1 e 933, 962, 994, 1061 ; StAE : A.SR 2.

ohne Grund, denn damals war die kirchliche Rechtsstellung des Klosters Einsiedeln im konstanzischen Diözesanverband noch nicht endgültig abgeklärt, und erst wenige Jahre früher (1544) war ein langdauernder Streit wegen der bischöflichen Quart der Klosterpfarreien Stäfa und Männedorf zugunsten des Hochstiftes Konstanz entschieden worden [1]. So wiederholte denn Abt Joachim auf alle Anfragen, er nehme sich der Sache nicht an, « es sige dann sach, das unnser gnediger von Constanz so vornacher visitator gwesen, siner gerechtigkeit halb sin hand abziechen welle » [2].

Die Eidgenossen lösten die Frage durch die Tat. Sie schickten kurzentschlossen, im Juli 1554, zwei Novizinnen nach Einsiedeln mit einem Brieflein in der Tasche, in welchem es hieß, der Abt « welle zur fürderung der eere unnd deß diennst Gottes gedachten jungen frowen nach dem orden unnd regel Sanct Benedicten anleggen unnd wylen », vom Bischof habe er nichts zu befürchten, denn sie würden den Abt gegen den Papst und überall sonst « versprächen, verträtten unnd vor allen costen unnd schaden enntheben » [3]. Da aber der Bischof von Konstanz meinte, er könne von « sollichen bullen unnd iren freyheiten one recht nit abstan » und weiterhin auf seinem Recht bestand, wandten sich die regierenden Orte an Nuntius Ottaviano Raverta, der unterm 11. Juli 1555 im Auftrage von Papst Pius IV. das nunmehrige Benediktinerinnenkloster Münsterlingen « quoad jurisdictionalia et spiritualia » dem Abt von Einsiedeln als Visitator unterstellte. Mit demselben Rechtsakt wurde auch die Wahl von Magdalena Peter als Äbtissin kirchlich anerkannt [4]. Eine Woche später wiederholten die regierenden Orte ihr Versprechen, den Abt gegen jegliches Vorgehen der Kurie von Konstanz zu schirmen. Außerdem erhielt der Abt das Recht, alle Ausgaben und Unkosten aus dem Einkommen des Klosters Münsterlingen sich vergüten zu lassen [5]. Am 14. Oktober 1555 erneuerten dann die Äbtissin und ihre Mitschwestern ihre Gelübde in die Hände des Abtes von Einsiedeln, indem sie von neuem gelobten, « die regel, so ich gelobt hab, mit hilff gottes gehorsam und underthenig wil sin, wie dan dieselbig regel das zugibtt » [6].

[1] cf. dazu die 1946 erscheinende Studie des Verfassers: Das Kloster Einsiedeln unter den Äbten Ludwig II. Blarer und Joachim Eichhorn, spez. Kap. 2 des 3. Teiles: die kirchl. Stellung und die Bistumsfrage.

[2] StAE: A.SR 2.

[3] StAE: A.SR 2 (28. Juli); EA IV, 1e 962.

[4] StAE l. c. dorsal: gratis.

[5] StAE l. c.

[6] StAE l. c. es liegen nur Formulare für Magdalena Peter, Gertrud Frankenhauser und Anna ... (wohl Schüelin) vor.

Die Äbtissin Magdalena Peter wirtschaftete in der Folge so gut, daß ihr schon 1556, nach dem Tod ihres Bürgen, Vogt Martin Imhof, weitere Bürgschaft erlassen wurde, da sie ja sowieso jährlich dem Landvogt Rechnung zu geben habe, welche ihr drei Jahre mit Schreiben vom 10. Dez. 1559, unter Vorbehalt beliebiger Einsicht in die Buchführung durch den Landvogt, dem weiterhin die übliche Verehrung von 4 Kronen zu geben waren, ebenfalls erlassen wurde [1]. Hans Schüelin (Verwandter zu Anna Schüelin ?) wird 1559 als « Keller » erwähnt, der dem Kloster in vielen « sachen behulffen und gannz fürstendig » sei [2]. Die regierenden Orte waren im übrigen dem Kloster in allen wirtschaftlichen Streitfragen mit der Kurie zu Konstanz, den Gerichtsherren oder einzelnen Gemeinden behilflich [3].

Das klösterliche Leben kam also in Münsterlingen dank der kräftigen Hilfe der katholischen Orte wieder in Gang. Die Äbtissin hatte es freilich nicht leicht. Im Kloster waren neben den neueingezogenen Nonnen aus Engelberg und den jungen Töchtern immer noch die neugläubigen « alten frowen », welche die besten Gemächer besetzt hielten und die Wiedereinführung des katholischen Gottesdienstes nur höchst ungern sahen, sodaß sie Ende November 1551 vom Landvogt ermahnt werden mußten, den Gottesdienst nicht zu verspotten [4]. In der Jahresrechnung für 1557 figurieren immer noch « dry alte frowen », welche wöchentlich 10 sh. und auf jede Fronfasten 8 sh. 3 d extra erhielten [5]. Dazu wohnte auch der Prädikant der Pfarrei Münsterlingen im Kloster, der neben seiner Hirtenpflicht noch einen Werghandel betrieb, sodaß man ihm 1558 ein eigenes Pfarrhaus erbaute, um dem ewigen Geläuf ein Ende zu machen [6]. Nach den vorliegenden Akten ist nicht genau zu ermitteln, von welchem Zeitpunkt an ein ständiger

[1] Bürgschaft : EA IV, 2, 1031 Nr. 415 ; StA Sarnen : Staatsprotokoll II, 134 zu 26. Okt. 1556 : ... will man sy des bürgens ein mall erlassen und einmal lügen. Erlaß der Rechnungsablage : EA l. c. 1031 Nr. 417 ; StAE : A.SR 3 (Kopie) StA Frauenfeld, Klosterarch. Mü. I, 36. Glarus hatte schon auf die Tagsatzung vom 1. Dez. 1558 dem Landvogt Gilg Tschudi die Instruktion im gleichen nachlassenden Sinn gegeben ; cf. *Fuchs J.*, Egidius Tschudi's von Glarus Leben und Schriften, I, St. Gallen 1805, 183.

[2] StAE : A.HJ 1, p. 41 (Brief Abt Joachims an Landammann Dietr. Inderhalten).

[3] EA IV, 2, 1031 Nr. 418 ff., ausführlich bei *Staiger*, l. c. 318 f.

[4] EA IV, 1 e 583.

[5] StA Aarau : Nr. 2850 (Rechnung 1557).

[6] EA IV, 2, 1031 Nr. 416 ; *Kuhn*, l. c. III, 302 ; *Fuchs*, l. c. I, 173 (Instruktion des Standes Glarus).

Spiritual für die Schwestern und Seelsorgsgeistlicher für die altgläubigen Leute von Münsterlingen amtierte : sicher noch nicht anfangs Okt. 1550 [1]. Erst in der Jahresrechnung von 1557 ist von « unserm meszpriester » die Rede, obwohl schon die Rechnung von 1554 55 einen Posten « den priesteren und predicanten ... » enthält, ohne daß man aber daraus eindeutig auf Grund der spezifizierten Angaben auf einen ständigen Meßpriester im Kloster schließen könnte [2]. Keine einzige Quelle aber weist darauf hin, daß in jener Zeit schon ein Mönch aus dem Kloster Einsiedeln als Spiritual in Münsterlingen geweilt habe. Im Gegenteil schreibt Plazidus Reimann, der selbst von 1621-28 daselbst wirkte, P. Markus Eichhorn habe als erster Einsiedler von 1601-1604 als Beichtiger in Münsterlingen geamtet [3].

Kein Zweifel. Abt Joachim Eichhorn nahm es ernst mit seiner Pflicht als Visitator. Zwar zeugen keine Visitationsakten oder Reformstatuten dafür. Umso sprechender sind aber die Briefe, die er mit der Äbtissin wechselte. Seine ganze benediktinische Lebenslinie, wie sie sich in der Sorge um die benediktinische Disziplin im Kloster Einsiedeln offenbart, zeugt weiter für seine Tätigkeit. Er kümmerte sich um das Geistliche wie um das Weltliche und kargte nicht mit Lob und Tadel. Mehrfach mußte er der Äbtissin schreiben, ihre Kompetenzen nicht zu überschreiten, auf eigene Faust « hinderuggs und unbefragt unser » Geldgeschäfte zu unternehmen, oder mit Untertanen wegen Zehntenstreitigkeiten ins Recht zu treten [4]. Im großen und ganzen muß sie zwar in finanziellen Sachen eine glückliche Hand gehabt haben, denn als man 1562 für die Finanzierung der Reise, die Abt Joachim im Namen der Klöster ans Konzil von Trient ausführen sollte, die Taxen auf die einzelnen Klöster anlegte, wurde Münsterlingen mit 30 und 40 gl. neben Dießenhofen am höchsten unter den andern thurgauischen Frauenklöstern besteuert. Selbst die Stifte Zurzach und Bischofszell zahlten nicht mehr ! [5]

Noch mehr Eifer verwandte der Abt von Einsiedeln als Visitator auf ein wahres religiöses und klösterliches Leben. Väterlich klingen

[1] EA IV, 1 e 430.

[2] StA Aarau : Nr. 2850 (Rechnung 1554, 1557 : der Meßpriester erhielt als Jahreslohn 31 lb. 4 sh).

[3] StAE : A.SR 4 zweitletztes folium verso. *Kuhn*, l. c. III, 302 irrig.

[4] StAE : A.ZB (1) f. 4. Abt Joachim an Äbtissin, 9. Nov. 1562. A.SR 3. Äbtissin an Abt Joachim, 4. Juli 1567 ; A.HJ 1, p. 249.

[5] StAE : A.ZB (1) f. 3. Abschiede der Prälatentage, Quittungen für Zahlung : StAE : A.ZB (1) f. 2, 3 ; Stiftsarch. St. Gallen Rubr. VII, f. 3.

seine Worte, die er an die Äbtissin und ihre Klostergemeinde vor seiner Abreise nach Trient unterm 15. Febr. 1562 richtete. Er bat sie alle, « jung und alt, ir wellen insonderheyt unser in uwer bett, so vill jetlicher gûts will ist, teglich unser indenck sin » und wöchentlich einmal « etliche stuck us dem grosen bett betten um gemeine einikeyt ... Wil got trülich für üch all bitten, dz ir in siner gnad erfunden werden und des heilgen geist wonungen ir mögen sin und bliben, und sind fleisig im gotsdienst, im ghorsame S. Benedicten regel, werden one zwiffel ir den lon, so got verheißen dem trüwen knecht, der uff in wachett, erlangen. »[1] Es tat ihm leid, als er in Trient hören mußte, eine seiner Nichten, die in Münsterlingen als Novizin (oder bloß Kosttochter ?) lebte, sei aus Furcht vor der Strafe, welche ihr die Subpriorin angedroht hatte, fortgelaufen[2]. Aber noch mehr schmerzte es ihn, als er vernahm, daß über die Äbtissin das Gerede umging, sie stehe mit dem Abt von Petershausen auf allzu vertrautem Fuß, sodaß sich « menckklich ergere in der statt Costentz. Da langt an üch unser bitten, gheis und manung, dz ir zů ime ze wandlen gar underlasset, wie woll wir üch nüt args getrüwen und woll wüssent, dz die schandtlich welt sunst geren mer sagt, dan waar ist ... Nemen von uns in allen gůtten uff, dan ir woll wüssen, dz wir by üch allen nitt anderst sůchen noch begeren, dan üwer seel, libs wolfartt. »[3] Die Angelegenheit beschäftigte ihn auch noch in Trient. Der Dekan P. Konrad Beul konnte ihm aber nach einer Untersuchung an Ort und Stelle melden, es handle sich um ein grund-

[1] StAE : A.SR 3. Als kleinen Einblick ins Klosterleben geben wir hier die Verordnungen von Abt Joachim wieder, die flüchtig von seiner Hand auf die Innenseite der Professurkunde von Anna Mörikofer vom 5. Okt. 1555 geschrieben sind : « jtem die metizit zů mitternacht. jtem die prim jm winter um die sibne, jtem jm sumer um die achte alweg 4 teil einer stund. jtem nach der prim alweg das capitel. nach dem capitel ein můs, so nit fasten, den jungen. jtem die tertz und danach dz ampt. jtem nach dem ampt die sext, daranach zum jmbis, do lesen lon. jtem die vesper, wann dry schlat, 4 lüten. jtem nach der vesper nachtmal. jtem nach dem nachtmal, wan man den kes git, anfahen complet. nach der complet jn die kamer. jtem dz si kleidung, die dem orden gemesz, und mit wüssen der aptissin und priorin all ding beschechen. jtem darzů on jr willen, wüssen nit us dem kloster. jtem wan sie die zit versumet, gestrafft so gar vil jnen win abrechen. jtem so si on wüssen und willen hinusgiengen oder usgent, straffen. so si unzucht jnnen wurd, jnlegen und usz dem kercher nit lon, bisz wir ein wüssen hetten. jtem zimlich. — jtem uff die 9 der jmbis, so man nit fastet. jtem das nachtmal um 4. jtem an fleischtagen. jtem an fischtagen, jtem an fasttagen. jtem altag win. jtem ze der wuchen dz brot. jtem ein kuchimeisterin. jtem dz nachtmal nach jmbis fragen. alweg am aben fragen den jmbis » (StAE : A.SR 2).

[2] StAE : A.ZB (1) f. 3. Beul an Abt Joachim, 11. Mai 1562 ; Abt Peter von Wettingen an Abt Joachim, 7. Mai 1562. Wahrscheinlich Maria Eichhorn.

[3] StAE : A.SR 3, 15. Februar 1562.

loses Geschwätz, auch könne er an der Äbtissin « der sachen halb (nun Deus est scrutator omnium) » nichts merken. Magdalena selbst stellte alles als Verleumdung hin [1]. Es blieb aber doch etwas hangen, denn dieser Fall wurde in späteren Jahrzehnten noch mehrmals angezogen, freilich jedesmal ohne Erfolg. Magdalenas Stellung blieb unerschüttert! [2]

Dekan Beul konnte im gleichen Brief vom 11. Mai 1562 nach Trient berichten, mit der Disziplin sei es in Münsterlingen gut bestellt, « die frow fürt kein klag, gotzdienst gfalt mir wol, ist in güter ordnung ». Gute klösterliche Disziplin erwähnt auch der Nachfolger Abt Joachims, Abt Adam Heer, als er am 11. April 1570 zum erstenmal nach seiner Erwählung nach Münsterlingen kam. Die Frauen gelobten ihm « mit güttem willen in aller underthenikeyt » Gehorsam [3]. Es währte freilich nicht lange. Bereits im Januar 1572 mußte er mit Hilfe der regierenden Orte persönlich in Münsterlingen zwischen den Konventfrauen und ihrer Äbtissin vermitteln. Resigniert schrieb er unter dem Datum 15. Jan. 1572 über den Schlichtungsversuch in sein « Verzeychnußbüchli »: « hand vil zů thůn gehebt, dan mit frawen, so zwyspeltig sind, nit gůt thedingen; hand domalen nit viel gehorsami by ihnen gehan, weltend vil lieber eyner wannen mit floen hütten, weder wyberkrieg richten. » [4] In den Verordnungen, die er zwei Tage später erließ, umschrieb er vor allem die Rechte und Pflichten der Äbtissin, indem er im einzelnen anordnete, daß sie täglich am Chor und den Ämtern sowie am gemeinsamen Tisch teilzunehmen habe. Weitere Bestimmungen regeln sodann den Gebrauch des Konventsiegels, verbieten alle ungebührlichen Gastereien, legen der Äbtissin ehrbares Benehmen auf Reisen ans Herz und verlangen, daß sie den Frauen « ein stübli und kücheli samt einer kammer » für die kranken Tage verschaffe [5]. Diese Verordnungen sind — sofern keine Akten verloren gegangen sind — auf mehrere Jahrzehnte hinaus die einzigen Vorschriften geblieben, welche die Äbte von Einsiedeln als Visitatoren erlassen haben. Erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts treten eingehendere Satzungen und Visitationsprotokolle auf [6].

[1] StAE: A.ZB (1) f. 3.

[2] StAE: A.SR 2 (Nuntius Ninguarda an U. Wittwiler, 27. Okt. 1582: ir verganges schantlichs läben ...).

[3] StAE: A.EB 4, p. 25, 37. [4] StAE l. c. p. 41.

[5] StAE: A.SR 2, ordnung der äpttissin unnd conventfrowen zů Münsterlingen, durch m. g. hn. herrn Adamen abbt gestellt und geordnet, anno 1572 ist.

[6] StAE: A.SR 2. Die Vorgänge bei der Visitation durch Nuntius Felizian Ninguarda gedenken wir in anderm Zusammenhang ausführlich darzulegen. cf. *Kuhn*, l. c. III, 272; *Steffens-Reinhardt*, Die Nuntiatur von G. Fr. Bonhomini, III, Freiburg 1929, 282 u. 284.

Berne et Fribourg en conflit avec un cardinal au sujet de l'Abbaye de Filly

Par L. WAEBER

(Fin.)

Simultanément, pour terminer enfin l'affaire de Filly, d'autres négociations avaient été entreprises, sur lesquelles nous ne sommes toutefois qu'imparfaitement renseignés.

Berne, après avoir renoncé à envoyer un délégué à Rome, avait cependant fini par y dépêcher Benoît Müller, et celui-ci en était revenu, au milieu de janvier 1519, avec un projet de convention mis sur pied avec l'aide du Nonce : les deux villes renonceraient au monastère de Filly, mais elles auraient le choix de demander en échange ou bien, une fois pour toutes, un capital de 1500 ducats, ou bien au contraire une rente annuelle de 200 ducats (ou un bénéfice équivalent). Sans doute, déclarait Berne, en faisant part de ce résultat à Fribourg, nous aurions pu espérer mieux, mais du moins notre honneur est sauf, et quitte à essayer d'obtenir finalement quelque chose de plus, il nous semble que, pour éviter les gros frais qu'entraînerait la poursuite de cette affaire, si nous voulions exiger ce que nous serions en droit de demander, il faut accepter [1]. Fribourg se rallia à cette manière de voir, et ce fut Pierre Falk qui, entrant en pourparlers avec les délégués de Berne et les chanoines de Saint-Vincent, leur fit accepter la deuxième alternative : une rente annuelle de 200 ducats [2].

[1] RM. Be 180, p. 42 (séance du 14 janvier 1519) ; CG, p. 167 (lettre de Berne à Fribourg du 15 janvier) ; réponse, provisoire, de Fribourg du 17 janvier, dans UP 39, nº 59.

[2] Lettre de Berne à Fribourg du 3 février 1519 (d. Miss. O, f. 142 et CG, p. 169). Fribourg en accusa d'abord réception (4 février ; UP 39, nº 61), puis, par lettre du 10 février signalée ci-dessous (p. 260, n. 3), approuva la solution adoptée. Falk s'était occupé de l'affaire de Filly déjà un an auparavant. On lit, en effet, dans GS 1145 : « uff zinstag nach dem suntag invocavit anno 18 (soit le 23 février 1518) einen schuller die gewaltz brieffabsolution zu erlangen gan Zurich hern Petter Falcken zu tragen 2 lb. Denne umb dem absolutzbrieff uff Dionisii (= 9 octobre) das uns her Petter Falck gelichen 3 kr ». M. Zimmermann (*op. cit.*, p. 101) nous paraît néanmoins exagérer quand il dit que c'est Falk qui a fourni la tâche principale dans les négociations relatives à Filly. Il existe au Fonds Praroman (arch. canton. Fribourg) une lettre du chapitre de Saint-Nicolas

Restait à désigner le représentant des deux cités qui se rendrait à Rome pour signer la convention [1]. Le choix de Berne s'était à nouveau porté sur Benoît Muller, et les chanoines de Saint-Vincent s'étaient ralliés à cette candidature [2]. Fribourg proposa d'envoyer Benoît de Ponterose « savoyard de naissance, chanoine de Neuchâtel et de notre ville, où il compte des parents et qui a déjà été, jadis, à Rome » [3]. Berne objecta l'origine étrangère de ce dernier [4] et finit par décider, pour couper court à la difficulté, mais aussi afin de ne pas froisser le Nonce — qu'il eût été regrettable de voir abandonner l'affaire et la confier à quelqu'un d'autre — de passer par l'intermédiaire du représentant du Saint-Siège et d'envoyer par conséquent Benoît Muller à Zurich [5]. Fribourg s'inclina et, invité à lui adjoindre un huissier,

à Falk, lui demandant d'agir auprès du prévôt de Zurich au sujet de Filly. La lettre est aussi datée du « mardi après Invocavit », sans indication d'année. Falk étant mort en octobre 1519, nous sommes, au plus tard, au début de cette année, et en pareil cas au 15 du mois de mars. Vers le commencement de 1519, Falk négociait, à Berne et à Zurich, mais Fribourg ayant pris la décision de marcher au secours de Genève, il fut considéré comme ayant échoué dans sa mission et fut rappelé le 8 avril 1519.

[1] RM. Be 180, p. 81 (séance du 3 février).

[2] Stiftsman. VI, p. 126 (séance du 16 février).

[3] Lettre du 10 février 1519 (UP 39, nº 62, et MB 8, f. 68ᵛ, où la lettre est inachevée. Benoît de Ponterose, protonotaire, fils d'Humbert (anciennement bailli de Vaud), se trouvait à Rome, en décembre 1512, alors que Falk (qui était son oncle) négociait, entre autres questions, celle de l'érection du Chapitre de Saint-Nicolas. Il resta à Rome encore, au moins, toute l'année suivante. En avril 1515, lors de la désignation des premiers membres du Chapitre nouvellement érigé, il fut nommé chanoine de Saint-Nicolas, en même temps que Constant Keller, en reconnaissance peut-être des services rendus par l'un et par l'autre, à la même occasion, un peu plus de deux ans auparavant (cf. cette *Revue* 1938, p. 129 sq.). A la fin de 1504, faisant partie du clergé d'Estavayer, Benoît de Ponterose avait été élu chanoine de la collégiale de Neuchâtel, stalle dont la possession lui fut contestée pendant quelques années. Il fut, en 1525, nommé, en outre, chanoine de Lausanne. Il était, de plus, aumônier du roi de France, curé de Branges et Bex et, plus tard, de Val-de-Travers. Il n'est plus question de lui à Fribourg pendant les vingt dernières années au moins de sa vie : il demeurait alors à Lausanne, ville qu'il quitta à la fin de 1536, après l'introduction de la Réforme, et depuis cette date il n'y a plus d'attestations certaines sur son compte.

[4] RM. Be 180, p. 110 (séance du 14 février) et 113 (séance du 16 février) ; d. Miss. O, f. 147 et CG, p. 171 (lettre de Berne, du 16 février, transmettant en même temps une nouvelle communication du Nonce) ; mais Fribourg tenait à Ponterose et, suivant une suggestion du Nonce, conseillait à son tour à Berne — mais sans insister — de recourir aux services de Constant Keller, auquel la Ville Eternelle n'était également pas inconnue. (Lettre de Fribourg à Berne du 17 février ; MB 8, f. 69.)

[5] RM. Be 180, p. 139 (séance du 2 mars) et lettre de Berne à Fribourg du même jour (d. Miss. O, f. 150ᵛ et CG, p. 175).

désigna à cet effet Pancrase Wolgemuth, parti peu avant pour la diète qui venait de s'ouvrir sur les bords de la Limmat [1].

La rédaction des pièces à préparer en vue de cette mission avait été confiée à Berne [2]. Elles ne sont pas conservées, mais elles répétaient sans doute l'exposé que nous avons déjà plusieurs fois entendu.

A Fribourg, quelques-uns du moins estimaient que l'on pouvait s'en tenir là et qu'un voyage à Rome était superflu [3]. Berne était de l'avis contraire et ce fut son point de vue qui l'emporta : les deux délégués partirent pour l'Italie vers le milieu de mars 1519 [4].

Trois mois plus tard, ils étaient de retour et Berne communiquait à Fribourg la réponse qu'ils rapportaient de Rome : l'affaire a été confiée, entre autres, au cardinal de Medici — solution, disait Berne, qui ne nous plaît qu'à demi, vous devinez pour quel motif [5] — ; nous laisserons toutefois un certain temps se passer, puis nous nous concerterons à nouveau [6].

L'attente ne fut pas de longue durée. Quinze jours après, Berne faisait savoir à Fribourg qu'une nouvelle sentence d'excommunication — la quatrième — avait été affichée à Filly ; sans doute avait-elle été portée à l'insu du Pape, puisqu'il avait chargé le cardinal de Medici de trouver un arrangement avec le cardinal Fieschi et absous nos deux Chapitres des censures qu'ils auraient pu encourir, leur accordant un délai de six mois pendant lesquels, sous la menace de peines sévères, il était interdit de prendre contre eux n'importe quelle mesure. Aussi bien, ajoutait Berne, ne tiendrons-nous aucun compte de cette nouvelle démarche de nos adversaires. Il sera bon, par contre, d'afficher à Lausanne, à Genève et à Filly la pièce que le Souverain Pontife a fait

[1] MB 8, f. 70v et UP 39, nº 64 (lettre de Fribourg à Berne du 4 mars) et nº 67 (lettre du 14 mars).

[2] Lettre du 4 mars, citée ci-dessus. Dix jours plus tard, Berne envoyait à Fribourg, lui laissant le soin de les corriger au besoin, la copie des réponses faites, entre autres à une lettre du Souverain Pontife. (CG, p. 177.)

[3] CG, p. 173 (lettre de Berne à Fribourg du 10 mars).

[4] On lit dans GS 1141 : « Denne geben Pangratzen dem Rüter umb 84 tag gon Rom zu rytten, tut mit farlon und geleyt : 119 lb., 6 s., 8 d. » On trouve d'autre part dans les comptes de l'Etat de Berne, au 1er semestre de 1519 : « Bendicht Muller von der ritten wägen gan Rom von Fily und ander siner ritt wägen, 102 lb., 13 s., 4 d. » (Arch. canton. de Berne, *Seckelmeisterrechnungen*. Les comptes de l'Etat de Berne de cette époque ne sont pas tous conservés : pour la période qui nous intéresse, il manque toute l'année 1520 et le premier semestre de 1521.)

[5] Sans doute parce qu'il n'y avait, semblait-il, pas grand appui à attendre d'un cardinal proche parent du Souverain Pontife.

[6] Lettre du 2 juin 1519 ; (CG, p. 181).

parvenir à nos chanoines par l'intermédiaire du prévôt de Zurich, et il sera prudent également de rassurer notre admodiateur à Filly. Notre Chapitre, de son côté, va envoyer, ces jours prochains, des représentants à Zurich ; faites-le savoir à vos chanoines, car il serait bien qu'ils fissent autant [1]. Le même jour, Berne écrivit au duc de Savoie une lettre dans laquelle l'excommunication portée était taxée d'insulte à la Papauté, et qui se terminait par cette menace : « nisi id fiat et Sanctissimi Domini Nostri dispositioni, etiam imprecationibus nostris contravenire contingat, non egre ferat Illustrissima Dominatio Vestra, si tandem modum excogitabimus per quem nobis ipsis subveniamus » [2].

Il ne suffisait pas de protester. Il fallait agir auprès du Saint-Siège. La tâche fut confiée à Nicolas de Watteville [3], qui se trouvait de nouveau à Rome, et des lettres de recommandation en sa faveur furent adressées aux cardinaux de Medici et Pucci, ainsi qu'au Nonce [4].

Près d'une année se passa sans autre intervention que quelques mesures d'ordre administratif [5]. Le 21 avril 1520 enfin, Watteville étant rentré de Rome, Berne avisa notre ville des résultats que celui-ci avait obtenus, et émit le vœu que son exposé fût entendu également à Fribourg et que communication en fût donnée aux chanoines de Saint-Nicolas [6].

Sans doute, le prévôt de Lausanne était-il loin de se douter que, pendant sa présence dans la Ville éternelle, le cardinal Fieschi, qui

[1] RM. Be 182, p. 8 et d. Miss. O, f. 211 (17 juin).

[2] L. Miss. H. f. 385v.

[3] Le fait qu'on s'adressait à lui prouve qu'on était convaincu de la fausseté du soupçon qui avait pesé sur Nicolas de Watteville au début de cette même année. Tâchez de savoir, avait écrit Berne à Fribourg, le 3 février 1519, lequel des nôtres, dans toute cette affaire, a été pour le Duc et contre nos Chapitres, celui qui l'a, tout le long, contrariée (Fribourg à Berne, le 10 février). On prétend, bien qu'il s'en défende, que c'est Nicolas de Watteville, et qu'il aurait été sollicité de se faire attribuer à lui-même le monastère de Filly. Informez-vous spécialement auprès de vos chanoines, pour savoir d'où provient ce bruit (renseignements tirés de la lettre de Berne du 10 mars et de la réponse de Fribourg du 14 mars déjà citées. Il ressort de cette dernière que c'était une lettre du Nonce, adressée à Berne, qui avait fait naître ce soupçon).

[4] L. Miss. H. f. 387v ; seule la 1re lettre, datée du 30 juin 1519, est reproduite *in extenso* dans le missival de Berne ; des deux autres, on se contente de donner le titre.

[5] Notamment l'expédition, en date du 2 octobre 1519, d'un acte du 21 octobre de l'année précédente (apud Piccard, *op. cit.*, p. 175, n. 1, qui note que l'admodiateur est alors un « Hudry Guidollaz, chapelain de Fribourg »).

[6] RM. Be 185, p. 116 (séance du 20 avril 1520) et lettre de Berne à Fribourg du 21 avril (CG, p. 185).

ne désarmait pas, avait demandé et obtenu que fût portée une nouvelle censure contre nos chanoines. Datée du 20 avril 1520, est conservée à Berne la copie d'une longue déclaration, émanée d'un auditeur du Sacré Palais. Il commence par rappeler la première sentence fulminée contre les deux Chapitres. Or, poursuit-il, ceux-ci, imitant l'endurcissement du Pharaon, se sont montrés rebelles et ont par conséquent mérité, ainsi que le monastère de Filly, d'être frappés d'interdit ; c'est ce que requiert une supplique du cardinal Fieschi présentée au Saint-Siège et que ce dernier m'a transmise. La supplique est reproduite en entier. Le cardinal y rappelle la sentence portée, il y a plus d'un an et demi [1], contre les chanoines de Berne et de Fribourg et il demande que, bien qu'absous des censures encourues, ceux-ci en soient frappés à nouveau, puisqu'ils refusent d'obéir. L'auditeur expose ensuite longuement le point de vue du cardinal et, faisant droit à sa requête, prononce en terminant la sentence demandée : « auctoritate apostolica nobis commissa et qua fungimur in hac parte, prenominatos canonicos et capitula ex adverso principales intrusos in pristinas sententias, censuras et penas ecclesiasticas in dictis nostris litteris executorialibus et brachio seculari contentas, quathenus ab eis forsan per Sanctissimum Dominum Nostrum papam aut quemvis alium de ipsius auctoritate, licentia et mandato simpliciter vel ad cauthelam etiam ad beneplacitum seu alias quovismodo absoluti fuerint, in easdem censuras iuste et secundum dicte periuste nobis desuper facte et presentate commissionis vim, formam et tenorem reintrudendum duximus et reintruximus prout reintrudimus per presentes has nostras litteras » [2].

Cette nouvelle excommunication fut affichée aux portes des églises de Filly et de Lausanne. Fribourg en fit part à Berne qui, par l'entremise du Nonce, envoya immédiatement une protestation au Souverain Pontife : cet interdit, fulminé contre nos chanoines et contre les religieux de Filly, trouble gravement nos communautés ; celui qui en a été l'instigateur, le cardinal Fieschi, ne travaille d'ailleurs pas pour lui, mais dans l'intérêt d'un familier de Savoie, et il est facile de deviner qui machine là derrière [3].

[1] Donc celle de septembre 1518.

[2] *Fach Stift.* Cette copie, d'une écriture fort négligée, mais de l'époque, est faite sur une longue bande de papier. Elle contient, au bas, la déclaration d'un notaire attestant que cette pièce a été apposée, le 8 mai 1520, aux portes du monastère de Filly.

[3] RM. Be 185, p. 157 (séance du 11 (?) mai) ; lettre de Berne à Fribourg du 15 mai (l. Miss. H, f. 415) ; lettre de Berne et Fribourg du 17 mai au Nonce

Le Nonce prit sérieusement l'affaire en mains et proposa une convention en quelques articles, à passer avec le cardinal Fieschi. Il fut remercié, par les deux villes, de l'intérêt qu'il portait à la question. On pourrait, écrivaient-elles, abandonner tous les revenus de Filly, sa vie durant, au cardinal Fieschi, quitte à ce que, à sa mort, la possession du monastère fût de nouveau rendue à nos deux églises, ou bien lui verser une pension, qu'il nous serait loisible de racheter par le payement d'un capital [1].

Aux articles suggérés par le Nonce, Fribourg proposait d'en ajouter deux autres, ayant trait à cette sorte de compensation financière. Bien que nous ne soyons, en principe, pas d'accord, répondit Berne, de *payer* ce que le Pape nous a gracieusement *concédé*, cependant, si c'est indispensable pour arriver à une solution, nous accepterons ; il faudra, en outre, demander au Nonce s'il estime nécessaire l'envoi de délégués à Rome, et en tous cas ne pas le froisser en faisant entreprendre à quelqu'un ce voyage, si tel n'était pas son avis [2].

En même temps fut rédigé un projet de lettre à adresser au Souverain Pontife : le cardinal Fieschi, y était-il dit, prétend que nous sommes opposés à tout arrangement. C'est inexact : voici en effet notre proposition — mais c'est aussi notre dernière concession —. Nous lui abandonnerions les revenus de Filly contre 200 ducats d'or, intérêt qu'il lui sera permis de remplacer, selon le tarif en usage en pays allemands, par le versement d'un capital de 4000 ducats. Nous sommes prêts, d'autre part, à lui fournir des comptes et à lui rendre les revenus que nous avons déjà perçus, à condition que nous soyons remboursés des

(*ibid.*, f. 414^{v}) et au pape (*ibid.*, f. 413^{v}). Voici comment on s'exprimait, dans la lettre au Nonce, au sujet de l'excommunication qui venait d'être affichée : « quod nobis molestiam et perturbationem affert mon modicam. Dubitamus enim ex ea tam facile venturum unde scandala et pericula oriri possent enormia, presertim si huiusmodi fulminate sententie et litere exequutoriales contra nos et communitatem nostram effectum et exequutionem sortiri deberent » ; et dans celle du Pape : « Proveniunt... ex eo nobis multifarie missiones et expense ; et quod maius est, videmus communitatem nostram adeo concitatam, ut nisi... mox de remedio cogitemus, inde uberiora scandala et pericula subsequi non dubitandum sit. Constat enim prefatum reverendissimum cardinalem de Flisco hanc in partem non ad propriam, sed unius familiaris Sabaudiensis utilitatem laborare et facere instantiam. Unde et cuius persuasione et consilio id procedat, facile coniecturare possumus ». Aussi bien avait-on fait arracher la bulle affichée à Lausanne : « Item aber bezallt eins botten zerung, so die bann brief ob dem kilchtor zu Losenn genommen, 10 s. 6 d » (GS 1148, qui est un compte de 1520).

[1] Lettre de Berne et Fribourg au Nonce du 20 mai 1520 (l. Miss. H, f. 418).

[2] Berne à Fribourg, en date du 20 mai également (d. Miss. O, f. 257).

frais que nous a occasionnés l'organisation du service divin à Filly, ainsi que l'envoi, à deux reprises, d'un délégué à Rome. Nous ne désignerons d'ailleurs plus de procurateur pour soutenir nos droits auprès du Saint-Siège, mais nous abandonnerons à Votre Sainteté le soin de nous défendre [1].

Fribourg accepta ce texte et Berne insista pour qu'on se dépêche d'en appeler, sinon l'interdit, avec l'abolition du culte qui en serait la conséquence, risquait d'être jeté sur l'ensemble du diocèse de Lausanne, ce qui serait pour nous un affront, sans parler des troubles qui ne manqueraient pas d'en résulter. Aux moines de Filly, qui estiment devoir, dès maintenant, tenir compte de cette censure, on fera savoir qu'on les remplacera par d'autres religieux s'ils persévèrent dans cette attitude [2].

La lettre destinée au Souverain Pontife se réduisit finalement à un exposé sommaire des événements que le porteur, le chancelier de Fribourg Pierre Girod [3], était chargé de commenter. Elle était accom-

[1] Berne et Fribourg au pape, 21 mai 1520 (l. Miss. H, f. 416[v]).

[2] Berne à Fribourg, le 22 mai (d. Miss. O, f. 257 *bis*). On apprend par cette lettre que Fribourg avait joint à la sienne une pièce — elle n'est pas conservée — du vicaire général de Lausanne. L'appel fut envoyé au Nonce le même jour (l. Miss. H, f. 419).

[3] Pierre Girod avait obtenu, en 1514, une bourse pour étudier le droit à Pavie. Messeigneurs lui en accordèrent une nouvelle, en mars 1517, lui permettant de poursuivre ses études à Paris. Il s'y attacha à Farel et entra vraisemblablement en relations épistolaires avec Zwingli. Il dut manifester à cette époque le désir d'étudier la théologie, car on ne s'expliquerait pas autrement qu'il ait réussi à se faire attribuer par le Conseil de Fribourg, le 3 décembre 1518, l'autel du Saint-Esprit à Saint-Nicolas, autel qu'il fit naturellement desservir par un prêtre. Il rentra à Fribourg en 1519 et fut donc désigné, deux ans plus tard, pour se rendre à Rome au sujet de l'affaire de Filly, non pas cependant comme le dit M. Büchi (dans cette *Revue*, 1924, p. 11) pour se plaindre de ce que le cardinal Fieschi ne payait pas la pension qu'il s'était engagé à verser, mais pour régler la question même de cette pension. Pourquoi le choix s'était-il porté sur lui ? Probablement, comme le dit M. Büchi, à cause de ses aptitudes, de ses relations et de la connaissance de la langue italienne qu'il avait acquise à Pavie. M. Büchi ajoute qu'on ne sait pas quel a été le résultat de cette mission et qu'on peut même se demander si le voyage a eu lieu. On a le droit d'être plus affirmatif : nous verrons que — grâce à des collaborateurs, sans doute, car il n'était pas seul à y travailler — la démarche entreprise fut couronnée de succès. Quant au voyage, il a certainement été effectué. On lit, en effet, dans GS 1141 : « Geben Willi Pugnioux um ein Ross für Herr Girodi gon Rom zu rytten 39 l. 8 s. 4 d », et, identiquement dans le Compte de l'Etat 235 (1[er] semestre de 1520), f. 21 : « dem vänner Pugnioux um ein Ross für Peter Gyroz gon Rom zu rytten von Filliez wegen 39 l. 8 s. 4 d. » ; et encore, dans GS 1148 (Comptes présentés en 1520) « Herr Peter Gyrodi geben als er gon Rom ist geritten, tut 30 kr. ». Pierre Girod fut nommé chancelier à Fribourg en mai 1522, et, trois mois plus tard, il acquit la bourgeoisie de la ville. Gagné

pagnée de deux autres messages : l'un au cardinal Pucci, et l'autre au Nonce, invités à appuyer la démarche du délégué des deux cités et à faire accorder, par mesure de sécurité, l'absolution des censures qui auraient été encourues [1].

Prévenant cette démarche, ou plutôt se basant sur celle qui l'avait précédée, le pape, en date du 15 juin 1520, fit parvenir, à l'adresse du doyen de Bâle et du prévôt de Zurich, un bref suspendant, pour 4 mois, les peines ecclésiastiques qui avaient pu atteindre les Chapitres de Berne et de Fribourg, « qui vont, disait-il, m'envoyer sous peu des délégués » :

Decano Basiliensi et preposito Thuricensi [2]

Leo papa decimus

Dilecti filii salutem et apostolicam benedictionem. Exponi nobis nuper fecerunt dilecti filii universitates Bernensis et Friburgensis, Lausanensis dyocesis, quod cum alias, occasione certe litis vertentis inter venerabilem fratrem nostrum Nicolaum episcopum Albanensem Cardinalem de Flisco nuncupatum et dilectos filios capitula collegiatarum ecclesiarum Bernensis et Friburgensis per dimembracionem fructuum monasterii de Filiaco dicte dyocesis [3] ad summam ducentorum ducatorum ascendencium, certe littere executoriales ad instanciam prefati Nicolai episcopi contra prefatos capitula a nobis et sede apostolica emanaverint, quarum litterarum executorialium vigore singulares personas capitulorum huiusmodi excommunicationis sententias aut alias censuras et penas incurrisse declaratum fuerit ac universitates prefate pretendentes id contra capitula federis quod nobiscum habent factum fuisse, nonnullos nuncios et oratores suos brevi ad nos destinare intendant ac propterea nobis humiliter supplicari fecerint, ut ad aliquod tempus censuras et penas suspendere eisque de opportuna absolucione de benignitate apostolica providere dignaremur. Nos, huiusmodi supplicationibus inclinati, sententias, censuras et penas predictas usque

depuis plusieurs années aux idées de la Réforme et ne dissimulant aucunement ses convictions, il devait se sentir mal à l'aise dans notre cité et se décida de lui-même à l'abandonner. (Quelques années plus tard, il y aurait été contraint.) Il quitta donc Fribourg et se rendit à Berne, où, à partir de 1525, il remplit longtemps les fonctions de chancelier. Il fut, en 1536 (de même que Nicolas de Watteville, ainsi que nous l'avons vu) l'un des présidents de la Dispute de Lausanne, Cf. Math. Sulser, *Der Stadtschreiber Peter Cyro*, Berne 1922.

[1] Les trois lettres portent la date du 28 mai 1520. Elles se trouvent dans l. Miss. H (f. 419^{v}, 420^{v} et 420), ainsi qu'aux archives cantonales de Fribourg (GS 112 *a*, *c* et *b*), texte d'après lequel elles ont été reproduites par le chanoine Fontaine dans sa *Collection Diplomatique* (t. 17, 223 sq.), ainsi que par M. Büchi (*loc. cit.*, p. 319 sq.).

[2] Felix Frei, prévôt du Chapitre du Grossmünster, depuis 1518 jusqu'à sa suppression.

[3] Filly n'appartenait pas au diocèse de Lausanne, mais à celui de Genève.

ad quatuor menses a datis presencium computandos suspendendi ac singulares personas capitulorum huiusmodi et alios quoscunque a dictis sententiis, censuris et penis absolvendi ac interdictum ecclesiasticum relaxandi, tenore presencium, licentiam vobis et facultatem concedimus, in contrarium non obstantibus quibuscunque. Datum Rome, apud sanctum Petrum, sub annulo Piscatoris, die XV junii M. D. XX, Pontificatus nostri anno octavo.

Les chanoines de Saint-Nicolas transmirent ce bref [1] par l'intermédiaire de l'un des leurs, Pierre Saloz [2], au prévôt de Zurich. Ce dernier, pour en assurer l'exécution, rédigea, en date du 23 juin, une longue pièce dans laquelle il déclarait que, après avoir déjà absous antérieurement les deux Chapitres pour une demi-année, il prolongeait, *ad cautelam*, cette mesure pour quatre nouveaux mois [3].

Le 14 juillet 1520, le Pape, à la demande de Berne et Fribourg « qui en avaient besoin », leur fit parvenir, relevée d'après le registre officiel du Vatican, la copie de la bulle du 10 janvier 1513, par laquelle il avait confirmé celle de Jules II attribuant à nos deux Chapitres la moitié des revenus de Filly. Il faisait cependant suivre la transcription de cette remarque — était-ce une restriction dictée par le procès en cours ? — qu'il n'entendait point par là créer un droit nouveau, mais simplement confirmer l'ancien [4]. Il est malgré tout assez curieux de voir le Saint-Siège délivrer la copie d'une bulle au moment où les difficultés auxquelles celle-ci avait donné lieu étaient sur le point de se terminer par un arrangement conclu en faveur de la partie adverse.

Cet arrangement, Léon X la ratifia, deux mois plus tard, par une nouvelle bulle, du 14 septembre, chargeant l'évêque de Caserte, l'abbé d'Erlach et le prévôt de Neuchâtel d'assurer que soit effectué à nos deux Chapitres le payement annuel d'une pension de 200 ducats, à

[1] Ce bref n'est pas conservé dans sa forme originale, mais reproduit dans la pièce, signalée ci-dessous, délivrée le 23 juin par le prévôt de Zurich.

[2] Pierre Saloz est attesté, comme chapelain de Saint-Nicolas, à partir de 1478, et, depuis 1491, comme vicaire de Marly et enfin, dès 1493, comme curé de Cormondes, paroisse qu'il conserva presque jusqu'à la fin de sa vie. Il résidait à Fribourg, où il desservit, à partir de 1497, un autel à Notre-Dame, pour rentrer de nouveau au service de Saint-Nicolas en 1501. En 1515, il fut du nombre des 13 ecclésiastiques appelés les premiers à faire partie du Chapitre nouvellement érigé. Enfin, en 1524, il fut nommé curé de Fribourg et ajouta à ces fonctions, dès l'année suivante, celle de vice-prévôt. Il mourut en 1535.

[3] Arch. du Chapitre de Saint-Nicolas, Actes pontificaux, N° 30 ; c'est la pièce originale, un grand parchemin, bel exemple de verbiage, comme on en rencontre souvent à cette époque.

[4] Arch. vatic. Reg. Vat. T, 1201 f. 179-81. Cf. cette *Revue*, 1938, p. 140. La bulle est résumée en quelques lignes dans Wirz, *Bullen u. Breven*, p. 265, n. 4.

condition toutefois que celle-ci ne dépasse pas la moitié des revenus de Filly et qu'un revenu équivalent ne leur ait pas été fourni par ailleurs :

Leo Episcopus servus servorum Dei ad futuram rei memoriam.

Honestorum petentium votis libenter annuimus eaque favoribus prosequimur oportunis. Cum itaque hodie dilecti filii Capitula et Canonici sancti Vincentii Bernensis et sancti Nicolai Friburgensis, oppidorum Lausanensis diocesis ecclesiarum, qui *(sic)* et venerabilis frater noster Nicolaus Episcopus Albanensis Cardinalis de Flisco nuncupatus, cui alias monasterium beate Marie Filliaci, ordinis sancti Augustini, Gebennensis diocesis, per obitum quondam Amblardi Goyeti, dum viveret ipsius monasterii abbatis, extra Romanam curiam defuncti seu alias certomodo vacans per eundem Nicolaum Episcopum et Cardinalem quoad viveret tenendum, regendum et gubernandum apostolica auctoritate commendatum fuerat et super cuius regimine et administratione coram uno seu diversis causarum palatii apostolici auditoribus in dicta curia diu litigando dictus Nicolaus Episcopus et Cardinalis diffinitivam pro se et contra capitula et canonicos prefatos super dictis regimine et administratione cum fructuum et expensarum condennatione sententiam, que nulla provocatione suspensa in rem transiverat iudicatam, reportaverat litteris executorialibus desuper in forma solita decretis et ob illarum non paritionem capitula et canonicos predictos declarari et aggravari ac brachium seculare contra eos invocari necnon monasterium ipsum ecclesiastico interdicto subjici obtinuerat, quo implemento certe honeste concordie inter capitula et canonicos ac Nicolaum Episcopum et Cardinalem huiusmodi mandato seu voluntate et auctoritate nostris intervenientibus inite et per nos etiam hodie confirmate, prout in supplicatione desuper manu nostra signata, cuius quoad hoc [1] solam signaturam sufficere voluimus, plenius continetur, liti et cause huiusmodi in manibus nostris sponte et libere cesserunt, ipsi Nicolao Episcopo et Cardinali possessionem dicti monasterii, in qua de presenti forsan existunt, illiusque regiminis et administrationis ac bonorum predictorum relaxaverint, ipsum Nicolaum Episcopum pacificum dimittendo nosque cessionem huiusmodi duxerimus admittendam, Nos, ne capitula et canonici predicti ex cessione sua huiusmodi nimium dispendium patiantur sed ut commodius sustentari valeant, de alicuius subventionis auxilio providere ac premissorum suorum intuitu specialem gratiam facere volentes, ipsos capitula et canonicos ac eorum singulares personas a quibusvis excommunicationis, suspensionis et interdicti aliisque ecclesiasticis sententiis, censuris et penis a iure vel ab homine quavis occasione vel causa latis, si quibus quomodolibet innodati [2] existunt, ad effectum presentium dumtaxat consequendum

[1] Le scribe qui a transcrit cette pièce a une manière à lui de couper — ou au contraire de copuler — les mots : il écrit non seulement : « informa », « eoipso », « adatis », ce qui se rencontre souvent dans les documents de cette époque, mais encore : « quo adviveret », « quo adhoc » etc.

[2] Le manuscrit a : « Innodatus ».

harum serie absolventes et absolutos fore censentes necnon omnia et singula beneficia ecclesiastica, cum cura et sine cura, que dicti capitula et canonici ex quibusvis apostolicis dispensationibus obtinent et expectant ac in quibus et ad que ius sibi quomodolibet competit, quecumque quotcumque et qualiacumque sint eorumque fructuum, reddituum et proventuum veros annuos valores ad huiusmodi dispensationum tenores presentibus pro expressis habentes, pensionem annuam ducentorum ducatorum auri de camera super dicti monasterii fructibus, redditibus, proventibus, etiam si super illis alie pensiones annue aliis personis ecclesiasticis illas percipientibus assignate sint, dummodo pensionis huiusmodi medietatem eorumdem fructuum, reddituum et proventuum non excedant, capitulis et canonicis prefatis, quoad vixerint, donec per nos eis seu mensis capitularibus suis proventus annui ducentorum ducatorum similium assignati fuerint, quo casu pensio ipsa cassata sit et esse censeatur eo ipso, vel procuratoribus suis ad hoc ab ipsis speciale mandatum habentibus per dictum Nicolaum Episcopum et Cardinalem, cuius ad hoc expressus accedit assensus et successores suos monasterium huiusmodi in titulum vel commendam pro tempore obtinentes, annis singulis, pro una videlicet in Domini nostri Jesu Christi et alia medietatibus pensionis eiusdem in beati Johannis Baptiste nativitatem festivitatibus integre persolvendam auctoritate apostolica tenore presentium reservamus, constituimus et assignamus, decernentes Nicolaum Episcopum et Cardinalem ac successores prefatos ad integram solutionem pensionis huiusmodi eisdem capitulis et canonicis faciendam juxta reservationis, constitutionis et assignationis predictarum tenorem fore efficaciter obligatos ac volentes et eadem auctoritate statuentes, quod ille ex Nicolao Episcopo et Cardinali ac successoribus prefatis qui in dictis festivitatibus vel saltem infra triginta dies illarum singulas immediate sequentes pensionem per presentes reservatam huiusmodi per eum tunc debitam non persolverit cum effectu lapsis diebus eisdem, si Episcopus vel Cardinalis, ingressus ecclesie sit ei penitus interdictus. Si vero inferior fuerit, sententiam excommunicationis incurrat a qua, donec capitulis et canonicis prefatis vel eisdem procuratoribus suis de pensione per presentes reservata huiusmodi tunc debita integra satisfactum aut alias secum vel cum dictis procuratoribus suis super hoc amicabiliter concordatum fuerit, absolvi non possit preterquam in mortis articulo constitutus. Si vero per sex menses dictos triginta dies immediate sequentes Episcopus vel Cardinalis sub interdicto permanserit, inferior vero prefati excommunicationis sententiam huiusmodi animo, quod absit, sustinuerit indurato, ex tunc, effluxis mensibus ipsis, monasterio predicto perpetuo privatus existat illudque vacare seu illius commenda cessare censeatur eo ipso. Quocirca venerabili fratri nostro Episcopo Casertanensi et dilectis filiis abbati monasterii sancti Johannis Erlacensi et Preposito ecclesie Novicastri, Lausanensis diocesis, per apostolica scripta mandamus quatenus ipsi vel duo aut unus eorum per se vel alium seu alios faciant capitulis et canonicis huiusmodi auctoritate nostra pensionem per presentes reservatam huiusmodi iuxta reservationis, constitutionis et assignationis predicatarum ac decreti predictorum tenorem efficaciter persolvi. Et nichilominus quemlibet ex Nicolao Episcopo et Cardinali ac

successoribus prefatis quem huiusmodi interdicti et suspensionis sententiam eis incurrisse constiterit, quociens super hoc pro parte capitulorum et canonicorum predictorum fuerint requisiti, tamdiu dominicis et aliis festivis diebus in ecclesiis, dum maior inibi populi multitudo ad divina convenerit, Episcopum seu Cardinalem interdictum, inferiorem vero huiusmodi excommunicatum publice nuntient et faciant ab aliis nunciari ac ab aliis arctius evitari, donec eisdem capitulis et canonicis vel eorum procuratoribus de pensione per presentes reservata huiusmodi tunc debita integre satisfactum fuerit ipseque interdictus interdicti relaxationem et excommunicatus ab excommunicationis sententia huiusmodi absolutionis beneficium meruerit obtinere, contradictores per censuram ecclesiasticam appellatione postposita compescendo. Non obstantibus constitutionibus et ordinationibus apostolicis ac monasterii et ordinis predictorum iuramento, confirmatione apostolica vel quavis firmitate alia roboratis, statutis et consuetudinibus contrariis quibuscumque. Aut si Nicolao Episcopo et Cardinali ac successoribus prefatis vel quibusvis aliis communiter vel divisim ab eadem sit sede indultum quod ad prestationem vel solutionem pensionis alicuius minime teneantur et ad id compelli, aut quod interdici, suspendi vel excommunicari non possint per litteras apostolicas non facientes plenam et expressam ac de verbo ad verbum de indulto huiusmodi mentionem, et qualibet alia dicte sedis indulgentia generali vel speciali, cuiuscumque tenoris existat, per quam presentibus non expressam vel totaliter non insertam effectus huiusmodi gracie impediri valeat quomodolibet vel differri et de qua cuiusque toto tenore habenda sit in nostris litteris mentio specialis. Nulli ergo hominum liceat hanc paginam...

Datum Rome, apud Sanctum Petrum, anno Incarnationis dominice millesimo quingentesimo vigesimo, decimo octavo kalendas octobris, Pontificatus nostri anno octavo.

Ego Petrus Gironus [1].

Sur le papier tout au moins — car on sait que, pratiquement, il y avait des accommodements ou des moyens d'échapper aux sanctions prévues — les conditions imposées étaient très strictes : payement de 200 ducats en deux annuités : l'une à Noël et l'autre à la Saint-Jean-Baptiste ; en cas de retard, au bout d'un mois, le débiteur actuel ou son successeur serait, s'il était cardinal ou évêque, frappé de l'interdit personnel : l'accès de l'église lui serait fermé ; s'il occupait un rang inférieur dans la hiérarchie, il serait excommunié et ne pourrait être relevé de cette censure qu'à l'article de la mort ; enfin, si le retard se prolongeait au delà de six mois, le débiteur perdrait à tout jamais ses droits sur le monastère de Filly, qui serait donc *ipso facto* vacant.

[1] UP 70, nº 104. Ce n'est pas la bulle originale, mais une copie, signée de la main de Pierre Girod. Berne chargea Fribourg de la faire afficher à Lausanne et à Filly (RM. Be 187, p. 36 ; séance du 7 octobre ; cf. *ibid.*, p. 4, séance du 22 sept.).

Girod, qui avait rapporté de Rome la bulle qu'on vient de lire, fut, quelques jours plus tard, envoyé à Zurich chez le Nonce [1], pour le prier de remercier le cardinal Pucci de la peine qu'il s'était donnée à la suite de l'intervention de son neveu, et inviter celui-ci à bien vouloir prêter encore son concours afin de résoudre la dernière difficulté qui restait à trancher : celle de la restitution des revenus de Filly déjà perçus jusqu'à cette date. On se hâtait d'ajouter que ce montant avait été, en réalité, non seulement compensé, mais encore dépassé par les frais du procès et par tout ce qu'il avait fallu envoyer aux religieux pour subvenir à leurs besoins. On se recommandait toutefois au Nonce pour qu'il insiste encore une fois auprès du Souverain Pontife et du cardinal Pucci, afin d'obtenir que le cardinal Fieschi renonce à ses exigences et qu'on lui donne satisfaction d'une autre manière, ou, si cette solution n'aboutissait pas, pour qu'on fournisse du moins à nos deux villes des instructions sur la manière dont elles devaient présenter leurs comptes [2].

Envoyez-moi au plus tôt, répondit le Nonce, la liste des revenus que vous avez retirés de Filly, celle des dépenses que vous y avez faites pour l'entretien du culte ainsi que pour l'envoi de délégués à Rome. Je vous ai toujours dit, ajoutait le Légat en terminant, qu'il ne fallait pas renoncer à vos droits, et bien vous persuader que vous obtiendrez toujours l'absolution des censures que vous auriez éventuellement encourues [3].

Berne demanda immédiatement à Fribourg de fixer un jour pour la reddition des comptes [4] et insista pour que l'on se hâte, craignant

[1] Cf. GS 1148 (qui est de 1520) : « item aber geben herr Peter Girodi, als er jetz zu letst gan Zürich ist geritten, 3 kr. »

[2] Lettre de Berne et Fribourg au Nonce du 29 septembre 1520 (l. Miss. H, f. 440^{v}).

[3] « Semper suasimus vobis quod possessionem dicti monasterii nullo pacto dimitteretis, in eventum quarumcumque censurarum que de novo adversus vos, seu capitula vestra fulminarentur, ea fiducia freti quod Sanctissimus Dominus Noster ab omnibus vos liberaret, sicut de facto liberavit et ut liberaret nos semper intercessimus omni ope nostra, non sumptibus, non laboribus parcendo ullis » (Arch. canton. Fribourg ; *Correspond. des Nonces*). Cette lettre, la seule, à notre connaissance, qui soit conservée de celles que le Nonce à écrites au sujet de l'affaire de Filly, est datée de Baden, le 3 octobre 1520. Elle est adressée aux Avoyers et Conseils de Berne et de Fribourg. Elle est pour nous d'autant plus précieuse qu'elle nous prouve que le Nonce Pucci, conformément d'ailleurs à l'affirmation de nos deux villes (ci-dessus, p. 191), non seulement les soutenait dans leurs revendications, mais qu'il les encourageait même à résister.

[4] RM. Be 187, p. 40 (séance du 9 octobre 1520), et lettre à Fribourg du 10 octobre (*Corresp. de Berne*). On convoquerait à cette séance le prévôt Stœr, l'administrateur actuel Guidola, ainsi que le père de celui qui l'avait précédé :

que le Nonce soit, sous peu, rappelé à Rome[1]. Fixée d'abord au 29 octobre, la séance eut lieu le 15 novembre 1520. Bien que l'on ait quelque peine à réaliser ce que les chiffres fournis à cette occasion représentent, transformés en valeur actuelle, ils ont néanmoins leur intérêt. L'admodiateur avait à payer une location annuelle de 1300 livres les deux premières années[2] et de 1400 pour la 3e, de telle sorte qu'il y aurait eu, en principe, à partager entre les deux villes, au profit de leurs Chapitres, un total de 3500 livres[3]. Mais l'Etat de Berne avait dépensé pour sa part 1607 livres, celui de Fribourg 1389, les chanoines de Berne 354 livres et ceux de Fribourg 164. A cela venaient s'ajouter des dépenses diverses et des frais généraux d'un montant de 854 livres, si bien que les frais dépassaient les recettes d'environ 870 livres[4]. On ne fournissait pas de détails et il n'y avait pas de pièces à l'appui de cette comptabilité sommaire, mais on peut, sans trop d'invraisemblance, admettre qu'on avait appuyé davantage sur les dépenses que sur les recettes.

La conclusion logique eût été que, loin de devoir rendre un certain montant au cardinal Fieschi, nos deux villes eussent été en droit

Brunisberg. Les deux villes n'avaient naturellement pas attendu jusqu'à cette date pour se faire rendre à elles-mêmes les comptes des revenus de l'abbaye de Filly. Le 16 mars 1518, le prévôt Stœr et Paul Rappold les avaient présentés pour la 1re année (GS 1143). Le 18 novembre 1518, Ulrich Stœr, avant de se retirer, avait justifié sa gestion devant Messeigneurs de Berne (GS 1144). Les comptes de 1518/19 ne furent par contre produits que le 26 mars 1520 (GS 1145) par le nouvel administrateur, Ulrich Guidola, qui fut, à cette occasion, confirmé pour un an dans ses fonctions.

[1] Lettre de Berne à Fribourg du 13 octobre (d. Miss. O, f. 297v) et du 25 octobre (d. Miss. O, f. 304v). Berne qui, pour un autre motif, devait envoyer des délégués à Filly, proposa à Fribourg que ceux-ci profitent de l'occasion pour prendre, sur place, des informations auprès de l'administrateur et pour se faire remettre les comptes. Fribourg avait fait savoir à Berne que l'admodiateur, malade, ne pouvait venir pour l'instant (RM. 38, p. 64 ; séance du 12 octobre).

[2] Pour 1518, on avait consenti à une déduction de 500 livres à cause de la grêle qui avait ravagé les récoltes. (Cf. RM 36, f. 16v.)

[3] Ce qui ferait approximativement 47 000 fr. (valeur or). Il est précisé dans les comptes que les prix sont indiqués en valeur fribourgeoise.

[4] GS 1146, qui débute par cette déclaration : « Alsdann der hochwürdig herr Anthonius Pucius Bischoff zu Pistori, Bapstlicher Heilikeit legat, von minen gnädigen herrn von beyden stetten Bern und Fryburg, als von ir beyden Stetten Cappiteln herrn wegen sin wüssen hat wellen haben, was nützung si von des gotzhuß Filliez, der zytt und dasselb in ir handen gewesen, ingenomen, und was si do zegegen desselben gotzhuß halben kostens und schadens erlitten, also ist uff hüt, frytag 15. novembris anno 1520, dis hienach geschriben Rechnung eygentlich in der Statt Fryburg beschächen in gegenwürtigkeytt byder Stetten verordnetten ». La pièce est signée : « Stattschryber der Satt Fryburg ».

d'exiger au contraire un versement de sa part. Elles n'allèrent cependant pas jusque-là : soit qu'elles l'eussent spontanément offert, soit que, plutôt, cette solution leur eût été imposée par le Nonce ou par Rome, elles acceptèrent de verser au cardinal Fieschi un montant de 500 ducats, qu'il n'aurait qu'à retenir sur les 200 ducats qu'il devait payer annuellement. Il n'aurait, en d'autres termes, rien à verser pendant les cinq premiers semestres.

Une nouvelle difficulté surgit à la fin de cette même année 1520. Un collecteur du Saint-Siège voulut exiger de nos chanoines la dîme sur les revenus de Filly. Le même personnage avait, d'autre part, apporté la nouvelle que, à la demande du cardinal Fieschi, une lettre d'interdit avait été, une fois de plus, affichée aux portes de Filly. Berne et Fribourg s'empressèrent de protester auprès du Nonce. Vous aviez, était-il dit dans leur lettre, déclaré que nos chanoines seraient exempts de la dîme ; et quant à cette nouvelle menace du cardinal, on devrait une bonne fois se rappeler que le Saint-Siège a prorogé l'affaire de Filly afin que l'on puisse aboutir à un accord ; nous nous efforçons d'y arriver : tractations et démarches qui ne vont pas sans frais considérables et qu'il ne saurait donc être question de terminer brusquement par une de ces mesures dont le cardinal use à notre égard [1].

Berne communiqua à Fribourg la réponse du Nonce. Nous ne la possédons pas, mais celle de Fribourg à Berne nous apprend que, en plus des 500 ducats prévus pour le règlement final de la question de Filly, le Nonce en demandait 300 pour ses honoraires, prétention dont nos deux villes ne prirent pas connaissance sans étonnement [2]. Il faut, disait Berne — et Fribourg était du même avis — répondre énergiquement ; nous n'avons en mains ni pièce écrite ni déclaration précise [3], et nous proposons, par conséquent, avant de verser de notre côté les 500 ducats, de dire au Nonce que, si nous n'obtenons pas satisfaction, nous romprons l'alliance avec le Saint-Siège [4]. De fait, c'est bien dans

[1] RM. Be 188, p. 14 (séance du 29 décembre 1520) et l. Miss. H, f. 455^{v} (lettre du même jour).

[2] On était satisfait, par contre, de ce que le Nonce écrivait relativement aux prétentions du commissaire pontifical au sujet de la dîme, et, de fait, il ne fut plus question de ces exigences dans la suite.

[3] « Ir und wir », faisait également remarquer Fribourg à Berne, « sitzen von unser beyder Stifften noch unversichert und schier uff einem zwyg ».

[4] La lettre de Fribourg à Berne est du 7 janvier 1521 (d. Miss. O, f. 316 et RM. Be 188, p. 27) et la réponse de Fribourg, du lendemain (MB 8, f. 109^{v}). Au sujet de l'alliance militaire à laquelle il est ici fait allusion, il ne sera pas inutile

ce sens qu'on écrivit au légat : nous apprenons par votre lettre, disaient les deux villes, que de nouvelles censures menacent nos chanoines, ce qui nous surprend fort, le Pape les ayant absous et fixé un délai d'un an pendant lequel ils n'avaient rien à craindre. Vous demandez pour vous des honoraires, mais sans tenir compte de nos frais à nous ou les déduire des revenus. Que le Pape oblige le cardinal Fieschi à nous laisser tranquilles ou à nous fournir une pension, sinon nous ne réclamerons plus rien, mais après avoir, quant à nous, observé l'alliance, nous n'hésiterons pas à la rompre [1].

Le ton comminatoire de cette lettre ne semble pas avoir ému le Nonce. Sa réponse, ici encore, n'est pas conservée, mais les remarques désabusées dont Berne l'accompagnait en la transmettant, le 21 janvier 1521, à Fribourg, sont significatives : Si nous avions prévu, était-il avoué dans cette lettre, la tournure que prendrait cette affaire, nous ne nous y serions certes pas engagés ; c'est avec le consentement du Pape que le cardinal Fieschi a fait afficher contre nous une nouvelle excommunication ; si nous n'obtenons pas des bulles nous garantissant le versement annuel de 200 ducats, nous dédommageant de tous nos frais et nous donnant l'assurance que nous n'aurons plus rien à faire avec le cardinal, nous retirons notre offre de payer 500 ducats et nous rompons le contrat passé avec le Saint-Siège [2].

Fribourg fut du même avis [3] et la lettre que Berne fit parvenir

de rappeler que le cardinal Schiner, déçu de ne pas trouver chez Léon X l'empressement avec lequel Jules II avait naguère répondu à ses avances et agréé les démarches qu'il multipliait pour lui fournir des troupes, ne dissimulait pas son mécontentement. Le pape, de son côté, lui faisait comprendre que les campagnes militaires n'entraient pas dans le programme de son pontificat. Les événements toutefois le contraignirent à modifier ses plans. Alors que se préparait le conflit qui allait mettre aux prises François Ier et Charles Quint, il y avait des Confédérés dans les deux camps ; mais pendant que Léon X, hésitant comme il l'était par tempérament, ne savait pas lui-même, ou du moins, par ses démarches plus d'une fois contradictoires, ne laissait pas deviner auquel des deux partis il allait finalement se rattacher, Schiner réussit à ramener l'ensemble des troupes suisses au service de la Papauté, et le tout aboutit, en novembre 1521, à la prise de Milan par les troupes coalisées du Pape, de l'Espagne et des Confédérés. On comprend dès lors un peu que, durant les mois qui précédèrent cette victoire, les cantons suisses, conscients de l'importance qu'avait, pour le Pape, leur adhésion à son programme, se soient permis de lui faire comprendre qu'il avait intérêt à ne pas les mécontenter.

[1] Lettre de Fribourg et Berne au Nonce du 10 janvier (l. Miss. H, f. 458v).

[2] D. Miss. O, f. 318.

[3] RM 38, p. 123 (séance du 25 janvier), et MB 8, f. 110 (lettre à Berne du même jour).

au Nonce demeurait par conséquent dans la ligne de la précédente. Sans doute, y disait-on au légat du Saint-Siège, vous avez eu, vous aussi, des frais et nous reconnaissons que, grâce à vous, le pire a pu être évité [1] ; mais le Pape ayant promis à nos Chapitres la moitié des revenus de Filly, nous pensions qu'il ne lui restait plus qu'à tenir parole. Or, tel n'a pas été le cas [2]. Nous consentons à liquider l'affaire en payant 500 ducats, mais nous exigeons une bulle établissant l'annuité qui nous est due [3].

Berne, par lettre du 8 février, donna connaissance à Fribourg de la réponse du Nonce [4]. Elle ne devait pas laisser l'impression qu'il eût pris bien au sérieux la menace de rupture dont on avait envisagé l'éventualité, car, par deux fois, le 21 février et le 2 mars, Messeigneurs de Berne décidèrent de charger les délégués qui se rendaient à Zurich de renouveler auprès de Mgr Pucci la déclaration déjà faite antérieurement : nous nous en tiendrons à la bulle, quand nous l'aurons, et si nous ne la recevons pas, nous nous dégagerons vis-à-vis du Souverain Pontife [5].

Il fallut insister encore. Nous vous signalons, écrivait Berne au Nonce — cette fois-ci avec plus de retenue — en date du 26 avril 1521, que l'accord au sujet de Filly n'a pas encore abouti, sans doute parce que d'autres y mettent obstacle. Veuillez faire expédier l'acte de l'arrangement accepté. Nous vous rappelons que, de notre côté, nous verserons les 500 ducats, comme le capitaine d'Erlach et quelques-uns de nos conseillers — les chefs du contingent bernois parti pour l'Italie, accompagnés du Nonce — vous en renouvelleront l'assurance [6]. A ces derniers, Berne écrivait simultanément : Nous attendons depuis

[1] « Nisi reverendissima Paternitas vestra medelam adhibuisset, inde maiora scandala erroresque provenissent multum enormes ».

[2] « Quia SS. Dominus Noster ecclesiis nostris collegiatis super monasterio Filliacensi de dimidietate fructuum perceptione providere voluit, credebamus nihil aliud restare quam ut Sanctitatem suo provisio locum et efficatiam habere, et verba factis firmare deberent. Quod tamen minime obtentum fuit ».

[3] L. Miss. H, f. 465 et UP 39, nº 72 ; la lettre est du 26 janvier 1521 ; elle n'est signée que par l'avoyer et le Conseil de Berne. L'exemplaire des UP porte, en plus, au bas, le nom du destinataire : « Domino Anthonio Pucci, Episcopo Pistoriensi et apostolico Legato et Nuntio ».

[4] *Correspondance de Berne* (arch. cant. Fribourg) et RM. Be 188, p. 105.

[5] RM. Be 189, p. 5 et 25. Strickler, *Aktensammlung zur schweiz. Reformationsgeschichte*, Bd. I, nº 43, reproduit, datées du 6 mars 1521, les instructions données par Berne à ses députés. Cf. encore RM. Be 189, p. 53 (séance du 14 mars 1521).

[6] L. Miss. H, f. 484v.

longtemps la pièce qui donnera force de loi à l'arrangement pris d'entente avec le Nonce, arrangement aux termes duquel nous verserons 500 ducats au cardinal Fieschi, qui se déclare satisfait et sera dédommagé par ailleurs ; nous n'aimerions pas que le pape nous eût oubliés et que nous en soyons pour nos frais, et c'est pourquoi nous vous prions d'en parler à nouveau à Mgr Pucci [1].

Cette lettre croisa celle, datée de Bologne, du 15 avril, suivie d'une autre, du 22 du même mois, par lesquelles Louis d'Erlach et Rodolphe Nægeli avisaient Messeigneurs de Berne de l'arrivée d'un bref pontifical mettant fin à l'affaire de Filly, bref dont l'expédition suivrait par messager spécial [2]. Berne s'empressa de répondre pour exprimer sa satisfaction ; demandez au Nonce, ajoutait-elle, le contenu de cette pièce, afin que nous sachions à quoi nous en tenir [3]. Cinq semaines plus tard, de Reggio, une nouvelle lettre des chefs du contingent bernois annonçait l'expédition de l'acte si impatiemment attendu [4].

En réalité, il ne fut pas immédiatement envoyé, et mit du moins encore près de deux mois avant de parvenir à ses destinataires. Le 5 juillet, en effet, Berne écrivait à Fribourg : Nous avons chargé nos délégués capitaine et conseillers faisant partie de l'expédition pontificale, de demander l'envoi de la bulle, mais rien n'arrive et nous allons écrire à ce sujet, avec insistance, à Mgr Pucci [5]. Plus exactement, par lettre du même 5 juillet, Berne chargeait le capitaine Rodolphe Hetzel von Lindnach d'intervenir auprès du Nonce pour que soit expédiée la pièce depuis si longtemps promise [6].

Au moment où l'on rédigeait cette lettre, la bulle venait enfin de partir de Rome. Je m'en suis occupé ces jours derniers, écrivait en effet, le 8 juillet, le cardinal Pucci à nos deux villes ; normalement les annates à verser se fussent élevées à 70 ducats, mais le Pape a con-

[1] D. Miss. O, f. 334 ; la lettre est, comme la précédente, du 26 avril.

[2] UP 66, nos 100 et 101.

[3] D. Miss. O, f. 335, lettre du 28 avril.

[4] UP 66, no 104 ; la lettre est du 5 juin 1521.

[5] Arch. canton. Fribourg, *Augustins*, Suppl. 46. Dans cette même lettre, Messeigneurs de Berne déclarent que, du moins jusqu'à l'arrivée du bref, ils ne voient pas la nécessité de changer l'admodiateur de Filly, car cela ne ferait que compliquer la comptabilité. C'était désavouer, sur ce point, les chanoines de Saint-Vincent, qui avaient demandé, en séance capitulaire du 13 mars 1521 (Stiftsman. VI, p. 266), que l'administrateur fût désormais un Bernois. On n'en constate pas moins que, le 20 juillet suivant, c'est un nouveau personnage, Pierre Guidard, qui remplit les fonctions d'admodiateur de Filly (d. Miss. I, f. 19v).

[6] RM. Be 190, p. 67 et d. Miss. O, f. 348.

senti à ce que la pièce fût expédiée sans les signatures officielles, soit donc gratuitement. C'est dire que nous comptons que, de votre côté, vous nous ferez parvenir la convention par laquelle vous renoncez au monastère de Filly [1].

Nos deux villes eurent encore une dernière fois sujet de s'émouvoir : quelques-uns prétendent, écrivaient-elles, le 20 juillet, au nouvel admodiateur de Filly, que le délai suspendant l'interdit étant expiré, nous tombons maintenant sous l'effet de cette censure. Or, par la bulle qu'il a adressée à l'abbé d'Erlach [2], bref que nous avons vu de nos yeux, le Pape a renouvelé, non pas pour une durée déterminée, mais *toties quoties*, l'absolution des censures que nous aurions pu encourir. Nous apprenons d'autre part qu'il en est qui se préparent à s'emparer de Filly par la force et à nous en expulser. Or, par l'entremise du Nonce, nous avons conclu un arrangement avec le cardinal Fieschi ; nous attendons la bulle qui doit nous en apporter la confirmation, après quoi nous remettrons à qui de droit le monastère de Filly ; mais gardez-vous bien de le faire avant d'avoir reçu des ordres précis de notre part ; invitez les religieux à ne pas suspendre les cérémonies du culte divin et à ne pas faire cause commune avec nos adversaires, et montrez-leur la lettre ci-jointe [3]. C'était une communication adressée aux gouverneneurs et baillis du duc de Savoie, par laquelle Berne et Fribourg avertissaient leurs antagonistes que si ceux-ci recourraient à la violence, les deux villes riposteraient, elles aussi, par la force [4].

On n'eut heureusement pas à en arriver là. Le 30 juillet, Berne avisait Fribourg que le cardinal Pucci avait fait parvenir le document qui

[1] UP 52, n° 118.

[2] La bulle du 14 septembre 1520.

[3] L. Miss. I, f. 19v. Déjà, par lettre du 25 mars 1521, Berne écrivait à Fribourg : Nous avons appris que les moines de Filly tiennent compte de l'interdit, et nous nous sommes immédiatement adressés au Nonce, pour que, du moins pendant ce temps béni (on se trouvait à l'entrée de la semaine sainte), les religieux soient libérés de cette contrainte (Arch. cant. Fribourg, *Corresp. de Berne*).

[4] L. Miss. I, 20v. Dans cette lettre, qui est également du 20 juillet, on lit : « Dominationes vestras prece exhortamur quattenus impeditores et eos omnes qui nos et capitula nostra hanc in partem inquietare vellent, compellere velint, quod ab incepta desistant et se de rebus iandicti monasterii nullatenus intromittant, quinimo admodiatorem et ceteros monasterium ipsum inhabitantes pacifica in possessione permittant, nichil violentiarum facti operis seu aliquid eorum attemptantes vel attemptari permittentes, quo occasionem male contentendi habere possint, nam si id fieri et ob id querere ad aures nostras deduci deberent, resolumus nos vim vi repellere et in repulsam iniuriarum manu forti procedere velle. » La veille, Fribourg, plus timide, répondant à une lettre de Messeigneurs de Berne, leur déclarait : nous préférerions que ce fût vous qui terminiez, auprès du duc de Savoie, l'affaire de Filly (RM. 39, séance du 19 juillet).

terminait le conflit relatif à Filly. Pour agir en toute sécurité, nous avons chargé le doyen Löubli [1] d'examiner cette bulle, de consulter en outre des spécialistes à Lausanne et à Genève, de n'accepter le document que s'il arrivait à la conviction que nos Chapitres étaient à l'abri de toute surprise et de remettre alors seulement le monastère de Filly au cardinal Fieschi. Déléguez de votre côté, demandait Berne à Fribourg, l'un de vos chanoines pour se joindre à notre doyen, après quoi nous verserons les 500 couronnes [2].

[1] Louis Löubly, chanoine de Saint-Vincent en 1502, doyen de Berne en 1507, avait été nommé, en 1510, curé de Fribourg, après que Nicolas Bugniet, le plébain de notre ville, eût résigné en sa faveur. Löubly, qui avait promis de venir résider chez nous, ne fit d'apparition à Fribourg qu'à une seule occasion, pour jouer le rôle que l'on sait dans l'affaire de Georges Supersaxo, arrêté peu auparavant, lors de son passage dans notre cité. Après un entretien avec le prisonnier, Löubly parvint à décider son parent, François Arsent, notre ancien avoyer, à favoriser l'évasion de Supersaxo, évasion qui eut lieu dans la nuit du 10 au 11 janvier 1511. L'émoi, dans notre ville, fut considérable. Löubly avait eu soin de quitter nos murs la veille. Arsent, par contre, fut incarcéré. Fribourg s'adressa alors à l'intéressé, à Mathieu Schiner et au gouvernement de Berne. Arsent écrivit, de son côté, du fond de sa prison et fit intervenir parents et amis pour supplier Löubly de renoncer à la cure de Saint-Nicolas, qu'il lui avait aidé à obtenir, espérant que cette démission calmerait l'animosité qui se manifestait contre lui et lui vaudrait sa propre libération. Rien n'y fit : on eut beau souligner aux yeux de Löubly le déshonneur qui avait rejailli sur la cité du fait de sa malheureuse intervention et lui faire remarquer que Messeigneurs ne voudraient plus de son ministère : tout fut inutile. Prétextant que Supersaxo serait parvenu à ses fins par d'autres moyens, si c'eût été nécessaire, Löubly refusa de se dessaisir de la cure de Fribourg et Arsent fut exécuté (18 mars 1511). Notre gouvernement intervint alors de nouveau à Berne, puis, directement et indirectement, auprès du cardinal Schiner, relevant que le doyen de Berne, en favorisant la fuite d'un antagoniste du Saint-Siège, s'était montré l'adversaire de la Papauté. On finit, sur la proposition du gouvernement, par désigner à nouveau, comme curé de Fribourg, Nicolas Bugniet, qui l'avait été précédemment (15 juillet 1512) et Falk, envoyé peu après à Rome, fut chargé de demander au Saint-Siège la ratification de ce choix, un peu irrégulier, on en convenait, puisque le titulaire n'avait pas donné sa démission. Falk, après plusieurs démarches, réussit à obtenir de Léon X, en date du 28 avril 1513, un bref qui confirmait la réélection de Bugniet. — Plusieurs années s'étaient écoulées depuis. Bugniet était mort en 1516 et avait été remplacé, comme curé, par Jacques Goltschi. En voyant Löubly intervenir, en 1521, aux côtés d'un chanoine de Fribourg pour signer l'acte final relatif à l'affaire de Filly, on peut ou bien se demander si le choix du doyen de Berne, comme intermédiaire, avait été heureux ; ou bien conclure, au vu de cette désignation, que les pénibles incidents de jadis étaient maintenant presque oubliés. — Löubly fut, à la Conférence de Baden de 1526, l'un des représentants de l'évêque de Lausanne et l'un des défenseurs de la foi catholique. Il quitta Berne l'année suivante, pour se rendre à Soleure, où il devint chanoine, puis prévôt de la Collégiale (1527). Il y mourut en 1537.

[2] D. Miss. O, f. 359.

Fribourg désigna comme représentant le chanoine Jacques Huber [1]. Pierre Alardet, chanoine de Genève, représentait d'autre part le cardinal Fieschi ainsi que le monastère de Filly [2]. Munis des procurations requises, nos deux chanoines signèrent, le 5 août 1521, la pièce officielle par laquelle le Chapitre de Saint-Vincent et celui de Saint-Nicolas renonçaient au monastère de Filly et recevaient en échange la bulle leur assurant le versement annuel de 500 ducats. On formulait simplement une réserve : un doute ayant surgi au sujet d'un point de rédaction de la bulle, le chanoine Alardet s'engageait, si cette remarque se révélait fondée, à faire corriger la pièce à ses frais.

Malgré sa longueur, cet acte qui termine le conflit dont nous avons raconté les péripéties doit être reproduit ici, du moins dans sa partie essentielle :

In nomine Domini, Amen. Per hoc presens publicum instrumentum cunctis pateat evidenter et sit notum quod anno a nativitate eiusdem Domini 1521, indictione 9., die vero 5. mensis augusti, Pontificatus ... Leonis X ... anno 9. ... personaliter constituti reverendi domini Ludovicus Loubly, decanus ecclesie sancti Vincentii Bernensis, ad infrascripta peragenda, ut quodam publico instrumento per egregium Abraham Schat, clericum Augustensis diocesis sub dat. Barnensis anno Domini 1521, et die 30. mensis Jullii nuper preteriti recepto, subscripto et signato constat, et Dominus Jacobus Wubert, canonicus sancti Nicolay Friburgensis, procurator capituli et canonicorum dicte ecclesie sancti Nicolay de Friburgo, ut constat quodam publico instrumento sub dat. Friburgi anno quo supra et die prima mensis Augusti per egregium Johannem Fuserii clericum gebennensis diocesis publicum notarium recepto, subscripto et signato ex una, necnon rev. D. Petrus Alardeti canonicus Gebennensis et procurator reverendissimi domini D. Nicolay episcopi Albanensis cardinalis de Flisco ac monasterii Filliaci, ordinis sancti Augustini, Gebennensis diocesis, perpetui commendatarii, de cuius procurationis mandato constat quodam publico instrumento per D. Bartholomeum Fenilis, canonicum Forojulien-sem, publicum apostolica auctoritate notarium, sub anno Dni 1517, indictione 5., die vero 21. mensis aprilis recepto, subscripto et signato partibus ex altera, qui quidem domini Ludovicus Loubly et Jacobus Wubert procuratores dictorum dominorum capitulorum et canonicorum Friburgensium et Bernensium insequi volentes concordiam factam ut asseruerunt inter dictum reverendissimum dominum cardinalem de Flisco et prefatos dominos

[1] Sur Jacques Huber, que l'acte de renonciation appelle Wubert, cf. cette *Revue* 1938, p. 133, n. 3.

[2] Pierre Alardet, chanoine de Genève et doyen d'Annemasse, appartenait à une famille originaire du diocèse de Lyon et était le frère de Sybouet Alardet, qui avait épousé une nièce du chanoine Amblard Goyet. Cf. H. Naef, *Les origines de la Réforme à Genève*, p. 28-29.

capitula et canonicos per prelibatum SS. Dominum nostrum papam factam, de qua fit mensio in quibusdam litteris pensionis datis Rome apud Sanctum Petrum anno Incarnationis dominice 1520, decimo kalendas octobris, pontificatus prelibati Dni nostri pape anno 8, super dicto monasterio Filliaci et illius occasione, ex nunc cedunt et renuntiant dicto D. Petro Alardeti, procuratori dicti Rmi D. cardinalis de Flisco presenti et acceptanti, possessioni dicte abbatie Filliaci illamque possessionem eidem D. Petro remiserunt et remittunt per presentes et quam per aliquod tempus dicti capitula et canonici Friburgenses et Bernenses tenuerunt et continuarunt, ut asseruerunt, ratione et pretextu certe aplicationis medietatis illius monasterii Filliaci fructum dictis mensis capitularibus, auctoritate apostolica per Julium secundum factam et per Leonem decimum confirmatam, facte consentieruntque prout consentiunt presentium per tenorem, quod idem D. Petrus Alardeti procurator R^mi D. cardinalis de Flisco possessionem dicti monasterii habere, intrare possit et valeat bonaque, fructus, redditus et proventus percipere et in suos, videlicet cardinalis usus et utilitatem convertere. Et insuper iidem Dni Ludocivus et Jacobus procuratores prefatorum dominorum capitulorum et canonicorum confessi fuerunt habuisse et recepisse, prout habuerunt et receperunt, in mei notarii publici et testium susbscriptorum presentia a Rev. D. Petro Alardeti, canonico Gebennensi et procuratore dicti Rmi D. cardinalis, bullas apostolicas plumbatas reservationis annue pensionis ducentorum ducatorum auri de camera super fructibus, redditibus et proventibus dicti monasterii Filliaci capitulis predictis Bernensi et Friburgensi auctoritate apostolica, de consensu dicti Rmi D. cardinalis auctoritate apostolica reservate, constitute et assignate. Et quia iidem procuratores capitulorum predictorum, ut asseruerunt, aliquantulum de valliditate expeditionis dictarum bullarum pensionis hesitant, ideirco idem D. Petrus Alardeti procurator dicti R^mi D. cardinalis promittit, in eventum in quem dicte bulle pensionis non forent expedite iuxta stillum Romane curie, illas expediri seu corrigi facere suis sumptibus et expensis iuxta stillum Romane curie, ut in similibus bullis reservationis, pensionis fieri solet, et tenebuntur dicti procuratores capitulorum predictorum seu eorum principales infra quatuor menses proximos certificare eundem D. Petrum procuratorem cardinalis de hiis que in illis videbuntur corrigenda ad effectum valliditatis dicte pensionis, quo casu adveniente tenebitur idem D. Petrus Alardeti, a die certiphicationis predicte, infra quattuor menses bullas predictas sibi reddere expeditas in forma qua supra et iuxta stillum Romane curie. Quod si secus fecerint dictumque D. Petrum infra predictum tempus non certificaverint, idem D. Petrus ad bullarum predictarum pensionis expeditionem et correctionem non teneatur. Super quaquidem correctione fienda, si que fiat, dicte partes et quelibet earum stare voluerunt et volunt ordinationi et iudicio Rmi D. Episcopi Lausanensis seu Rmi D. Nicolay de Diesbach [1] coadutore episcopatus Basiliensis totiensque quotiens

[1] Nicolas de Diesbach, protonotaire, fils de l'avoyer de Berne Louis de Diesbach, était né en 1478, Il fut curé d'Aigle, de Bex et de Gruyères, prévôt de Soleure (1500), prieur de Grandson (1500) et de Vaucluse (1502). En 1510,

fuerit ordinatum per eundem Rmum D. Episcopum Lausanensem seu eundem R. D. coadiutorem bullas predictas pensionis non fore bene expeditas illas de novo expediri facere promittit idem D. Petrus Alardeti. Preterea, quia procuratorium RR. DD. capituli et canonicorum Bernensium non est integre confectum sed defficiunt verba sequentia, videlicet « ad cedendum possessioni », idem dictus decanus Bernensis promittit dicto D. Petro Alardeti procuratori predicto tradere et consignare dictum procuratorium correctum infra quattuor menses proximos. Ulterius idem D. Petrus canonicus promisit et promittit quod Rmus D. cardinalis de Flisco principalis suus dictos dominos canonicos et capitula super fructibus perceptis in dicta abbatia Filliaci per eosdem canonicos et capitula, infra sex menses proximos non molestabit. Pro quibus omnibus et singulis premissis observandis dicti domini Ludovicus, Jacobus et Petrus alter alteri respective et contra seipsos et eorum quemlibet eorumque et cuiuslibet ipsorum bona mobilia et immobilia presentia et futura quecunque ubicunque existentia obligarunt et ypothecarunt et quilibet ipsorum respective obligavit, et ypothecavit mutuis stipulationibus hincinde intervenientibus se ipsos et suos predictos curie causarum camere apostolice Domini nostri pape eiusque camerarii, vicecamerarii, auditorum, viceauditorum regentem, locuntenentem et commissarii et aliarum curiarum ecclesiasticarum et scolarum ubilibet constitutarum iurisdictionibus, cohertionibus, juribus, rigoribus, stillis et meris examinibus supponendo et submittendo et quilibet ipsorum, ut supra supposuit et submisit, per quasquidem curias et earum quamlibet, tam coniunctim quam divisim, voluerunt et expresse consenserunt respective se et suos predictos posse et debere cogi et compelli constringi, moneri, exhortari, aggravari et reaggravari et ad brachium seculare deponi, arestari, capi, incarcerari et detineri uno scilicet tempore vel diversis temporibus et per diversorum temporum intervalla usque ad plenariam et integram observationem singulorum promissorum ac omnium et singulorum dampnorum expensam et interesse ob eorundem promissorum non observationem forsan faciendorum, patiendorum et sustinendorum refectionem et restitutionem. Ita tamen quod executio unius curie executionem alterius non impediat nec retardet. Non obstantibus iuredicenti, quod ubi iudicium inceptum est, ibidem finem accipere debet, et qualibet alia juris et facti exceptione in contrarium faciente non obstante. Renuntiaveruntque insuper dicti Domini Ludovicus, Jacobus et Petrus et quilibet ipsorum respective renunciavit omni et cuilibet exceptioni doli, mali, vis, metus, fraudis, lesionis et machinationis in factum, actioni, conditioni ob causam sive causa vel ex iniusta causa exceptionique presentis contractus non sic ut premittitur celebrati et initi, rei aliter geste quam scripte et econtra juri per quod deceptis in

alors qu'Aymon de Montfalcon manifestait l'intention de renoncer à l'évêché de Lausanne, il fut question de lui pour lui succéder (ce projet était attribué au cardinal Schiner). En 1519, il fut nommé, avec future succession, coadjuteur de l'évêque de Bâle (mais il ne reçut jamais la consécration épiscopale). En 1526, il renonça à la prévôté de Soleure et, l'année suivante, à ses fonctions de coadjuteur. Il mourut, en 1550, à Besançon.

suis contractibus quomodolibet subvenitur. Quibusque aliis et singulis cavillationibus et cauthelis, quibus mediantibus contra premissa vel eorum aliqua ipsi domini Ludovicus, Jacobus et Petrus facere, dicere venire aut se tuheri quovismodo possent et quilibet ipsorum respective posset aut sui possent et specialiter iuridicenti generalem renunciationem non valere nisi precesserit specialis et expressa. Et ibidem statim et iuredicenti pro maiori cauthela et tutiori securitate singulorum premissorum omnibus melioribus modo, via, iure, causa et forma quibus melius et efficacius potuerunt et debuerunt suos fecerunt, creaverunt, nominaverunt et sollempniter ordinaverunt et quilibet ipsorum respective fecit, constituit, nominavit et sollempniter ordinavit procuratores, actores, factores negotiorumque suorum infrasciptorum gestores ac nuncios speciales et generales. Ita tamen quod specialitas generalitati non deroget nec econtra, videlicet dominos Thomam Regis, Thomam de Prato, Petrum Mattis, Jacobum Rapini, Casparem Wirt litterarum apostolicarum sollicitatorem et Johannem Charpillet in Romana curia eorum procuratores nec non providos viros dominos Johannem Frumenti, Johannem Carnasquini et Jacobum Apostellum curie causarum camere apostolice notarios omnesque alios et singulos dominos procuratores et notarios qui nunc sunt in Romana curia et pro tempore futuro erunt [1] ...

Acta fuerunt premissa in cimiterio et ante portas ecclesie monasterii Filliaci ... sub anno, indictione, die mensis, pontificatus predictis, presentibus ibidem R. D. Petro Brisseti, canonico Lausanensi, venerabili viro D. Uldrico Guydola, venerabili viro D. Alexandro de Songetto, canonico Filliaci et Urbano Lavonay, clerico Gebennensis diocesis et pluribus religiosis dicti monasterii Filliaci, maiorem et saniorem partem dicti monasterii representantibus, ad premissa vocatis et rogatis [2].

Restait à exécuter la convention et à régler au préalable certains points de détail, ainsi qu'à boucler les comptes de l'administration de Filly.

Le doyen Löubli ayant, à Berne, en séance capitulaire du 14 août 1521, fait part aux chanoines de Saint-Vincent de ce qu'il avait fait au sujet de la résignation du monastère, le Chapitre estima qu'il fallait abandonner au gouvernement le soin de terminer toute l'affaire [3]. Nous ne savons pas quelle fut l'attitude des chanoines de Fribourg,

[1] Et ce verbiage continue. Il y en aurait encore pour plus d'une page, mais sans aucun intérêt pour notre question, et c'est pourquoi nous passons directement à la fin, soit à l'énoncé de la date et des témoins.

[2] Arch. cant. de Berne, *Fach Stift*, parchemin original, d'une écriture très fine, avec copie de l'époque, sur papier. Au bas du parchemin, le notaire, Claude Charpillet, du diocèse de Besançon, atteste avoir assisté à l'arrangement rapporté dans la pièce qu'on vient de lire, acte qu'il écrit de sa main, et en avoir fait exécuter une copie à l'usage des chanoines de Berne et de ceux de Fribourg.

[3] Stiftsman. VI, p. 285.

puisque — nous l'avons dit en commençant — il n'existe pas de procès-verbal des séances capitulaires de cette époque ; mais il est vraisemblable qu'ils auront adopté une ligne de conduite analogue à celle de leurs confrères de Berne. Les uns et les autres semblent d'ailleurs s'être cantonnés, tout le long du conflit, dans une attitude plutôt passive et avoir laissé au pouvoir civil le soin de défendre leurs intérêts.

C'était à eux par contre qu'incombait le soin de verser les 500 ducats promis au cardinal Fieschi. On se demandait si c'était entre ses mains ou entre celles du Nonce que devait s'affectuer le payement [1]. Il en résulta un certain retard. On en fit, de Genève, la remarque, et Messeigneurs invitèrent leurs chanoines à remettre sans délai la somme promise [2].

Les comptes de l'admodiation, eux aussi, ne purent être présentés qu'avec plusieurs mois de retard. Jusqu'à la fin, M. de Coudrée se fit tirer l'oreille pour verser les intérêts qu'il devait [3]. Le caissier, de ce fait, avait de la peine de satisfaire ses créanciers. Ulrich Guidola, pour sa part, ne put rendre les comptes des deux années de son administration qu'au début de 1522. La séance eut lieu à Fribourg, le 20 janvier, en présence d'un conseiller de Berne et des délégués des deux Chapitres [4] ; mais, après coup, les chanoines de Berne, trouvant ces comptes trop succincts, exigèrent qu'ils fussent présentés avec plus de détails et examinés à nouveau [5].

Après quatre ans de contestations [6], de pourparlers et de concessions réciproques, le conflit relatif au monastère de Filly se ter-

[1] GS 1144 *a* et UP 39, n° 74.

[2] RM. Be 192, p. 12 (séance du 23 décembre 1521) et lettre de Fribourg à Berne du 24 décembre (MB 8, f. 122).

[3] Cf. lettre du 1er juin 1520 de Fribourg et Berne à M. de Coudrée (MB 7, f. 103), GS 1149 et les références indiquées ci-dessus, note 1. M. de Coudrée était de trois ans en retard et l'on se proposait d'employer des moyens énergiques pour faire rentrer les intérêts qu'il devait.

[4] GS 1149.

[5] Arch. canton. Fribourg, *Correspondance de Berne*. Lettre du 13 août 1522.

[6] Dès le début, Berne avait eu l'intuition que l'affaire dans laquelle on s'engageait, serait longue et entraînerait beaucoup de frais (lettre du 28 mars 1517 ; ci-dessus, p. 182, n. 3) et lorsqu'elle fut terminée, alors qu'il était question d'entreprendre des démarches analogues au sujet de Romainmôtier, on voit par une phrase d'une lettre du 11 mars 1522 (arch. canton. Fribourg, *Corresp. de Berne* et d. Miss. P, f 35v) quel souvenir cuisant on en avait gardé : mieux vaut céder, déclarait Berne, que de s'engager, cette fois-ci avec l'évêque de Belley, dans des discussions analogues à celles que nous avons eues au sujet de Filly.

minait un peu autrement qu'on ne l'avait prévu, du moins au début : Pierre Goyet demeurait l'abbé commendataire de l'abbaye [1] ; au cardinal Fieschi, les chanoines de Saint-Vincent de et Saint-Nicolas remettaient, une fois pour toutes, la somme de 500 ducats, tandis que, de leur côté, les deux Chapitres allaient recevoir annuellement chacun un montant de 100 couronnes.

A la suite d'un arrangement que les textes, incomplètement conservés, laissent plutôt deviner qu'établir, cette somme fut versée aux chanoines par l'entremise de leur gouvernement, qui le recevait, à son tour, de la Savoie [2], non sans qu'il ait fallu, plus d'une fois, insister pour l'obtenir [3].

Le Chapitre de Berne avait disparu à la suite de la Réforme. Quant à celui de Fribourg, il reçut régulièrement du trésorier de l'Etat, deux fois par an — un versement était, dans la règle, effectué à la saint Jean-Baptiste et l'autre à Noël — un intérêt qui alla en augmentant,

[1] Après lui, soit à partir de 1535, Claude-Louis Alardet, chanoine de Genève, fils de Sybouet Alardet dont il a été question ci-dessus (p. 279, n. 2), fut le dernier abbé de Filly. Dépossédé par les Bernois, en 1536, lors de l'invasion du Chablais, il se réfugia chez le duc Charles III, qui lui confia l'éducation de son fils Emmanuel-Philibert. Il fut, en 1560, élu évêque de Lausanne, mais mourut avant d'avoir été consacré (cf. ci-dessus, p. 209).

[2] Bien que le nom de Filly ne soit pas prononcé, c'est vraisemblablement de notre monastère qu'il s'agit dans cette annotation du trésorier de Berne qui écrit avoir reçu de la Savoie la pension de 200 couronnes qu'elle est tenue de verser (Arch. canton. de Berne, *Seckelmeisterrechnungen* 1522, 2e semestre). Dans la lettre déjà citée du 24 décembre 1521, Fribourg expliquait à Berne que le trésorier de l'Etat était prêt à encaisser, moyennant une procuration que lui délivreraient les deux Chapitres, la pension à laquelle ceux-ci avaient droit. Le 7 janvier 1523, les chanoines de Saint-Vincent rédigeaient, de leur côté, une procuration pour que soit perçue, à Genève, la somme de 50 ducats qui leur était due au sujet de Filly (Stiftsman. VI, p. 62).

[3] Le 12 août 1528, le gouvernement de Fribourg adresse une réclamation au duc de Savoie (RM 46) ; le 22 décembre de la même année, Berne demande à Fribourg des précisions sur la pension arriérée due aux deux Chapitres (d. Miss. R, f. 126). Le 15 janvier 1537, Fribourg demande à Berne de faire parvenir aux chanoines de Saint-Nicolas, comme par le passé, l'intérêt qui leur revient à propos de l'abbaye de Filly (MB 12, f. 25v). En juillet de la même année, Fribourg invite Berne à faire intervenir le bailli de Thonon pour que soit payée au Chapitre de Saint-Nicolas la somme annuelle qui lui est due (RM 55, séance du 2 juillet 1537) et Berne s'empresse de répondre favorablement (CG, nº 187 ; lettre du 4 juillet 1537). En 1547 encore, il est question (arch. de Turin ; Abbazie ; Filly, liasse inventoriée, nº 6) de redevances dues à Messeigneurs de Berne, à propos des biens emphytéotiques qu'ils possédaient à Filly.

au fur et à mesure de la dévaluation de notre monnaie. Il était de 225 livres en 1539 ; il passe ensuite à 250, 255, 260 puis 312 livres ; il s'élevait à 320 livres en 1602, au moment où nos chanoines, ayant à verser un capital aux religieux du Grand-Saint-Bernard, comme contre-valeur des églises de notre canton qui furent alors définitivement attribuées au Chapitre de Saint-Nicolas, demandèrent à l'Etat de leur fournir une partie de la somme exigée, ce qui eut comme résultat de ramener à un versement annuel, au lieu de deux, la redevance pour l'abbaye de Filly. L'annuité augmenta encore dans la suite, s'élevant à 350, 400, 450 livres, etc., de telle sorte que, pour nos chanoines, la convention de 1521 continua, longtemps encore, à produire ses effets, conséquence lointaine du système des incorporations, jadis si fréquent et si regrettable.

Certes, le cardinal Fieschi aurait pu s'abstenir d'intriguer, pour s'enrichir, jusqu'au delà des Alpes. On comprend également que le duc de Savoie [1] n'ait pas vu de bon œil Berne et Fribourg chercher à faire attribuer à leurs chanoines les revenus d'un monastère du Chablais, aussi bien qu'on ne peut que donner raison à Fribourg d'avoir protesté contre l'incorporation du prieuré de Payerne à la chapelle du Saint-Suaire de Chambéry [2]. A bien plus forte raison auraient pu s'insurger contre ces annexions, dont ils étaient les victimes, les religieux de ces maisons, si celles-ci avaient conservé la ferveur et la prospérité d'autrefois.

Du long procès que nous avons raconté, il n'est, extérieurement et en apparence, pas resté de traces. La menace de la rupture du contrat militaire passé avec le Saint-Siège ne s'est pas produite ; mais on peut se demander si d'autres scissions, plus profondes et plus graves, n'ont pas été facilitées par le souvenir de ces pénibles controverses comme aussi par celui de l'usage abusif, mais conforme aux coutumes de l'époque, des peines ecclésiastiques, que s'était permis l'antagoniste de nos deux Chapitres. On était, en 1521, à sept ans de l'introduction de la Réforme à Berne. C'est à la lumière de ce rapprochement que les démêlés relatifs à l'abbaye de Filly prennent une signification qui dépasse celle qu'on pourrait, superficiellement, être porté de leur attribuer.

[1] Avec lequel, d'ailleurs, Léon X était apparenté, du fait que son frère, Julien, avait épousé Philiberte de Savoie, fille de Philippe II.

[2] Cf. infra, p. 290.

* * *

Choisissant parmi les innombrables pièces relatives à l'affaire de Filly, nous en reproduisons ici deux ou trois en appendice ; et tout d'abord le procès-verbal de la prise de possession des biens de l'abbaye par les délégués de Berne et de Fribourg [1].

In nomine Domini Amen. Per hoc presens publicum instrumentum cunctis fiat manifestum quod anno a nativitate eiusdem currente millesimo quingentesimo decimoseptimo, indicione quinta, die vero lune, vicesima mensis aprilis, pontifficatus sanctissimi in Christo patris et domini nostri Domini Leonis pape decimi anno quinto, constitutis [2] personaliter, coram me notario publico et testibus infrascriptis, infra tamen muros et conventum monasterii abbacie Filliaci, ante portam illius ecclesie, venerabilibus viris dominis Conrado Krachbeltz, canonico Bernensi pro parte et nomine venerabilis capituli Bernensis, ac Paulo Rapolt, canonico Friburgensi, pro parte et nomine venerabilis capituli Friburgensis, Lausanensis diocesis et quilibet ipsorum, tam coniunctin quam divisin, prout sua cuiuslibet interest, qui rogaverunt et requisierunt reverendum dominum Johannem Grand utriusque juris doctorem, apostolicum prothonotarium, cathedralium ecclesiarum Lausanensis canonicum atque Sedunensis officialemque et vicarium generalem eiusdem, presentem, tanquam auctenticam personam, quathenus prefatos dominos Conradum et Paulum, nomine et pro parte prefatorum venerabilium capitulorum et ecclesiarum sanctorum Vincentii Bernensis et Nycolai Friburgensis, respective poneret et induceret in realem et corporalem possessionem medietatis omnium et singulorum bonorum, possesionum, censuum, reddituum et proventuum predicte abbatie Filliaci, Gebenensis diocesis, vigore bullarum annexationis, unionis et incorporationis eorundem facte prefatis ecclesiis et capitulis earundem sanctorum Vincentii Bernensis et Nycolai Friburgensis pro equali portione per sanctissimum in Christo patrem Dominum nostrum Dominum Julium papam secundum concessarum et confirmatarum per Sanctissimum in Christo patrem Dominum nostrum Dominum Leonem papam supradictum, quibusquidem bullis sepius per prefatum dominum Johannem Grand visis et perlectis, qui attendens ipsorum dominorum canonicorum requisitionem rationabilem et justam fuisse et esse, prefatos dominos canonicos nomine et pro parte predictarum ecclesiarum et capitulorum earundem prout sua, cuiuslibet interest, respective tam coniunctin quam divisin in realem, corporalem et actualem possessionem medietatis omnium et singulorum bonorum, possessionum, fructuum, censuum, reddituum et proventuum sepedicte abbatie Filliaci ad tenorem dictarum suarum bullarum, immisit, imposuit et realiter introduxit palam et publice, quiete et nemine habente titulum contradicente nec se opponente, scillicet per ingressum ecclesie abbatie iandicte Filliaci, porta iam patente apperta et per pulsacionem camapane eiusdem ecclesie,

[1] Cf. ci-dessus, p. 183.

[2] Le manuscrit porte : « constitutus ».

ad cuius effectum ibidem continue et successive venerabilis dominus Petrus Gringalleti, canonicus sacrista ipsius ecclesie, claves chori dicte ecclesie, sacristie et omnium ornamentorum et mobilium bonorum maioris altaris ipsius ecclesie ad manus prefati reverendi domini Johannis Grand voluntarie tradidit et libere remisit, quibus receptis et cum eisdem ipso choro per ipsum dominum Johannem Grand apperto, dictas claves ad manus prefatorum dominorum canonicorum tradidit et dimisit, qui appertis armariis ipsius altaris maioris, calicem, missale, hydrias et alia ornamenta dicto altari pertinentia post amplexum eius apprehenderunt et tractarunt modo supradicto. Deinde prefati domini canonici continue domum prefate abbatie et singula fere eius membra januis eorum iam patentibus et appertis cum ipso domino Johanne Grand ingressi sunt et alia fecerunt in dictis abbatia et ecclesia eiusdem que ad veram possessionem corporalem et actualem quantum ad ius eorum pertinet. De quibus omnibus et singulis prefati venerabiles domini Conradus Bernensis et Paulus Friburgensis canonici nomine et ad opus suarum ecclesiarum et capitulorum suorum jamdictorum prout sua cuiuslibet interest a me notario publico infrascripto litteras testimoniales sive instrumentum publicum huiusmodi et tot quot eis fuit expediens requisierunt et rogarunt. Datum et actum in ecclesia et abbatia atque domo predictis, die, anno, indictione et pontificatus quibus supra, presentibus ibidem verabilibus religiosis dominis Petro Gringalleti sacrista predicto, Jacobo de Ponte, curato de Burdignie, Johanne de Verneto, Aymone de Sales, Mauricio Clerici, Johanne de Aymabigina, Alexandro de Songeto et Johanne de Janasio [1] canonicis regularibus prefate abbatie necnon nobilibus viris Johanne ..... [2] oratore parte magnificorum dominorum Bernensium et Anthonio Filly oratore eciam pro parte magnificorum dominorum Friburgensium Johanne Guillieti castellano et olim admodiatore dicte abbatie Filliaci [3]... et pluribus aliis testibus ad premissa vocatis et rogatis.

Et ego Petrus Golliosi, clericus diocesis Burgensis, auctoritate apostolica notarius publicus, qui predicte requisitioni possessionis, inductionis in realem et corporalem possesionem supradictam et apprehensioni eiusdem modo predicto omnibusque et singulis suprascriptis unacum testibus prescriptis, dum sic ut premittitur fierent et agerentur presens interfui eaque omnia et singula sic fieri vidi et audivi ac in notam sumpsi. Ideo hoc presens publicum instrumentum manu alterius fidelis notarii debite scribi feci et in hanc publicam formam redegi signoque, nomine et cognomine meis solitis et consuetis signavi et subscripsi, in testimonium, vim et robur premissorum rogatus et requisitus.

[1] Le recès de la visite opérée à Filly le 16 avril 1518 (cf. ci-dessus, p. 194, n. 2) constate que les religieux étaient alors au nombre de dix et donne leurs noms sauf celui de l'un d'eux qui n'était pas présent. Ce sont exactement ceux qui sont énumérés ici, à l'exception d'Alexandre du Songet, qui était peut-être le chanoine absent.

[2] Nous ne savons comment lire ce nom ; le manuscrit porte : « exī ».

[3] Suivent les noms d'un certain nombre de témoins.

De quelques jours postérieur à la pièce précédente, voici, daté du 4 mai 1517, l'acte par lequel Berne et Fribourg désignaient les personnages qui seraient chargés de l'administration des biens de Filly [1] :

Gwaltzbrieff Filly Stör

Nos sculteti et consules urbium Bernensis et Fryburgensis presentium tenore notum fieri volumus pariter et manifestum, quod cum in presentiarum, virtute apostolice provisionis, possessionem monasterii Filliacii manibus nostris applicaverimus, ita ut dimidietas fructum et emolumentorum ipsius monasterii et abbatie ecclesiis nostris collegiatis pro forma apostolice bulle, ob id impetrate, pertinere dignoscatur. Ponderantes ergo ut ipsum monasterium, ob carentiam rectoris, dampnum et jacturam pati posset, volentesque singulis prospicere erroribus et gravitatibus, quare hos presentes venerandos et honorabiles viros nostrates, videlicet dominum Ulricum Stör, Prepositum in Villario Monachorum, prope Moretum, et ..... [2] in procuratores mandatariosque nostros constituere et ordinare decrevimus, cum plena et omnimoda potestate et facultate possessionem dicti monasterii ad capiendum, tenendum, nec non bona, census, redditus, servitia, decimas et cetera emolumenta exigendum, recuperandum et levandum. Preterea de vineis, pratis, terris, nemoribus, alpagiis, animalibus aliisque quibuscunque eiusdem monasterii negotiis, rebus et agibilibus agendum, ordinandum et disponendum, quod monasterii et abbatie prefate necessitas exposcit, et nos si coram et presentes essemus agere, facere, ordinare et disponere possemus. Promittentes bona fide id totum datum gratum et firmum habituros nec contra id quoquomodo facturos, non obstantibus... nam et nos omni juri, deffensioni, privilegio quibuscunque etc cautelis et presertim iuri dicenti generalem renuntiationem, non valere nisi precesserit specialis, omni dolo et fraude exclusis. In vim presentium literarum sigillis urbium nostrarum impresso munitarum datum 4 maii anno XVII.

Voici enfin une lettre adressée au Souverain Pontife par le gouvernement de Fribourg. Elle n'est pas datée et se trouve dans le missival [3] après une pièce de 1519, où elle n'est, visiblement, pas à sa place. Elle y a été insérée plus tard. D'après le contenu, on est encore au début du conflit, après la réception du premier bref pontifical, soit donc dans le courant de 1517 [4] :

[1] Lat. Miss. H, f. 208 ; cf. ci-dessus, p. 184, n. 6.

[2] Ici devait être ajouté le nom du procureur désigné par et pour Fribourg, soit Jean Brünisberg.

[3] MB 8, f. 90-90v.

[4] Après que l'on se fût adressé au cardinal Pucci, puisqu'il est question de lui dans la lettre ; comme, d'autre part, elle se termine par ce post-scriptum, qu'il faut écrire également au cardinal Fieschi lui-même, et que, dans une lettre de Fribourg à Berne du 16 juin 1517 (cf. ci-dessus, p. 187, n. 3), notre ville déclare avoir écrit au Pape et au cardinal Fieschi, la première de ces deux lettres est, assez vraisemblablement, la nôtre, qui aurait donc été envoyée un peu avant le 16 juin 1517.

Beatissime Pater.

Humillima usque ad sacratissimorum pedum oscula recommendatione premissa, beatissime Pater, et si ea qua debuimus reverentia tamen non sine gravissimo cordium nostrorum merore breve sanctitatis vestre recepimus, hic subscriti tenoris [1], cuius iterum haud satis possumus admirari, cum sanctitatem vestram neminemque cristiane religionis lateat qua fidei sinceritate pro beatitudine vestra et sancta Sede apostolica ambulaverimus, novit tamen ille summus et optimus Deus sanguinis copiam nostratum in huiusmodi obsequiis nostris fidelissimis effusam. In cuius particularem recompensam felicissime recordationis sanctissimus Dominus noster Julius secundus primum, deinde Sanctitas Vestra dignata est collegiatas ecclesias nostras, quarum tenuissimi sunt redditus, pro divini cultus augmento, dismembratione medietatis fructuum monasterii Filliaci dotare. Cui quidem monasterio, non obstante hac provectatione, pro fratribus ibi Deo famulantibus necnon pro abbate sive administratore competentes fructus remanent. Nunc vero cum, Deo disponente, casus huius dismembrationis per decessum ultimi commendatarii se dederit, cuius pacificam possessionem capitula urbium nostrarum vigore apostolicarum concessionum obtinent, Sanctitas vestra (cum venia scribimus) non audita parte nulloque obsequiorum nostrorum et missionum sustentarum habito respectu, pretactas ecclesias nostras eorum apostolico et maxime Sanctitatis Vestre munere frustrare intendit, persuasione non Reverendissimi Domini cardinalis de Flisco, sed aliorum qui rebus nostris publicis parum favent, et ut Sanctitas vestra huius cause nostre plenariam habeat informationem, hunc decrevimus eidem facere discursum. Cum enim universe lige nostre Helvetiorum ad Sanctissimum Dominum nostrum Julium predecessorem vestrum Bononiam usque oratores missi fuissent, placuit Sanctitati sue monasterium Paterniaci [2] Lausanensis diocesis, cuius redditus et proventus in iurisditionibus nostris in magna quantitate recipiuntur, mensis capitularibus ecclesiarum nostrarum, quarum unam, videlicet Fryburgensem, sua sanctitas tunc in collegiatam erigebat, unire et annexare, cuius unionis supplicationes signatas oratores nostri penes quendam Reverendissimi Domini nostri cardinalis Sedunensis sollicitatorem dimiserunt, occupata vero postmodum a Gallis Bononia, nullam huius expeditionis potuimus invenire memoriam. Quoniam etiam illustrissimus Dominus Dux Sabaudie, confederatus noster (quem et impeditorem moderne dismembrationis Filliaci suspicamur), suis favoribus procuravit ut monasterium Paterniaci capelle dominici Sudarii Chamberiaci interim annecteretur, expulsis deinde tunc ab Italia Gallis, cum ipse Sanctissimus Dominus noster Julius nostrae Helvetie oratores Romam ascivisset, anno nondum ab annexatione Paterniaci elapso, ita ut eadem revocari potuisset, et facilliter per tres oratores nostros a Sua Sanctitate pro eius erga nos solita clementia obtinere videbamur, nisi ex opposito dismembrationem fructuum monasterii Filliaci hii qui pro Sanctitate Sua agebant obtulissent, quorum persuasionem oratores nostri secuuti sunt. Quam

[1] Cette copie du bref pontifical n'est pas conservée avec la minute de la lettre au pape.

[2] Cf. ci-dessus, p. 187, n. 2.

Sua Sanctitas perinde valere statuit et confirmavit illamque postmodum Beatitudo vestra, pro eius erga nos mansuetudine et clementia, ratificare et confirmare dignata est. Horum omnium testem habemus Reverendissimum Dominum Cardinalem Sanctorum quatuor, tunc datarium. Nunc vero, cum nos de Sanctitate vestra et huiusmodi largitione maxime confisi insignes sustinuerimus expensas ecclesieque nostre. Fryburgensis a Sanctitate vestra in collegiatam decorate capitulum erexerimus hecque prima sit portio qua gaudere habet et debet, tam inopinatam a Sanctitate vestra intelligere habeamus huiusve dismembrationis revocationem. Quam si egre feramus haud admirandum est, cum et monasterium Paterniaci in faucibus ditionum nostrarum iacens, cuius aliqua membra penes nos constituta sunt, nobis ut supra ademptum sit, iamque recompensa illius, iure incognito, ecclesie nostre frustrari debeant. Dolemus profecto mirum in modum nostram erga sanctam sedem apostolicam non ponderata ferre merita neminique nisi sanctitati vestre, quam Cristi vicariatum fatemur, dignissime possidere, conqueri statuimus, cuius iustissimum humilius quo possumus exoramus iudicium, sub eius presidium concurrentes, ut dignetur pro sua innata benignitate solitaque erga nos clementia nos ecclesiasque nostras tot et tantis apostolicis indultis minime frustrari permittere, ymo et potius concedere quod, iuxta obtentarum gratiarum tenorem, ecclesie nostre eis utantur et gaudeant, prout eandem Sanctitatem Vastram omnino facturam speramus. Quoniam tentaret Illustrissimus Dominus Dux Sabaudie, confederatus noster, nostrates ab huiusmodi monasterii Filliaci possessione amovere, haud minimam inter nos generaret scandalorum occasionem. Quoniam, si Illustrissima Dominatio Sua fructus abbatie Paterniaci, qui apud et penes iuriditiones nostras sunt, ad capellam Dominici Sudarii in arce sua Chamberiaci obtinere nixus est, non admiretur si ex monasteriis et fructibus sue iuriditionis studuerimus apud Sanctitatem Vestram pro sustentatione ecclesiarum nostrarum acquirere, a quibus nisi ultima sacri palatii vestri auditorum sententia (quam tamen iuribus ecclesiarum nostrarum favere speramus) desistere ullo pacto intendimus. Non enim magni sunt huiusmodi segregationis fructus momenti. Cum autem Beatitudo vestra infinita in sua potestate habeat conferendi beneficia, facillime poterit Reverendissimum Dominum cardinalem de Flisco Dominum nostrum colendissimum alio longe meliori compensare beneficio. Quem Reverendissimum Dominum nobis haud credimus ita fore iratum, ut nos concessionibus apostolicis frustare studeat, cum nullam Sue reverende Dominationi prestiterimus sinistram occasionem, ymo ad eius obsequia nos offeramus paratissimos. Hanc nostram per necessariam pro ecclesiis nostris excusationem Sanctitas Vestra non nisi ab obedientissimis eiusdem filiis expositam fore existimet. Cuius cum semper fuerimus humilimi servitores nos ad maiora sue Sanctitatis obsequia reddet promptiores prout a venerabili domino Nicolao domino nostro etc. [1].

Scribendum est bono modo Reverendissimo cardinali de Flisco.

[1] *Sic ;* la lettre est inachevée ; il y manque quelques mots. Nous avons, dans notre transcription, supprimé nombre de majuscules.

Kleiner Beitrag — Mélange

Das Ordensverbot der schweizerischen Bundes-Verfassung (Art. 12) und der Heilige Stuhl

Gemäß Art. 12 der Bundesverfassung dürfen « die Mitglieder der Bundesbehörden, die eidgenössischen Zivil- und Militärbeamten, die eidgenössischen Repräsentanten und Kommissarien, sowie die Mitglieder kantonaler Regierungen und gesetzgebender Behörden ... von auswärtigen Regierungen weder Pensionen oder Gehalte, noch Titel, Geschenke oder Orden annehmen ... Im schweizerischen Heere dürfen weder Orden getragen, noch von auswärtigen Regierungen verliehene Titel geltend gemacht werden. Das Annehmen solcher Auszeichnungen ist allen Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten untersagt ... ».

Entgegen einer ziemlich weit verbreiteten Ansicht bezweckt dieser Artikel nicht etwa, wie Art. 4, eine äußere Gleichstellung der Bürger [1], sondern er soll ein wirksames Mittel zur Bekämpfung ausländischer Einflüsse darstellen. Da nämlich die erwähnten Verbote sich auf bestimmte Kategorien von Beamten und die allerdings einen sehr weiten Personenkreis umfassende Armee beschränken, sind alle andern Personen davon ausgenommen ; das Verbot richtet sich also nicht an alle Bürger. Wieweit die erwähnte Absicht praktisch trotzdem erreicht wird, ist schon eine recht diskutable Frage. Ganz abgesehen davon, daß ein solches Verbot als Ausdruck eines bemerkenswerten Mißtrauens in die moralische Integrität der höchsten Magistrate des Landes betrachtet werden könnte, entspricht es den tatsächlichen Verhältnissen unserer Tage in keiner Weise.

Nun ist in verschiedenen Fällen der Praxis der Text des Art. 12 durchaus widersprechend ausgelegt worden, und es mag vielleicht nicht überflüssig sein, verschiedene Aspekte des Problems zu beleuchten.

Da der Art. 12 bereits in der Verfassung von 1848 stand, 1874 erweitert und 1931 revidiert wurde, darf man wohl annehmen, daß er nunmehr mit aller erforderlichen Klarheit ausdrückt, was er tatsächlich sagen will. Das wesentliche Kriterium ist demnach, daß die unter das Verbot fallende

[1] Es dürfte keine gesetzliche Handhabe bestehen, diese Bestimmungen auch auf Ausländer anzuwenden, die nach den gesetzlichen Bestimmungen ihres Heimatlandes zur Führung z. B. von Adels-Titeln berechtigt sind oder bei denen der frühere Adels-Titel nunmehr einen wesentlichen Namensbestandteil bildet wie dieses in Art. 109 der deutschen Reichsverfassung vom 11. August 1919 ausgesprochen wurde. Die schweizerische Praxis ist hier durchaus willkürlich.

Pension etc. von einer « auswärtigen Regierung » herrühren muß. Wenn dieser Begriff im Jahre 1848, zu einer Zeit also, wo zahlreiche Staaten noch absolutistisch regiert wurden, einigermaßen eindeutig gewesen sein mag, so ist dies heute in keiner Weise mehr der Fall. Schon die ältere Maxime sagte : « le Roi règne mais ne gouverne pas » ; heute, im Zeichen überall bestehender Verfassungen, sind Staatsoberhaupt und Regierung in der Mehrzahl der Fälle nicht mehr identisch. Wenn also 1931 die Bezeichnung « auswärtige Regierung » im Art. 12 beibehalten wurde, so ist dieser Begriff staatsrechtlich zweifelsohne wesentlich enger geworden als er es 83 Jahre vorher gewesen war.

Nun boten Geschichte und Bedeutung des Art. 12 der Bundesverfassung das Thema einer Dissertation [1], in welcher zwar nicht die Wandlung des Begriffes einer « auswärtigen Regierung » erwähnt wurde, dagegen eine Reihe von Interpretierungen suggeriert worden sind, die in dem eindeutigen Ausdrucke des Verfassungstextes keine Stütze finden. Wenn in jener Publikation z. B. gesagt wird [2], das Kriterium müsse darin gesehen werden, daß der Staat eine Verleihung beeinflussen *konnte*, so ist damit der Willkür Tür und Tor geöffnet. Dann müßte man das Verbot sicher auch auf sog. akademische Ehrungen ausdehnen [3], die man aber davon ausnehmen möchte [4], obwohl die Verleihung des Ehren-Doktors selbst in der Schweiz nicht immer von politischen Einflüssen frei sein soll, wie es auch allgemein bekannt ist, daß ein vor Kurzem verschwundenes Staatsoberhaupt, das zugleich die einzige tatsächliche Regierungsgewalt in jenem Lande verkörperte, seinen bevorzugten Photographen zum Ehren-Professor machen ließ. Die Anstaltsgewalt einer Hochschule ist, historisch wie juristisch betrachtet, ohne Zweifel eine Delegation seitens des Papstes [5], des Kaisers [6], oder der errichtenden Autorität [7].

So sehr es sich also bei einer sog. akademischen Ehrung um eine staatliche Auszeichnung durch Delegation oder irgendwelche Beeinflussung seitens der errichtenden Autorität handeln kann, was Piaget sichtlich ent-

[1] *Etienne Piaget*, « Das Pensionen-, Titel- und Ordensverbot des Art. 12 der schweizerischen Bundesverfassung » (Diss. jur. Zürich, genehmigt auf Antrag von Prof. Dr. Z. Giacometti), Turbenthal 1936.

[2] S. 89.

[3] Die Schweizerische Depeschenagentur (s. Gazette de Lausanne, 7. Juli 1945) spricht ohne Bedenken von einem vom Kanton Waadt verliehenen Ehren-Doktor-Diplom. — In konsequenter Durchführung dieser Erkenntnis hat z. B. der sowjetrussische Volkskommissar für Auswärtiges, V. M. Molotov, den Titel eines Ehren-Doktors der Universität von Californien abgelehnt (Journal de Montreux, 5. Mai 1945).

[4] *Piaget*, S. 86.

[5] *Gustav A. Seyler*, « Geschichte der Heraldik », Nürnberg 1885-89, S. 362. — Zumindest can. 1377 C. J. C. hätte in Zürich bekannt sein müssen.

[6] *A. v. Wretschko*, « Die Verleihung akademischer Grade durch den Keiser seit Karl IV. », Weimar 1910.

[7] *Antonio Brillo*, « Brevi memorie sulla università di Padova », im Bollettino Ufficiale della Consulta Araldica, Rom 1898, S. 261 sq. (besonders S. 271).

gangen ist [1], so möchte er aus einer Einstellung heraus, auf die man noch zurückkommen muß, z. B. in dem Titel eines päpstlichen Ehrenkämmerers eine den Bestimmungen des Art. 12 unterliegende Bezeichnung sehen [2]. Hiebei hat er nun wieder völlig übersehen, daß der päpstliche Ehrenkämmerer di spada e cappa seine Bezeichnung im Gegensatz zu dem höher rangierenden Geheimkämmerer führt, aber ebenso wie dieser zu gelegentlicher Dienstleistung in der päpstlichen Anticamera herbeigezogen wird, so daß es sich also sehr wohl um einen Amtstitel handelt. Oder meint er etwa die Würde eines Ehrenkämmerers in abito paonazzo ? Dann kann er auch gleich die Verleihung der Bischofswürde ohne effektive Diözese beanstanden ! Praktisch kommen solche Verleihungen an Personen, die dem Art. 12 unterliegen, freilich nicht vor.

Ganz besonders vage sind aber die Vorstellungen, die nicht nur bei Piaget, sondern scheinbar auch bei verschiedenen Amtsstellen darüber herrschen, was ein Orden ist. Das ist um so bedauerlicher, weil die Orden, viel eher als die längst keine Rolle mehr spielenden staatlichen Pensionen oder die sporadisch vorkommenden Fälle von Titel-Verleihungen, für die mit dem Auslande in Berührung stehenden Schweizer in Frage kommen könnten. Hält man sich an den Wortlaut des Art. 12, so spricht dieser lediglich von verliehenen Orden. Wenn Verdienst-Orden im Allgemeinen wohl als Ehrenzeichen höherer Kategorie anzusprechen sind, so sind sicher Ehrenzeichen und Verdienst-Medaillen, juristisch betrachtet, keine Orden ; sie werden ja gerade bei den Gelegenheiten verliehen, bei denen ein Orden aus diesem oder jenem Grunde nicht in Frage kommt. Wenn schon dieser Unterschied häufig nicht gemacht wird, so müßte man doch annehmen können, daß zumindest der Gesetzgeber über die nötigen juristischen Kenntnisse verfügte, um sich unzweideutig ausdrücken zu können. Wenn er also nur von « Orden » spricht, so sollte man vermuten, daß er reine Ehrenzeichen und vor allem Medaillen für zulässig hielt. Dem widerspricht nun aber die Praxis des Bundesrates [3], der es vielmehr darauf abzustellen scheint, von welcher Stelle die Auszeichnung nicht nur verliehen, sondern gar gestiftet sei [4]. Eine solche Auslegung erscheint abwegig, da sie im Wortlaut des Art. 12 keine Handhabe findet. Selbst wenn man das Verbot, entgegen

[1] Die Mitglieder der päpstlichen Akademie der Wissenschaften, also zweifelsohne einer akademischen Körperschaft, werden direkt vom Papste ernannt und führen den Titel « Excellenz » (Annuario Pontificio, 1941, S. 885). Hätte also ein Professor der E. T. H. diese ihm am 5. Dezember 1942 zuteil gewordene Ehrung (siehe Neue Zürcher Zeitung, 12. Dezember 1942, und Annuario Pontificio, 1943 sq.) annehmen dürfen ? (siehe *Piaget*, S. 66 für nein ! S. 86 für ja !).

[2] S. 86.

[3] Siehe Beispiele bei *Piaget*, S. 87 sq.

[4] Das durch kgl. ital. Dekret vom 24. Oktober 1941, Nr. 1458, gestiftete Anciennitäts-Kreuz für das Personal der Association der italienischen Ritter des souv. Johanniter-Ordens wird vom Präsidenten dieser Association ohne jede Regierungseinwirkung verliehen. Das vom Bundesrat angenommene Kriterium ist also irreführend.

dem klaren Wortlaut des Verfassungsartikels, nicht auf (Verdienst-)Orden beschränken, sondern auch auf die dort nicht erwähnten Ehrenzeichen ausdehnen wollte, so fallen unter diesen letzteren Begriff in keinem Falle (und schon gar nicht unter den ersteren) reine Erinnerungs-Medaillen, die aber Piaget in seinem ikonoklastischen Übereifer ebenfalls einbegriffen wissen möchte [1]. In jedem Falle kann man an der Feststellung nicht vorbeigehen, daß das Ordens-Verbot dem Zweck des Art. 12, d. h. der Verhinderung der Beeinflussung schweizerischer Magistrate und Militärs seitens des Auslandes, heutzutage in keiner Weise mehr dient. Wenn der Abgeordnete von 1846, den Piaget beifällig zitiert [2], behauptete, daß Auszeichnungen gefährliche Abhängigkeit vom Auslande bewirken und daß « Dienst Gegendienst, Gefälligkeit Gegengefälligkeit » hervorrufe, so heißt das doch wohl schon damals, ganz bestimmt aber heute, den Sinn der Auszeichnung geradezu umkehren : nicht um eine Gefälligkeit zu erhalten, wird ein Verdienst-Orden verliehen, sondern weil der nunmehr ausgezeichnete Dienst bereits geleistet wurde, nicht also ad hoc, sondern propter hoc ! Wie sehr es sich schon früher nicht um die Verhinderung von fremden Einflüssen, sondern um die in diesem Zusammenhang aber geleugnete Gleichmacherei seitens jener Leute handelte, die weder hier noch dort Verdienste aufzuweisen hatten, dies zeigt das auch von Piaget [3] als abschreckend zitierte Beispiel des Berner Schultheißen Friedrich v. Mülinen : diesem wurde unter der Restauration vom Kaiser von Österreich der Grafen-Titel verliehen ; der König von Frankreich schenkte ihm sein Bild, und vom König von Preußen erhielt er den Roten-Adler-Orden 1. Klasse. Da diese drei Fürsten in der Schweiz notorisch eine einigermaßen entgegengesetzte Politik betrieben, müßte man also abwägen, welche der drei Auszeichnungen am ehesten geeignet war, den Berner Staatsmann zu beeinflussen ! Hiedurch wird bereits die ganze Argumentation Piagets ad absurdum geführt : bei *einem* Orden mag sich der Beliehene noch in eine Richtung gezogen fühlen, obwohl es sich um nichts anderes als die sichtbare Anerkennung bereits geleisteter Dienste handelt ; bei zwei und mehr Dekorationen verschiedener ausländischer Mächte würde aber bereits eine heilsame Neutralisierung eintreten ! Wie wenig das Ordens-Verbot praktisch, selbst bei der Armee, eine Wirkung hat, das zeigt der Fall eines höheren Offiziers, von dem man kürzlich in der Zeitung lesen konnte [4], daß er mit der Genehmigung des Bundesrates in einer fremden Armee Dienst geleistet, dort das Komtur-Kreuz eines Verdienst-Ordens und zahlreiche andere Auszeichnungen erhalten habe, und sogar noch vor ein paar Monaten, sechs Jahre nach seiner Rückberufung in den eidgenössischen Militärdienst, mit einem ausländischen militärischen Ehren-Titel ausgezeichnet wurde.

Der Gesetzgeber wie sein Interpret haben gar nicht in Erwägung gezogen, daß es Ordens-Verleihungen von Souveränen gibt, auf die ihre eigene Staatsregierung nicht den geringsten Einfluß besitzt : und gerade

[1] S. 90. [2] S. 37. [3] S. 27.
[4] Gazette de Lausanne, 12. Mai 1945.

das sind jene Orden, welche, wenn sie je einem Schweizer zukämen, am meisten Aufsehen erregen würden ! Die großen englischen Hof-Orden z. B., wie der Hosenband-Orden, werden ohne jede Einwirkung der Regierung verliehen [1], und ein so ausgesprochen zum Verdienst-Orden gewordener wie der vom Bade wird nach dem Gutdünken des Königs verliehen, ohne daß die Regierung immer von ihr etwa gewünschte Ernennungen erreichen könnte [2].

Der Gesetzgeber wie sein Interpret haben ebenfalls nicht berücksichtigt, daß es Verleihungen von ausgesprochenen Verdienst-Orden geben kann, die in keiner Weise von einer Staatsregierung her rühren, bei denen eine Staatsregierung überhaupt nicht besteht, die aber in ungleich erheblicherem Maße als dies bei einer chilenischen oder liechtensteinischen Auszeichnung je der Fall sein könnte, ihren Träger in seiner politischen Haltung abzustempeln geeignet sind : es handelt sich um Verdienst-Orden, die von depossedierten Fürsten verliehen werden, die also in offenem Gegensatz zu den von der Eidgenossenschaft anerkannten Regierungen stehen können. Solche Fälle sind wiederholt eingetreten, ohne von Art. 12 erfaßt zu werden [3], und können theoretisch auch heute noch vorkommen [4].

Hier erhebt sich nun auch die Frage, ob von dem Heiligen Stuhl ausgehende Verleihungen unter den Art. 12 fallen [5]. Piaget [6], obwohl er, Giacometti [7] folgend, die Staatlichkeit der Vatikan-Stadt verneint, ist der Ansicht, die vom Heiligen Stuhle verliehenen Auszeichnungen unterlägen

[1] Unter den gegenwärtig lebenden 29 Rittern (Whitaker's Almanack, 1944, S. 259 ; abzüglich fünf inzwischen Verstorbener) befindet sich außer vielleicht dem Grafen Baldwin kein einziger, dessen Berufung wegen seiner politischen oder anderer Verdienste erfolgt wäre. Das will natürlich nicht sagen, daß die Markgrafen von Londonderry und Zetland oder der Graf von Halifax solche Verdienste nicht hätten ; aber sie gaben für diesen Orden nicht den Ausschlag.

[2] « The letters of Queen Victoria », herausgegeben von *A. C. Benson* und dem *Burggrafen von Esher*, 3. Serie, 2. Band, S. 357.

[3] Siehe z. B. die vom König beider Sizilien nach 1861 an Schweizer verliehenen Orden, bei *Albert Maag*, « Geschichte der Schweizertruppen in neapolitanischen Diensten (1825-1861) », Zürich 1909, S. 711 (für einen eidg. Obersten !).

[4] Die Verleihung ihrer Haus-Orden, die in vielen Fällen (wie z. B. bei den kgl. und fürstl. Haus-Orden von Hohenzollern) auch Verdienst-Orden sind, durch vormals regierende deutsche Fürsten wurde noch von einem späteren Reichsminister und Vorsteher der Reichskanzlei wie SS-Obergruppenführer nicht als im Gegensatz mit Art. 109 der deutschen Reichsverfassung vom 11. August 1919 stehend angesehen (*H. H. Lammers*, « Dürfen die ehemals regierenden deutschen Fürsten auch heute noch ihre Hausorden verleihen ? » Der deutsche Herold, Berlin 1928, S. 76 sq.).

[5] Die Nazis haben sich vorsichtigerweise aus der Affäre gezogen, indem sie in ihrer einschlägigen, Piaget übrigens unbekannten Gesetzgebung, immer von auswärtigen Regierungen « oder dem Papste » sprechen (Verordnung vom 14. Nov. 1935, im Reichs-Gesetz-Blatt, I, S. 1341).

[6] S. 77 sq.

[7] *Zaccaria Giacometti*, « Zur Lösung der römischen Frage », in Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, 1931, S. 36 sq.

dem Art. 12, da jener « Völkerrechtssubjekt » sei. Wenn man, wie Piaget, annimmt, der Heilige Stuhl habe nach 1870 [1] aufgehört, eine Staatsregierung zu sein, so genügt doch nun wirklich nicht der einseitige Willensakt einer anderen Regierung [2], um ein « Völkerrechtssubjekt », sei es auch sui generis, hervorzubringen !

Zur Souveränität ist freilich der effektive Besitz eines völlig unabhängigen Territoriums nicht notwendig. Man denke nur z. B. an den Souveränen Orden des Heiligen Johannes von Jerusalem [3], der bereits seit 1522 nicht mehr im Besitze eines souveränen Territoriums ist [4]. Trotzdem wird er auch heute noch von einer ganzen Reihe von Staaten als souverän anerkannt, sei es, daß der Orden bei ihren Regierungen Gesandte unterhält [5], sei es, daß diese bei dem Großmeistertum des Ordens einen Gesandten akkrediert haben [6]. — Dieser Orden nimmt nicht nur Mitglieder verschiedener Kategorien auf, sondern verleiht auch reine Dekorationen [7], die also

[1] Man wird an die « Organisierung » moderner Volksbefragungen in benachbarten Ländern erinnert, wenn man sich vergegenwärtigt, daß von den 723 121 Einwohnern des Patrimonium Petri (Almanach de Gotha, 1870, S. 868) 133 681 für und 1507 gegen die Annexion stimmten. Aber die restlichen 587 933 ?

[2] Das italienische Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 (siehe seinen Text z. B. im Annuaire Pontifical Catholique, Paris 1900, S. 108 sq.) wurde vom Heiligen Stuhle nie anerkannt.

[3] Die vom Ordens-Stamme unabhängigen Organisationen des Groß-Priorates im Britischen Reiche und der preußischen Ballei Brandenburg gehen in rechtlicher Hinsicht auf Anerkennungs- bzw. Stiftungsurkunden der betreffenden Landesfürsten zurück.

[4] Malta war Lehen des Königs von Sizilien mit merum et mixtum imperium, (*Luigi Rangoni Machiavelli*, « Cessione delle isole Maltesi all'Ordine Gerosolimitano », Zeitschrift des Ordens, Rom 1937, Nr. 3, S. 8 sq.), und Münzrecht durch kaiserl. Verleihung (*Edouard-Henri Furse*, « Mémoires numismatiques de l'Ordre souv. de Saint-Jean de Jérusalem », Rom 1885, S. 133 und 404).

[5] Siehe Almanach de Gotha, 1944, S. 1016.

[6] Für dieses letztere, weniger bekannte Detail, siehe die Zeitschrift des Ordens, 1938, Nr. 8, S. 3. — Über die souveräne Stellung des Ordens im allgemeinen : *Vincenzo Castello*, « L'Ordine di S. Giov. Batt. di Gerusalemme è stato fin dalla sua origine Sovrano », Catania 1790 ; *U. Lampert*, « Die souveräne Stellung des Malteser-Ordens », Bern 1926 ; *Alberto Serino*, « Stato dell' Ordine di Malta nella comunità giuridica internazionale », Zeitschrift des Ordens, 1940, Nr. 2, S. 6 sq. ; *Giorgio Cansacchi*, « La personalità di diritto internazionale del S. M. Ordine Gerosolimitano », Diritto ecclesiastico, 1936, Nr. 3 und 4 ; *Alessandro Visconti*, « La sovranità dell' Ordine di Malta nel diritto italiano », Rivista di diritto privato, 1936, Nr. 4 ; *G. Biscottini*, « Sulla condizione giuridica dell' Ordine di Malta », Archivio storico di Malta, 1939, Nr. 1.

[7] Nach *Mario Gorino Causa*, « Titoli nobiliari e ordini equestri pontifici », Turin 1933 (Sonderdruck aus den Atti della Reale Accademia delle Scienze di Torino, Bd. 68, 1932-33), S. 53, wäre bereits das Magistral-Kreuz des Ordens eine reine Verdienst-Auszeichnung. Als Auszeichnung ist dieses jedoch nur zu betrachten, wenn es motu proprio des Großmeisters (und dann meistens ohne das Recht zum Tragen der Uniform) verliehen wird. Es ist dagegen auch, ganz wie in den allermeisten Fällen (denn auch hier gibt es Ausnahmen, wie für das

wohl von einem Völkerrechtssubjekt ausgehen, ohne daß von einer Staatsregierung die Rede sein könnte. Sie fallen also in keinem Fall unter Art. 12 der schweizerischen Bundesverfassung.

Wie liegt nun aber der Fall bei dem Heiligen Stuhl ? Seine Stellung vor 1870, zumindest im Besitze des Patrimonium Petri, ist in dieser Beziehung nie diskutiert worden. Nach der italienischen Annexion und dem Erlaß des Garantie-Gesetzes glaubte man jedoch in ihm ein besonderes Phänomenon des Völkerrechts erblicken zu sollen : seine Existenz als Staat habe aufgehört, dagegen genüge der ihm durch das italienische Garantie-Gesetz zuerkannte Charakter, um ihn zum Völkerrechtssubjekt zu machen [1]. Besonders auf das Verschwinden der Staatlichkeit wurde begreiflicherweise der größte Wert gelegt, zunächst einmal, um die völlige politische Einigung Italiens zu demonstrieren, aber auch in erheblichem Maße, um dem Heiligen Stuhl mit aller Deutlichkeit zu verstehen zu geben, daß er in Rom eben nur geduldet sei und ohne die « Toleranz » der italienischen Regierung weder Gesandte aussenden noch empfangen könne. In der Praxis hat man allerdings nur zu oft konstatieren müssen, wie prekär die Lage des Heiligen Stuhles und wie wenig er gegen den Willen der italienischen Regierung in der Lage war, seine Funktionen unbehindert auszuüben [2]. Daß sich kein Staatsrechts-Lehrer an einer italienischen Universität gefunden hat, um etwas anderes zu behaupten, als daß die weltliche Souveränität des Heiligen Stuhles mit dem Jahre 1870 aufgehört habe, das mag sich dadurch erklären lassen, daß ihn die Vertretung einer entgegengesetzten Ansicht seine Stellung gekostet haben würde. Daß infolge des Kulturkampfes weder in der Schweiz noch in Deutschland man es der Mühe wert gefunden hätte, eine andere Ansicht zu äußern, mag bedauerlich erscheinen, wird aber kaum überraschen, wenn noch heute in einer rechtsgeschichtlichen Untersuchung konfessionelle Ressentiments mitsprechen können [3]. Ohne daß eine große geistige Anstrengung nötig gewesen wäre, hätte aber außer den

Großkreuz) das Ehren- und Devotionskreuz, ein Zeichen des Adels seines Besitzers, wenn dieser die hiefür vorgeschriebenen Proben (in der Regel zumindest 200jähriger Adel in direkter männlicher Aszendenz) abgelegt hat (Zeitschrift des Ordens, 1938, Nr. 5-6, S. 14). — Die zwei unteren Klassen des Donat-Kreuzes, die Verdienst-Medaillen wie die, nur im Groß-Priorat von Böhmen und Österreich verliehenen, Verdienst-Kreuze sind stets reine Dekorationen.

[1] *Anzilotti*, « Corso di diritto internazionale », Rom 1923, S. 79.

[2] Man denke nur an die Notwendigkeit für die Repräsentanten der Zentralmächte beim Heiligen Stuhl, während des ersten Weltkrieges Rom zu verlassen.

[3] *Piaget*, S. 79 (auch Anm. 13). — Der immer sehr pro-preußische Almanach de Gotha beeilte sich bereits 1872, die Kardinäle zu bloßen « Kirchen-Beamten » zu stempeln, wobei er sich auf « competente » Autoritäten des Zivil- und kanonischen Rechtes zu stützen vorgab (1873, S. III), ohne daß ihm der Gedanke gekommen wäre, daß selbst ein souveräner Fürst sehr wohl in mancher Beziehung Untertan eines anderen sein kann (die souv. Fürsten von Liechtenstein und Monaco waren z. B. erbliche Mitglieder des österreichischen Herrenhauses, bzw. der französischen Pairskammer). Bei dieser anfechtbaren Ansicht beharrte die Redaktion bis zu dem im Jahre 1944 durch die Nazis erzwungenen Ende des Almanachs.

weiter zurückliegenden Fällen der Stuart-Könige nach der Revolution von 1688 oder Ludwigs XVIII. während seines Exiles die folgende Parallele in Erinnerung kommen müssen.

Nach den revolutionären Umwälzungen von 1859-61 waren eine Reihe italienischer Fürsten ihrer Länder verlustig gegangen. Wir wollen uns hier darauf beschränken, den markantesten Fall etwas näher zu untersuchen, jenen des Königs beider Sizilien. Nach dem Verluste seiner letzten Festung im Jahre 1861 [1] besaß er keinerlei Territorium, unterhielt jedoch weiter eine Regierung wie diplomatische Vertreter an anderen Höfen, und auswärtige Minister waren bei ihm akkreditiert [2]. König Franz II. fuhr bis zu seinem 1894 erfolgten Ableben fort, sämtliche Orden seiner Krone und sogar Adels-Titel [3] zu verleihen, worin ihm sein Halb-Bruder und Erbe, der Graf von Caserta, folgte [4]; diese Ordens-Verleihungen wurden auch in Ländern, mit denen das Königreich Italien reguläre diplomatische Beziehungen unterhielt, ohne weiteres anerkannt [5].

Es unterliegt also keinem Zweifel, daß die Souveränität des Heiligen Stuhles durchaus keiner übernatürlichen Erklärung nach 1870 bedurfte, sondern einfach nach Analogie der andern italienischen Fürsten zu betrachten gewesen wäre. Die Ereignisse der letzten Jahre haben weitere Beispiele für diese Ansicht geliefert [6]. Tatsächlich ist aber der Heilige Stuhl niemals der Totalität seines weltlichen Besitzes verlustig gegangen. Selbst die übereifrigen Radikalen von 1870 hatten die Absicht gehabt, den Heiligen Vater im Besitze der Leo-Stadt [7] zu belassen; erst zwei Tage nach der Eroberung von Rom betraten die italienischen Truppen auch dieses Gebiet [8], und zwar über formelles Ansuchen des Kardinal-Staats-Sekretärs Antonelli [9]. Der Palast des Vatikans und das nördlich der leoninischen Mauer bis zu der

[1] Civitella del Tronto, das sich noch mehrere Monate nach dem Falle von Gaeta hielt.

[2] Siehe z. B. Almanach de Gotha, 1866, S. 937.

[3] Siehe z. B. Libro della nobiltà italiana, Rom 1939, 9. Bd., S. 53 (d'Andria).

[4] Der jetzige Chef des Hauses, der Herzog von Calabrien, verleiht lediglich den Konstantinischen St. Georgs-Orden und dieses auf Grund päpstlicher Autorisation (siehe meine Ausführungen in Le Parchemin, Gendbrugge 1939, S. 392).

[5] Siehe z. B. den Kgl. Bayerischen Damen-Kalender auf das Jahr 1914, München, in welchem bei zahlreichen Personen neapolitanische, toskanische und parmesanische Orden angeführt werden, die nach dem Alter der Ausgezeichneten erst im 20. Jahrhundert haben verliehen werden können.

[6] Es wird wohl niemand in den Sinn gekommen sein, die Königin der Niederlande und ihre Regierung von 1941-44 als souverän nur deswegen betrachtet zu haben, weil sie noch im Besitze von Curaçao war, von dem Falle der tschechoslovakischen Regierung ganz zu schweigen, die nicht einmal eine ununterbrochene legale Existenz hatte.

[7] In den « Revelationes Stae Brigittae », Rom 1606, lib. VI, cap. 74, wird tatsächlich dieser Stadtbezirk als der eigentliche Kirchenstaat angesehen.

[8] Bei dieser Gelegenheit fielen ihnen in Folge der Kopflosigkeit der päpstlichen Bureaukratie nicht weniger als 3 Millionen in Gold und Silber in der hinter St. Peter gelegenen Münze in die Hände!

[9] Annuaire Pontifical Catholique, Paris 1904, S. 97.

Urbans VIII. gelegene Gebiet ist hingegen nie von italienischen Soldaten oder Polizisten betreten worden [1]. Der Heilige Stuhl hat also tatsächlich nie aufgehört, ein wenn auch minimales, so doch in jeder Hinsicht souveränes Territorium zu besitzen, wenn es auch in praxi völlig ungenügend zur Ausübung seiner Funktionen war. Jedenfalls brauchte für eine unvoreingenommene Beurteilung seines völkerrechtlichen Status' die ad hoc entdeckte Theorie seiner nur spirituellen Souveränität nicht erfunden zu werden, so sehr dies auch der italienischen Regierung gelegen kommen mochte. So hat auch in der Tat die päpstliche Bureaukratie in denselben Formen weiter bestanden wie vor 1870 [2], und das Sprachrohr des Heiligen Vaters im Verkehr mit den Mächten blieb nach wie vor der Kardinal-*Staats*-Sekretär, was niemand je zu beanstanden gefunden hat, obwohl doch eigentlich ein Staat nach der erwähnten Theorie überhaupt nicht mehr bestand!

Es gehört nicht in den Rahmen der vorliegenden Untersuchung, sich darüber zu verbreiten, wieso trotz der z. B. von Pius VII. unter ähnlichen Umständen stets aufrecht erhaltenen Weigerung und ihrer Begründung [3] es schließlich zu den Lateran-Verträgen vom 11. Februar 1929 kam, die nach Restituierung eines, wie die Erfahrungen des zweiten Weltkrieges gezeigt haben, viel zu kleinen Territoriums [4] seitens des Königreiches Italien, die Organisation eines Staates der Vatikan-Stadt als Restes des Kirchenstaates zur Folge hatte [5].

Da also der Heilige Stuhl nie aufgehört hat, de jure wie de facto auch eine Staatsregierung zu sein [6], könnte es scheinen, als ob Art. 12 der Schweize-

[1] Dieser Umstand hätte dem Verfasser der Zürcher Dissertation als zukünftigem Doktor auch des kanonischen Rechtes wohl nach dem Studium der Gründe für die Konstitution « Praedecessores Nostri », vom 24. Mai 1882, und der dieser beiliegenden Instruktion Leos XIII. bekannt sein sollen, die in jeder Ausgabe des C. J. C. (z. B. 1931, S. 701-721) figurieren!

[2] Die Maßnahmen Pius' X. (Annuaire Pontifical Catholique, Paris 1909, S. 666; *Nik. Hilling*, « Die Reformen des Papstes Pius X. auf dem Gebiete der kirchenrechtlichen Gesetzgebung », Bonn 1909-12) haben im hier interessierenden Zusammenhang nichts wesentliches geändert.

[3] *Louis Madelin*, « La Rome de Napoléon », Paris 1906, S. 668.

[4] Schon durch die Tatsache, daß ein großer Teil dieses Gebietes nie von Italien besetzt war, fällt Giacomettis Behauptung, die Vatikan-Stadt sei « nach wie vor » italienisches Staatsgebiet und lediglich exterritorial (der Vertrag von 1929 macht einen sehr deutlichen Unterschied zwischen den souveränen und exterritorialen Besitzungen des Heiligen Stuhles, was Giacometti entgangen zu sein scheint). Entgegen der von *Giacometti*, S. 36 sq. und nach ihm natürlich von *Piaget* (S. 78, Anm. 5) vorgebrachten Behauptung, übt Italien weder in der Vatikan-Stadt (nur auf dem Petersplatz) die Polizeigewalt aus noch kontrolliert es die auswärtigen Beziehungen des Heiligen Stuhles!

[5] Grundgesetz des Staates der Vatikan-Stadt, in Acta Apostolicae Sedis, 1929, Gesetzesbeilage, Nr. 1, S. 1 sq.

[6] Selbst der Almanach de Gotha führte noch 1873 (z. B. S. 443 : Ver. Staaten, 465 : Argentinien, 481 : Österreich, 512 : Brasilien, 549 : Spanien, 572 : Frankreich) Konsuln des Heiligen Stuhles an, also Funktionäre ohne die geringsten kirchlichen Aufgaben.

rischen Bundesverfassung, wenn auch aus anderen als den von Piaget [1] angenommenen Gründen, ebenfalls auf die vom Heiligen Stuhle verliehenen Auszeichnungen anzuwenden sei [2]. Tatsächlich liegen aber die Dinge nicht so einfach. Der Kirchenstaat sollte niemals ein Staatswesen um seiner selbst willen sein, sondern immer nur dazu dienen, dem Heiligen Vater die Erfüllung seiner überstaatlichen Aufgaben zu erleichtern. Dieser ausschließliche Sinn des Kirchenstaates bestand vor 1870 wie heute, und es ist daher abwegig, wenn Giacometti [3] aus diesem Grunde dem Staate der Vatikan-Stadt den Charakter eines Staates absprechen will, denn in verändertem und zu eng bemessenem Rahmen ist dieser Staat nichts anderes als der Rest des Kirchenstaates, der, wie schon nachgewiesen, auch nach 1870 nicht aufgehört hat, zumindest in einem winzigen Raume, aber noch immer territorial souverän, weiter zu bestehen. Es ist daher auch abwegig, wie dies Gorino annimmt [4], von den Verträgen des Jahres 1929 die Notwendigkeit eines neuen Zweiges des Kirchenrechtes herleiten zu wollen. Die erwähnten Verträge haben an der Position des Heiligen Stuhles nur so viel geändert, daß die italienische Regierung, im Austausch gegen erhebliche Konzessionen seitens des Heiligen Stuhles, ihre einseitige Gesetzgebung von 1871 aufgab und den einzig richtigen Weg einschlug, den von Verträgen zwischen zwei auf staatlichem Gebiete und so weit es rein staatliche Belange angeht gleichberechtigten Partnern. Nun ist aber der Heilige Stuhl zwar eine Staatsregierung [5], aber er ist auch viel mehr : er steht über dem Staat als sichtbarer Repräsentant der Kirche [6]. So wenig es auch den modernen Staatsrechts-Lehrern zusagen mag, etwas höheres als den Staat anzuerkennen, so braucht man nur die historische Entwicklung anzusehen, nur, um im Zusammenhang mit dem Art. 12 zu bleiben, auf den Ursprung z. B. der heutigen Verdienst-Orden zurückzugehen, um zu erkennen, daß sie, wenn

[1] S. 77 sq.

[2] Ein besonderer und in diesem allgemeinen Rahmen nicht zu erörternder Fall ist der einer vor Jahrhunderten erfolgten erblichen Verleihung seitens des Heiligen Stuhles an einen Schweizer : siehe « L'Ordre de l'Eperon d'or » im Schweizer Archiv für Heraldik, 1939, S. 91 sq.

[3] l. c.

[4] Op. cit., S. 3.

[5] *Gorino*, op. cit., S. 28, Anm. 67, enthält eine irreführende Zitierung. Der dort angeführte Text ist nicht Nr. 1, sondern Nr. 2 des can. 267, § 1. Nr. 1, und noch mehr Nr. 3, spricht geradezu gegen die These, die Gorino vertreten zu wollen scheint. — Und was soll man von *Piaget* (S. 79) sagen, wenn er behauptet, die Errichtung einer Nuntiatur in einem Lande, dessen Bevölkerung zu 40 % katholisch ist, sei « durch die Lage nicht gerechtfertigt » gewesen !

[6] Dieses erkennt sehr richtig an letzter Stelle *Giacomo C. Bascapè*, « L'Ordine sovrano di Malta e gli ordini equestri della Chiesa nella storia e nel diritto », Mailand, s. d. (1940), S. 8, wenn er auch als italienischer Professor sich natürlich nicht von der fixen Idee frei machen kann, der Heilige Stuhl habe von 1870 bis 1929 keinerlei Territorium mehr besessen. Überhaupt sind die Schlußfolgerungen dieses Autors auch in anderer Beziehung oft mit Vorsicht aufzunehmen.

auch in unendlich verwässerter Form, in jenen Ritter[1]-Orden des Mittelalters ihre Vorbilder haben, von denen noch einige Reste weiter bestehen[2]. Die Kirche als solche hat stets Rechte in Anspruch genommen und ausgeübt, die nach moderner, wenn auch damit noch nicht historisch begründeter Lehre der Staatsgewalt reserviert sein sollten. Man denke nur an die Verleihung des Palatinats mit Delegierung aller möglichen Rechte seitens des Heiligen Stuhles[3]. So ist es natürlich gänzlich abwegig, wenn man, wie dies Piaget[4] anregt, die Verleihung kirchlicher Ehren-Titel[5] als von einer Staatsregierung ausgehend behaupten wollte : schon die Bezeichnungen, die seitens des Heiligen Stuhles gegeben werden, zeigen zur Genüge, daß er hier nicht als Regierung eines Territoriums, sondern als sichtbarer Repräsentant der über dem Staate stehenden Kirche handelt.

Schwieriger ist die Sachlage im Zusammenhang mit der Verleihung von Verdienst-Orden zu entscheiden. Der Heilige Stuhl scheint tatsächlich einmal die Absicht gehabt zu haben, den Dualismus seines eigenen Charakters, als Repräsentanten der Kirche wie als Staatsregierung, auch in seinen eigenen Orden auszudrücken. Dies geht aus einem wenig bekannten Projekt aus den Jahren 1814/15 hervor, das schließlich nicht zur Ausführung kam[6]. — Der erste moderne Verdienst-Orden des Heiligen Stuhles war dann derjenige des hl. Gregors des Großen, welcher 1831 gestiftet wurde, und der Lage der Dinge nach, wie auch seine Nachfolger[7] oder seine modernisierten Vorgänger[8], und schon ganz besonders nach 1870, für Verdienste um die Kirche oder den Heiligen Stuhl, kaum aber um den verbliebenen minimalen Rest des Kirchenstaates, verliehen wurde, Staat, den der Heilige Stuhl ja auch zur Zeit seiner größten Ausdehnung nur als im Zusammenhang mit seiner dem Kirchen-Regimente dienenden Funktion aufgefaßt wissen wollte. Wenn auch das oben erwähnte Grundgesetz des Staates der Vatikan-Stadt in seinem Art. 20 sich mit dem vom Heiligen Stuhle

[1] Schon zu Beginn des 13. Jahrhunderts erteilten Bischöfe den Ritterschlag : *Achille Luchaire*, « La société française au temps de Philippe-Auguste », Paris, S. 371.

[2] Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte, 1943, S. 394, Anm. 2-5. — Über die Entwicklung der päpstlichen Orden, siehe meine « Contribution à l'histoire des ordres de chevalerie pontificaux », Rivista araldica, Rom 1939, S. 168 sq., und 1940, S. 170 sq.

[3] Siehe meine « Contribution à l'histoire des comtes palatins du Latran », Rivista araldica, Rom 1937, S. 390 sq., und 1940, S. 175 sq.

[4] S. 86.

[5] Piaget ist, wie oben ausgeführt, sich auch darüber nicht klar, was man als *Ehren*-Titel zu betrachten hätte.

[6] *Pietro Savio*, « Gli ordini equestri pontifici della Religione trionfante e della Giustizia trionfante », Aevum, Mailand 1932, S. 285 sq.

[7] Aus dem im Range an dritter Stelle stehenden Pius-Orden wird bei *Piaget* (S. 79) « die höchste Auszeichnung des Heiligen Stuhles, das Großkreuz des Planordens » (sic) !

[8] Am einfachsten informiert man sich hierüber bei *Bascapè*, op. cit. der die Stiftungsurkunden etc. in italienischer Übersetzung wiedergibt.

verliehenen Adels-Titeln und Ritter-Orden [1] befaßt, so zeigt doch andererseits der Umstand, daß der Heilige Stuhl in den Abkommen von 1929 die sie betreffenden Vereinbarungen nicht in den eigentlichen Vertrag, sondern in das Konkordat [2] hat einrücken lassen [3], in welchem Zusammenhang verliehen er sie international aufgefaßt wissen wollte.

Es kann daher wohl keinem Zweifel unterliegen, daß solche Verleihungen seitens des Heiligen Stuhles nicht in seiner Eigenschaft als Staatsregierung, sondern als sichtbaren Repräsentanten der Kirche erfolgen ; die Erfordernisse des Art. 12, nach der sie von einer Staatsregierung ausgehen müßten, um von jenen Bestimmungen erfaßt zu werden, sind also nicht gegeben. Der Umstand, daß ungeachtet des in der Bundesverfassung ebenfalls enthaltenen Verbotes ausländischen Militärdienstes den Kandidaten für die päpstliche Schweizergarde regelmäßig die bundesrätliche Genehmigung zur Eingehung ihrer diesbezüglichen, eidlichen Verpflichtung erteilt wird, dürfte ebenfalls als Beweis dafür zu betrachten sein, daß diese Verpflichtung dem sichtbaren Haupte der Kirche als solchem und nicht seiner, im Vergleich zu jener wirklich eher akzessorischen Eigenschaft eines Staats-Oberhauptes gilt.

H. C. v. Zeininger.

[1] Es sei bemerkt, daß diese trotz ihres überwiegenden Charakters als Verdienst-Orden doch die Zugehörigkeit zu einem Verbande in besonderem Maße dadurch betonen, daß sie sämtliche für alle ihre Klassen bestimmte Uniformen besitzen (Abb. und Beschr. bei *Bascapè*, op. cit.).

[2] Die vielfach gehörte Behauptung, der Heilige Stuhl habe bei Abschluß der beiden Abkommen deren Interdependenz mit genügender Klarheit juristisch zu fixieren unterlassen, dürfte durch den Wortlaut der Einleitung des Konkordates (A. A. S., 1929, S. 275) zu widerlegen sein.

[3] Art. 41 und 42.

REZENSIONEN — COMPTES RENDUS

Histoire illustrée de l'Eglise. Fasc. III : **Les offensives antichrétiennes** (de Néron à Dioclétien). Fasc. IV : **L'échec des contre-Eglises** (II^e^ au VI^e^ siècle). Fasc. V : **La doctrine vivante des Pères,** par **G. de Plinval.** — Genève, Editions de l'Echo illustré, pp. 105-238.

Trois nouveaux numéros ont paru de l'Histoire illustrée de l'Eglise que nous avons présentée à nos lecteurs au début de cette année (p. 67-8) : l'un consacré aux persécutions, le suivant aux hérésies et aux schismes et le dernier aux Pères de l'Eglise. Tous trois sont dus à la plume de M. G. de Plinval.

Des persécutions, l'auteur dit tout l'essentiel, sans énumération pédante et sèche. Il excelle à greffer une remarque importante sur un fait de détail ou *vice versa*. De la plupart des actes authentiques des martyrs, des passages particulièrement significatifs ou suggestifs ont été cités. Le récit est entrecoupé par l'exposé des polémiques antichrétiennes. Et puis, le conflit s'apaise : sous Constantin, l'Eglise est reconnue par l'Etat, et après la « persécution larvée de Julien l'Apostat », on assiste à l'alliance de l'Eglise et de l'Empire romain, sous Théodose, qui se cabre cependant devant certaines prétentions théocratiques de saint Ambroise.

Le fascicule IV, plus court que les autres, est consacré aux principaux mouvements hérétiques et schismatiques des II^e^-VI^e^ siècles. L'auteur laisse de côté, ou se contente du moins de traiter très sommairement, les erreurs de nature purement spéculative, telles que le sabellianisme (caractérisé simplement en note, p. 152, d'une manière insuffisamment expliquée), la thèse des Macédoniens, le priscillianisme, « secte obscure, aux doctrines fuyantes », les schismes particularistes, comme ceux d'Antioche et d'Alexandrie, « les soulèvements d'opinion qui, se concentrant autour d'une personnalité, se sont prononcés en faveur de quelque docteur illustre, comme Hippolyte, Tertullien, Apollinaire de Laodicée..., qui furent des partis, des écoles, plutôt que des Eglises » (p. 152). M. de Plinval s'arrête par contre plus longuement à la « Réforme de Marcion », au manichéisme, aux schismes disciplinaires des Donatistes et des Novatiens (où il n'aurait pas été inutile de préciser mieux le rôle de Novat, qui ne contribua à fonder l'Eglise novatienne, dont il ne partageait aucunement les idées rigoristes, qu'en aidant Novatien à attaquer l'élection de Corneille ; il aurait fallu souligner d'autre part la grande influence que possède encore le novatianisme au V^e^ siècle, non seulement à Constantinople, mais aussi en Occident : en Gaule, en Italie, où il est si vigoureusement réfuté par saint Ambroise, et, en Espagne, par saint Pacien de Barcelone). M. de Plinval consacre 10 pages aux querelles ariennes (il aurait pu dire plus catégoriquement que le chiffre

des 318 Pères du concile de Nicée est une légende). Il termine par l'exposé des deux hérésies de Nestorius et d'Eutychès, et, sous le titre : « les remous du monophysisme », il condense fort habilement les longues querelles auxquelles ont donné lieu encore, surtout en Orient, ces controverses christologiques. Il est peut-être un peu sévère pour Justinien, qu'il appelle, « l'un des plus dangereux « bienfaiteurs » de l'Eglise » (p. 188). Quant à Nestorius, notre auteur se garde bien de dire, à la suite de quelques-uns qui l'ont prétendu, qu'au fond sa doctrine était acceptable. L'erreur de Nestorius est une hérésie réelle, écrit M. de Plinval. Il va même un peu trop loin, car il semble lui prêter non seulement la thèse qu'il y avait dans le Christ deux natures personnelles auxquelles se serait superposé un simple prosôpon d'union, mais encore l'affirmation que cette union n'aurait commencé qu'après la naissance de Jésus. En réalité, du moins dans le *Livre d'Héraclide*, Nestorius dit expressément que, *dans le sein de Marie*, le Verbe se trouvait *avec* celui qu'elle devait mettre au monde ; autrement dit, la conception nestorienne d'une union non hypostatique et dès lors insuffisante ne se doublait pas de cette erreur supplémentaire qu'elle n'aurait pas commencé dès le jour de l'Annonciation.

Dans le fascicule V, de nouveau plus long et même un peu délayé, l'auteur nous présente successivement les Pères grecs et latins. Il commence avec Irénée et Origène, revenant par conséquent, il en fait lui-même l'aveu, un peu en arrière, de même qu'il ne peut éviter certaines redites en nous entretenant de docteurs qui ont été, comme saint Athanase, saint Cyrille d'Alexandrie et saint Léon, mêlés aux conflits doctrinaux qui ont fait l'objet du fascicule précédent. Les Pères Cappadociens sont fort bien caractérisés. Saint Cyrille de Jérusalem est passé sous silence, tandis qu'une page est réservée, à la fin du numéro, à Denys dit l'Aréopagite. La belle figure de saint Jean Chrysostome est dépeinte avec toute la sympathie que mérite cet intrépide et infortuné lutteur. Saint Ambroise est présenté comme le défenseur des droits de l'Eglise et le docteur de la virginité. L'appréciation portée sur saint Jérôme est parfaitement juste et nuancée. A saint Augustin, « le coryphée de la théologie occidentale » et aux répercussions ultérieures de sa doctrine, M. de Plinval consacre 12 grandes pages (où il n'aurait pas été inutile de rappeler le rôle joué par saint Ambroise dans l'évolution qui ramena Augustin à la foi chrétienne, et de dire un mot des longues controverses avec les manichéens qui suivirent sa conversion) ; enfin, anticipant sur l'avenir, le fascicule se termine sur l'attachante figure de saint Grégoire le Grand.

Il n'est pas facile d'écrire une histoire abrégée de l'Eglise qui ne soit pas simplement un manuel bourré de noms et de dates. C'est là l'écueil qu'évite par-dessus tout M. de Plinval. Son exposé est singulièrement vivant. Les titres sont évocateurs. Les transitions sont habilement amenées. L'auteur a une manière nouvelle d'envisager et de présenter les choses. Il s'abstient soigneusement de considérations difficiles à suivre. Il réussit à rendre claires et compréhensibles des doctrines abstruses. On admire son habileté à condenser en quelques lignes un problème compliqué, à prendre position, en une ligne, vis-à-vis d'une question délicate et contro-

versée, évitant de choquer le lecteur, mais plus encore de ne pas tenir compte des conclusions certaines de la critique. Il a le don de moderniser les problèmes, de dépeindre des situations d'autrefois au moyen d'une image d'aujourd'hui ou d'une expression empruntée à notre époque : il intitule « La main tendue » (p. 120), le chapitre dans lequel il parle des avances que pouvaient constituer, jusqu'à un certain point, pour le christianisme, les complaisances sentimentales et équivoques de l'entourage féminin de Suplice Sévère et de ses successeurs. Il écrit (p. 165) que les Orientaux voulaient « saborder » le concile de Sardique. Il lui échappe, p. 226, une malice ou un petit reproche, d'ailleurs fondé, à l'adresse des théologiens, au sujet des considérations abstraites dans lesquelles ils se complaisent. Il sait à l'occasion faire un rapprochement, émettre de judicieuses considérations et formuler un jugement, à la lumière de l'histoire, sur certaines de nos revendications actuelles ou de nos utopies du XX^e^ siècle.

Nous aimerions, avant de terminer, formuler trois remarques ou plutôt exprimer l'un ou l'autre désir. M. de Plinval a parfaitement raison de ne pas encombrer le bas de ses pages de renvois bibliographiques. Comme cependant son ouvrage est destiné non seulement au grand public, mais encore à des étudiants, à des ecclésiastiques — et, nous ne craignons pas de le dire, aussi à des professeurs et à des historiens — il signale quelques ouvrages essentiels à consulter par ceux de ses lecteurs qui voudraient examiner plus à fond les problèmes auxquels il touche ou se renseigner sur ceux que, volontairement, il omet : il renvoie au P. Jacquin et, plus souvent, à la grande Histoire de l'Eglise en cours de publication sous la direction de MM. Fliche et Martin. Il indique en outre quelques ouvrages consacrés par des spécialistes à une question ou un personnage rencontrés au cours de son exposé. Or c'est là, nous semble-t-il, qu'il pourrait aller un peu plus loin et signaler moins parcimonieusement les travaux catholiques et de langue française d'un prix abordable ou du moins faciles à trouver dans les bibliothèques. Sur Julien l'Apostat, par exemple, nous nous attendions à le voir citer les 3 volumes de Paul Allard — une des meilleures études de cet historien, qui en a produit de moins incontestées — avec lequel d'ailleurs M. de Plinval se rencontre entièrement quant au jugement porté sur l'empereur apostat. Ayant indiqué en note, à propos du nestorianisme, le *Dogme d'Ephèse* du P. Alès, il convenait de mentionner également, son *Dogme de Nicée* au sujet de l'arianisme. Sur Constantin et les problèmes qui s'y rattachent, on aurait pu signaler la *Paix constantinienne* de Mgr Battifol, et, plus bas, du même auteur, ses deux volumes sur *Le catholicisme de saint Augustin*. Il aurait fallu citer les épîtres de saint Cyprien d'après la traduction du chanoine Bayard (collection de l'Association de Guillaume Budé) et l'Histoire ecclésiastique d'Eusèbe d'après celle de M. le doyen Grapin (collection Hemmer-Lejay). Bien que défunte, la série la *Pensée chrétienne* contient des volumes qui eussent mérité une mention : saint Irénée de Dufourcq, Origène du P. Prat, saint Ambroise de M. de Labriolle. De la collection *Les Saints*, plusieurs volumes sont signalés ; d'autres auraient eu tout autant de droit à l'être (quelques-uns

concernant des personnages, hommes ou femmes, dont il n'a pas ou pas encore été question dans l'histoire de l'Eglise de M. de Plinval) : saint Cyprien (édition simplifiée, allégée, des pages consacrées à l'évêque de Carthage par M. Monceaux, dans sa grande *Histoire littéraire de l'Afrique chrétienne*), sainte Hélène, sainte Paule, saint Paulin de Nole, sainte Mélanie la Jeune, saint Germain d'Auxerre, saint Léon, saint Césaire. De la collection des *Moralistes chrétiens*, aucun des volumes n'est mentionné, alors que, cependant, étant donné le point de vue auquel se placent leurs auteurs, ils seraient de nature à intéresser particulièrement le public d'aujourd'hui.

En matière d'archéologie, M. de Plinval a eu quelques inadvertances et l'on peut, plus d'une fois, être d'un avis différent du sien quant à la date assignée aux monuments qu'il reproduit : p. 111, vu le sens actuel du mot *reliquaire*, il aurait mieux valu parler de l'*autel* d'Achillée et de Nérée. Le petit *arcus argentariorum* reproduit à la p. 121, adossé effectivement aujourd'hui à l'église de Saint-Georges du Vélabre et dédié, aux termes de l'inscription, à Septime-Sévère, à sa femme et à son fils, n'a rien à voir avec l'arc de l'empereur du même nom, qui se dresse au fond du Forum. Les têtes de papes données à la page 141 — les photographies sont assez bonnes pour qu'on s'en rende compte aisément — sont des fresques et non pas des mosaïques. Les ruines reproduites à la page 165 ne sont nullement celles de la ville d'Antioche, mais celles de la basilique de saint Siméon le Stylite, tout au nord de la Syrie. P. 167, le baptistère de Ravenne n'est pas du milieu du IV^e^ siècle, mais de 100 ans postérieur, puisqu'il est daté de l'épiscopat de l'évêque Néon (448-52). L'explication donnée au-dessous de la fresque de la p. 177 est sujette à caution. La photographie de la p. 178 est celle des ruines de l'*une* des basiliques d'Ephèse, car cette ville en possédait plusieurs. P. 189, la mosaïque de l'abside de Sainte-Pudentienne n'est pas antérieure au début du V^e^ siècle, puisqu'il y est fait mention du pape Innocent I (402-17). La tête de Christ de la catacombe de Generosa reproduite à la p. 195, où elle est indiqué comme étant du IV^e^ siècle, appartient en réalité au VI^e^, comme les portraits, faisant partie de la même série, qui figurent à la p. 134-35, où leur date est donnée correctement. P. 202, la basilique de Saint-Démétrius à Thessalonique est du V^e^ siècle, et (p. 233) celle de Saint-Paul à Rome a été reconstruite sous le pape Sirice (fin du IV^e^ siècle).

Nous nous permettrons enfin une dernière remarque au sujet des reproductions photographiques. Il existe des histoires de l'Eglise qui ont été illustrées d'une manière qui n'a rien d'historique : portraits de papes empruntés aux médaillons de Saint-Paul hors les-Murs, saints de l'antiquité chrétienne tels que les ont représentés des primitifs ou des peintres de la Renaissance, c'est-à-dire habillés en costumes d'alors, campés dans l'intérieur d'une église gothique ou au milieu d'une cité moyenâgeuse. C'est le point de vue auquel s'est placée, étant donné le but qu'elle poursuivait, la collection l'*Art et les Saints* (chez Laurens), et qui est d'ailleurs intéressant pour l'histoire de l'art, mais non pas pour l'histoire tout court. La publication à laquelle préside M. de Plinval avait adopté, dès le début, une autre méthode : elle nous donnait des photographies de sites demeurés

célèbres par les événements qui s'y sont déroulés ; elle reproduisait des sarcophages, des monnaies romaines, des peintures des catacombes. Cette fois-ci, notamment dans le fascicule 5, elle a abandonné partiellement cette manière de faire. Pour saint Ambroise, saint Jérôme et saint Augustin, on nous met sous les yeux des reliefs de Luca della Robbia empruntés aux portes de la sagrestia nuova (et non pas aux portes de l'église proprement dite, comme le dit la légende) du dôme de Florence. Au sujet de saint Basile, on reproduit un tableau de Herrera, qui donne à l'archevêque de Césarée l'aspect d'un évêque latin du XVII^e siècle. On trouve, à la page 218 la fameuse « dernière communion de saint Jérôme » du Dominiquin, (toile qui se caractérise par plusieurs invraisemblances) et, à la page 225, la composition non moins connue de Ary Scheffer, où le néophyte, au regard théâtral, est assis aux côtés de sa mère, sainte Monique. Nous eussions préféré une vue de cette ville d'Ostie où s'est déroulé ce suprême entretien, et dont les ruines ont été dégagées maintenant du sable sous lequel elles avaient été si longtemps enfouies. De même pour saint Ambroise, il eût été préférable de mettre sous les yeux des lecteurs la mosaïque que l'on a retrouvée, il y a quelques années, dans une chapelle de Milan et qui, datant du V^e siècle, est presque contemporaine de celui qu'elle voulait rappeler à la mémoire des fidèles et prétend dès lors vraisemblablement être une sorte de portrait ; ou bien on eût pu donner la photographie de l'impressionnante châsse qui se trouve dans la crypte de S. Ambrogio, où l'on vénère, reposant côte à côte, habillés de blanc et de rouge, les squelettes, au visage osseux et noirci, de l'évêque de Milan au milieu, et, un peu plus bas, à ses côtés, des deux saints Gervais et Protais, à l' « invention » desquels saint Ambroise avait assisté. Nous ne voulons pas insister, d'autant plus qu'on peut être d'un avis différent. Il nous semble du moins, quant à nous, que l'Histoire de l'Eglise de M. de Plinval aurait intérêt à s'en tenir à une illustration strictement documentaire et à garder son premier point de vue : offrir à ses lecteurs, avec un texte dont nous avons dit tous les éloges qu'il mérite, des scènes qui soient tout aussi rigoureusement historiques.

L. Wæber.

Hans Lehmann : Die Johanniterkommende Reiden und ihre Beziehungen zur Stadt Zofingen. Zofinger Neujahrsblatt, 1945.

— — Das Johanniterhaus Bubikon, 1. Teil. Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. 35, Heft 1, Zürich 1945.

– Führer durch die ehemalige Johanniterkomturei Bubikon, Wetzikon und Rüti 1945.

Bei Erscheinen des ersten Teiles der ausführlichen Umarbeitung der Zeller'schen Arbeit über die frühere Komturei Bubikon [1] hielten wir es für notwendig, auf einige Fragen hinzuweisen [2], in der Hoffnung, daß wenigstens

[1] *H. Zeller*, Das Ritterhaus Bubikon, Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. 21, Heft 6, S. 145-174.

[2] Zeitschrift für schweizerische Geschichte (1945), S. 130-134.

in der Folge jene Richtigstellungen gemacht würden, die wir nicht mehr im Manuskript vornehmen konnten, weil dieses uns nur für einen Augenblick zur Verfügung stand. Da die Arbeit über Reiden gleichzeitig erschien, wollten wir unsere Bedenken gegen die Arbeitsweise des Verfassers nicht nochmals vorbringen. Nun glauben wir dies um so eher tun zu müssen, als der « Führer » durch Bubikon erst mehrere Monate nach der Veröffentlichung unserer erwähnten Kritik herausgekommen ist. Kritik, die man also nicht berücksichtigen will, obwohl sie der Ritterhausgesellschaft rechtzeitig bekannt war.

Man muß leider immer wieder feststellen, daß dem offensichtlichen Interesse, das in weiten Kreisen, vor allem in Folge der Tätigkeit der Ritterhausgesellschaft Bubikon, für die Geschichte des Johanniter-Ordens besteht, eine geradezu erschreckende Unkenntnis selbst in akademisch gebildeten Kreisen entspricht. Ein typisches Beispiel hiefür bot der von der Tribune de Genève [1] veröffentlichte Artikel einer Lausanner Bibliothekarin über die Halskette (sic) der Johanniter [2]. Muß man sich mehr darüber wundern, daß die Verfasserin allen Ernstes Vertot [3] für einen unfehlbaren Geschichtsschreiber hielt, oder darüber, daß der Redaktor der Zeitung mit beachtenswerter Unhöflichkeit auch die kleinste Richtigstellung ablehnte, die dann in einer andern Genfer Zeitung [4] erscheinen mußte ? — Bei der amtlichen Förderung der Lehmann'schen Veröffentlichungen über Bubikon muß aber noch befürchtet werden, daß seine Vorstellungen von der Ordensgeschichte, die er mit kleinen, auf lokalen konfessionellen Vorurteilen beruhenden Sticheleien zu würzen liebt, in die weiten Kreise der Besucher des Museums zu Bubikon dringen werden, so daß diese nun erst recht längst überholte Ansichten als neueste Forschungsergebnisse vorgesetzt bekommen, von der nur zu häufig absolut tendenziösen Bewertung der Rolle des Ordens ganz zu schweigen. Daß dieser in der Tat noch etwas anderes als ein « bijou honorifique » sein sollte und glücklicherweise auch noch ist, scheint sich freilich selbst in den Kreisen seiner Devotions-Mitglieder noch nicht überall herumgesprochen zu haben [5].

Bei gewissen Historikern scheint jedenfalls die Ansicht zu herrschen, daß über die früheren Besitzungen des Ordens in der Schweiz noch manches zu sagen wäre [6], daß aber die allgemeine Ordensgeschichte schon längst

[1] 22. Oktober 1945.

[2] Als zur Zeit der Kreuzzüge vorkommende Halskette (collier) des Ordens wurde in diesem Artikel der seit dem 15. Jahrh. auf Grabmälern, seit Anfang des folgenden Jahrh. auch in heraldischen Darstellungen erscheinende Rosenkranz interpretiert !

[3] *René Aubert de Vertot*, « Histoire des chevaliers hospitaliers de St-Jean de Jérusalem », Paris 1726 (mehrere spätere Ausgaben).

[4] Courrier de Genève, 15. November 1945.

[5] La Liberté, Freiburg, 24. August 1944.

[6] Die in dieser Hinsicht von *Egbert-Friedrich v. Mülinen* (« Der Johanniterorden ... », im Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, Bd. 7, Heft 1, Bern 1868, S. 33 sq.) ausgesprochene Hoffnung hat sich, mit fast alleiniger Ausnahme der ausgezeichneten Arbeiten von *Hans-Karl Seitz* (« Die Johanniter-

endgültig fixiert sei [1] und es daher weiterer Bemühungen auf diesem Gebiete nicht mehr bedürfe [2]. Selbst für die Schweiz erleichtert man sich sein Gewissen, indem man angibt [3], die Archive seien zum Teil in Frankreich verschwunden ! Wenn man sich aber schon darauf beschränken will, irgend einen anderen Autor unkontrolliert abzuschreiben, so dürfte es doch wohl nicht vorkommen, daß derselbe Verfasser in drei seiner fast gleichzeitigen Veröffentlichungen drei verschiedene Lesarten desselben Ereignisses unterbreitet. Wir wollen hier nur die Lehmann'sche Auffassung von der Persönlichkeit des sel. Gerhard herausgreifen. Im Zofinger Neujahrsblatt handelt es sich (S. 5) um « einen Priester adeliger Familie in der Bretagne », in den Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft wäre er (S. 6) « ein ehemaliger aus der Provence gebürtiger namens Gérard », während der « Führer » (S. 9) nicht weiter lokalisiert, ihn aber immerhin « um » 1120 sterben läßt [4].

Überhaupt ist es in diesem Rahmen gänzlich unmöglich, alle Irrtümer anzugeben. Man kann sich hierüber ein Bild machen, wenn man feststellen muß, daß von den 20 Seiten des historischen Teiles des « Führers » 13 Seiten sachliche Ungenauigkeiten, um nicht mehr zu sagen, enthalten. Nur einiges aus den drei erwähnten Veröffentlichungen !

Man erinnert sich an die Fabel La Fontaine's, in der jemand den Piräus für eine Person hält. Prof. Lehmann bringt es fertig, an verschiedenen Stellen [5] « Ptolomäus » für eine Stadt auszugeben.

Man kann durchaus der Ansicht sein, daß die längst überholte Organisation des Ordens heute wenig Interesse beansprucht. Wenn man aber schon die von fast allen Autoren sattsam wiederholte Einteilung in acht « Zungen » und die diesen im 15. Jahrhundert fest übertragenen Ordensämter erwähnt, so sollte man wenigstens wissen, daß der Groß-Komtur zur Provence gehört, während die « Säule » der deutschen Zunge am Ordenssitz der Groß-Bailli war, der übrigens nicht das geringste mit Heitersheim zu tun hatte, wo der Sitz des Groß-Priors oder obersten Meisters in deutschen Landen

Priester-Komturei i. Ue. », Freiburg 1911), und *Otto Mittler* (« Die Anfänge des Johanniterordens im Aargau », in Festschrift Walter Merz, Aarau 1928, S. 135-157), leider nicht realisiert, und auf archivalischen Forschungen aufgebaute Arbeiten über die schweizerischen Komtureien sind kaum vorhanden.

[1] Prof. Lehmann basiert sich hiefür ausschließlich auf deutsche, längst überholte Autoren. Die Arbeiten Joseph Delaville le Roulx', die er doch immerhin in einer von ihm selbst zitierten Dissertation hätte erwähnt finden können, wurden überhaupt nicht konsultiert.

[2] Auch die letzte Erscheinung auf dem Gebiete der allgemeinen Ordensgeschichte ist ohne eigene archivalische Forschungen und gar noch mit einer gewissen politischen Tendenz von zwei Dilettanten geschrieben : *Gottardo Bottarelli* und *Mario Monterisi*, « Storia militare e politica dell'Ordine dei cavalieri di S. Giovanni di Gerusalemme », 2 Bde., Mailand 1940.

[3] Zofinger Neujahrsblatt (1945), S. 8 : für einen Archiv-Transport aus der Schweiz nach Heitersheim und von dort nach Frankreich wäre es immerhin interessant, die Beweise kennen zu lernen.

[4] Mindestens das Datum » 1120 « ist feststehend ; siehe die in dieser Zeitschrift (1945, S. 145-151) veröffentlichte Untersuchung.

[5] Mitt. d. Ant. Ges. (1945), S. 28 ; « Führer », S. 10.

war [1]. Auch hätte man dem in diesem Punkte durchaus zuverlässigen Vertot über die Organisation des Ordens in späterer Zeit [2] entnehmen können, daß die Kapitular-Baillis durchaus keine Vorgesetzten der Komture waren ; lediglich der von Brandenburg hatte Komture unter sich [3].

Wenn man schon eine Dissertation über die Ordens-Statuten zitiert [4], sollte man sie wenigstens gelesen haben, aber sich dann nicht darauf beschränken, einen Autor von vor mehr als hundert Jahren zu erwähnen [5], und fortfahren, alles später Erschienene zu ignorieren [6].

Ganz besonders muß man sich dagegen wenden, daß Lehmann in gänzlicher Verkennung der internationalen Aufgaben des Ordens diesen nach rein schweizerischen, wenn nicht gar Zürcher Lokal-Interessen beurteilen zu können glaubt. Wenn er keinen Widerspruch darin sieht, den Rittern einerseits « Kommendenjägerei » vorzuwerfen [7], anderseits aber zu behaupten, es seien überhaupt nicht genug Ritter da gewesen, um alle Komtureien zu besetzen, so würde es wirklich etwas schwer halten, seine Ansprüche zu befriedigen. Der Komtur, der dem bedrängten Rhodos zu Hilfe eilt und sein Haus in Verwaltung eines Schaffners läßt, vernachlässigt in seinen Augen die Interessen des ihm anvertrauten Gutes, aber der Komtur, der zu Hause bleibt, ist ein reicher, adeliger oder gar noch ausländischer [8] Nichtstuer, der bei den urchigen Eingeborenen wegen seines Aufwandes Anstoß erregt [9]. Wenn schon nicht geleugnet werden kann, daß ein Komtur [10] noch im 15. Jahrhundert Krankenzimmer einrichten läßt, dann kann man es immer noch versuchen, zu behaupten, es lägen keine Beweise vor, daß man darin tatsächlich Kranke gepflegt habe [11]. In solcher Weise läßt sich jedenfalls kaum objektive Geschichte schreiben.

[1] Mitt. d. Ant. Ges. (1945), S. 49 ; Zofinger Neujahrsblatt (1945), S. 6 ; « Führer », S. 11.

[2] Op. cit. (Ausg. von 1755), Bd. 5, S. 345 sq.

[3] Ibid., S. 368.

[4] Mitt. d. Ant. Ges. (1945), S. 8, Anm. 5 : *Maria* (nicht Ataria) *Ambraziejuté*, « Studien über die Johanniter-Regel », Freiburg i. d. Schw. 1929.

[5] *Karl Falkenstein*, « Geschichte des Johanniter-Ordens », Dresden 1833.

[6] Beispielsweise : *Joseph Delaville le Roulx*, « Les statuts de l'Ordre de St-Jean de Jérusalem », in der Bibliothèque de l'Ecole des chartes, Bd. 48 (1887), S. 341-356 ; die Ausführungen desselben Autors in seinem « Cartulaire général de l'Ordre des Hospitaliers de St-Jean de Jérusalem », 4 Bde. in f°, Paris 1894-1901 ; *Mario Barbaro di S. Giorgio*, « Storia della costituzione del S. M. Ordine di Malta », Rom 1927 ; über die neuen Statuten von 1936 wurde noch nichts erschöpfendes veröffentlicht.

[7] Zofinger Neujahrsblatt (1945), S. 12 ; Mitt. d. Ant. Ges. (1945), S. 17.

[8] Im 15. Jahrhundert !

[9] Mitt. d. Ant. Ges. (1945), S. 66.

[10] Der Großprior Johann Lösel ist bei *Lehmann* (op. cit., S. 53) ein Niederländer, in den « Kunstdenkmälern der Schweiz » (Bd. 15, 1943, S. 298) ein Elsässer. In letztgenanntem Werke (Bd. 12, 1941, S. 429 sq.) gibt man übrigens ein irriges Sterbedatum (8 gehört zu April und nicht zu 1460).

[11] Mitt. d. Ant. Ges. (1945), S. 66.

Eine große Überraschung muß auch die Versicherung auslösen, daß 1806 [1] die Sterbestunde der deutschen Zunge des Ordens geschlagen habe [2]. Ein Blick in die in Bubikon vorhandenen, ordensamtlichen Veröffentlichungen [3] würde den Verfasser über deren Weiterbestehen haben belehren können. Überhaupt sollte man der Versuchung widerstehen, aus dem Vorhandensein eines Johanniter-Museums in Bubikon die Folgerung zu ziehen, der Orden sei nur ein Ausstellungs-Objekt. Er lebt noch heute! Seine Sanitätszüge sind im ersten wie im zweiten Weltkriege zur Front gerollt, und wenn auch die Feinde des Christentums, unbeschadet ihrer verschiedenen Hemdenfarbe, ihm fühlbare Wunden geschlagen haben, so wollen wir doch hoffen, daß dieselbe Vitalität, die den Johannitern [4], als einzigem der noch bestehenden geistlichen Militär-Orden [5], erlaubt hat, seine Statuten und Zweckbestimmung dem heutigen kanonischen Recht anzupassen [6], es ihm auch ermöglichen wird, die gegenwärtigen Schwierigkeiten zu überwinden. Die etwas voreilige Versicherung der aargauischen Regierung vom Jahre 1806 [7] über das nahe bevorstehende Erlöschen des Ordens ist immerhin durch die Ereignisse Lügen gestraft worden!

Um noch eine etwas komische Note in seine etwas vagen Vorstellungen über das zu bringen, was man in Bubikon heute sehen kann [8], ist Prof. Lehmann zumindest in einem Punkte seinem Vorgänger Zeller [9] nicht gefolgt: ohne aber auf übertriebene zoologische Kenntnisse Anspruch erheben zu wollen, würde schon der Vergleich mit dem so bekannten Greyerzer Wappen genügt haben, um in den Schildhaltern in Bubikon jedenfalls keine Kraniche erkennen zu können [10]; ohne Voreingenommenheit dürfte man sie wohl als Strauße ansprechen können.

[1] « Führer », S. 27.

[2] *Gottlieb Wyss*, Das Ritterordenshaus St. Johann in Basel, in Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, Bd. 37, Basel 1938, S. 193, scheint gar den ganzen Orden für erloschen zu betrachten. Die erwähnte Arbeit wirft übrigens ein recht charakteristisches Licht auf die materiellen Hintergründe der religiösen Bewegung der ersten Hälfte des 16. Jahrh.

[3] « Il Sovrano Militare Ordine Gerosolimitano ... », Rom 1932, S. 233.

[4] Das Groß-Priorat im Britischen Reich (von 1831), und die protestantische Ballei Brandenburg (von 1852), von denen besonders letztere sich in Bubikon « introduziert » hat, sind Neugründungen ohne historischen und rechtlichen Zusammenhang mit dem souveränen Orden (s. die in der vorhergehenden Anmerkung zitierte amtliche Veröffentlichung, S. 70).

[5] Prof. *Lehmann* weiß offenbar nicht (« Führer », S. 10), daß der Deutsche Orden noch bis 1929 als Militär-Orden weiter bestand, in seiner protestantischen Ballei Utrecht auch noch heute existiert, während der katholische Ordensstamm zum Bettelorden degradiert wurde.

[6] « Costituzioni del Sovrano Militare Ordine Gerosolimitano ... conformate al Codice del diritto canonico », Rom 1936.

[7] Aarg. Gesetzessammlung, 1. Bd., Nr. 99.

[8] Das Wappen an der Fassade des Haupthauses in Bubikon datiert natürlich nicht aus dem 16. sondern dem 18. Jahrh. (« Führer », S. 34).

[9] Op. cit., S. 147.

[10] « Führer », S. 28, 34.

Wir bedauern bei dem hohen Alter des Verfassers und seinem Rufe als internationale Autorität auf seinem Spezialgebiet, diese verschiedenen Punkte haben zur Sprache bringen müssen. Wenn man aber über rein historische Fragen und gar noch « im Auftrage der Ritterhausgesellschaft Bubikon » [1] schreibt, ohne wenigstens die einschlägige Literatur zu kennen, muß man es in Kauf nehmen, an den alten Satz « ne sutor ultra crepidam » erinnert zu werden [2].

Zeininger.

Paul Rousset : Les origines et les caractères de la première croisade. A la Baconnière. Neuchâtel 1945, 208 p.

Ce n'est pas l'histoire de la première croisade que retrace M. Rousset dans ce volume. Son but est plutôt de nous donner une définition précise et en partie nouvelle de la croisade elle-même. Il utilise à cet effet, abondamment et minutieusement, tous les textes occidentaux, anciennement connus ou récemment publiés : les chroniqueurs tout d'abord, mais surtout les chansons de gestes, trop dédaignées à son gré ; elles n'ont, il est vrai, été rédigées que dans la deuxième moitié et même à la fin du XII[e] siècle, mais elles avaient été chantées avant d'être écrites. Il tient compte enfin des travaux d'ensemble ou de détail consacrés, au cours de ces dernières années, aux croisades en général et à la première en particulier.

Rappelant les diverses définitions de la croisade données jusqu'ici par les historiens — il les ramène à quatre, en partie communes, qui insistent chacune spécialement sur l'un de ses éléments, toutes vraies, par conséquent, mais incomplètes — M. Rousset estime devoir y faire entrer quelques notes nouvelles. La croisade n'est pas simplement une « guerre sainte ». Il y a eu des « précroisades », les guerres de la *reconquisida* en particulier, qui ne sont pas encore la croisade proprement dite : guerres de libération d'une terre anciennement chrétienne, campagnes entreprises dans un esprit de foi, guerres sacrées par conséquent, mais auxquelles il manque, pour être de vraies croisades, « plusieurs caractères... en particulier ... l'indulgence et le port de la croix, ... et le but, qui est le Saint-Sépulcre » (p. 35). Il en est de même des guerres menées, au XI[e] siècle, par les Normands contre les Sarrasins et même contre les Byzantins. On y trouve plusieurs des particularités de la croisade, mais pas tous : ce sont des campagnes entreprises « avec l'appui de la papauté, mais non sous les ordres et sous la responsabilité du pape » (p. 39). Il y a eu, au XI[e] siècle encore, des pèlerinages qui apparaissent comme de véritables expéditions guerrières, mais auxquelles il manque, pour être de vraies croisades, l'indulgence, la croix et surtout la volonté d'un homme : le Pape. Le Souverain Pontife toutefois n'interviendra efficacement que lorsque l'état de division de la chrétienté fera naître impérieusement le besoin d'unité. Quand Léon IX

[1] Titelseite des « Führers ».

[2] Wir möchten hoffen, in absehbarer Zeit selbst in der Lage zu sein, in kurzer Zusammenfassung die wirkliche Situation darzustellen.

entreprit de lutter contre les Normands, saint Pierre Damien et d'autres lui en firent un reproche : l'opinion n'était pas mûre pour la croisade. Grégoire VII, quelques années plus tard, sera également vivement blâmé de sa participation à la conquête de l'Angleterre. Enfin, il est un élément encore qu'exige notre auteur pour qu'on puisse donner le nom de croisade à une entreprise guerrière : il faut, chez ceux qui y prennent part, la conviction de « l'immanence de Dieu ». L'expression pourrait prêter à confusion, mais M. Rousset s'explique : il entend par là la croyance à la justice divine immanente, presque mécanique, la certitude que le Très-Haut est présent, qu'il coopère et combat avec les guerriers, et qu'il les conduit dès lors à la victoire. S'il tombe, le croisé meurt en martyr ; « la croisade sauve et le guerrier chrétien et la chrétienté » (p. 151). Cette idée d'une justice immanente « devant s'exercer immédiatement et nécessairement, est universellement répandue aux XI^e^ et XII^e^ siècles ; elle représente une des dominantes de la spiritualité commune de cette époque » (p. 180). Le moyen âge est croyant, d'une foi vibrante et jeune ; ses convictions sont parfois simplistes et enfantines. C'est en vertu de cette même foi à l'immanence divine qu'il recourt aux ordalies ; et notre auteur insiste, parce que, ainsi qu'il le dit en terminant, « les origines de la croisade sont surtout intérieures à la société médiévale ; elles viennent d'un fond de pensées, de goûts, de passions et d'idéal propres aux chrétiens de ce temps » (p. 197). C'est ce qu'il appelle la spiritualité de la croisade, son idéologie, sa spécificité, ou, comme il le dit ailleurs, sa substance psychologique.

On voit dès lors quelle sera la définition de la croisade pour M. Rousset, mais on comprend du même coup qu'il n'en trouvera que rarement tous les éléments réunis dans la réalité. De fait — rappelons-nous qu'il ne s'occupe que de la seule période allant de 1095 à 1146 — il souscrit en somme à l'affirmation de M. Grousset : il n'y a guère eu de croisade à l'état pur que de 1096 à 1099, et, ajoute-t-il, p. 196 en note, encore à de rares moments dans la suite, notamment à l'époque de saint Louis. Saint Bernard, contrairement à l'affirmation de M. Schnürer, n'a pas innové : il n'a fait que répéter ce que les chroniqueurs avaient dit avant lui ; il n'a pas créé l'idée de la croisade, car elle lui est antérieure ; il l'a simplement développée.

M. Rousset, on le voit, a dégagé lui-même les conclusions qui découlent de sa définition de la croisade, nous dispensant dès lors de lui fournir la preuve que celle-ci pèche par trop de rigidité. Tel facteur qu'il regarde comme l'un des éléments essentiels de la croisade n'en est, en réalité, qu'un côté accidentel. Nous pensons spécialement à l'indulgence. Elle est, on le sait, l'aboutissement normal, au début du moyen âge, de l'évolution de la discipline pénitentielle. Au XI^e^ siècle, les peines temporelles infligées aux pécheurs étaient encore en vigueur, ou du moins, si elles tendaient à disparaître, elles répondaient, dans l'esprit des fidèles, à une coutume encore présente à leur mémoire. Et alors, de même que l'Eglise imagina de remettre, en totalité ou en partie, les peines qu'elle leur avait infligées, à ceux qui, par exemple, prêteraient leur concours à des œuvres de charité, qui étaient en même temps des entreprises d'utilité publique, ainsi fit-elle

pour les guerriers qui accepteraient de partir pour délivrer le tombeau du Christ. Mais, à supposer que la discipline pénitentielle eût subi une évolution toute différente, qu'il n'eût pas existé de pénitence publique, ni donc de possibilité d'en décréter la remise — soit donc pas d'indulgence, au sens historique du mot — la croisade eût tout de même été possible. L'Église aurait rappelé sans doute que ceux qui y participeraient gagneraient par là des mérites pour l'au-delà : « des mérites et non pas une indulgence », précise M. Rousset (p. 51, note 1), pour souligner que, selon lui, c'est la seconde et non pas seulement les premiers qui constituent une partie essentielle de la définition de la croisade, en quoi il nous semble y faire entrer comme une note fondamentale ce qui n'en est qu'un aspect accidentel. On pourrait en dire autant de cette croyance à la justice immanente de Dieu, dans laquelle on peut reconnaître l'une des formes, un peu simplistes, de la foi généreuse et enthousiaste du moyen âge ; elle a contribué sans doute à rendre possibles les expéditions religieuses dirigées vers la Terre Sainte, mais elle n'en constitue pas l'un des éléments indispensables.

Malgré quelque recherche parfois dans la terminologie, l'exposé de M. Rousset se lit avec intérêt [1]. Il parle avec ampleur et abondance d'un sujet qu'il possède à fond et dont il est tout pénétré. Il délaye sa pensée, n'hésitant pas à la présenter sous des formes diverses, afin de la faire mieux comprendre. Il aurait pu, pour tout dire, abréger un peu sans inconvénient.

On referme son livre sans souscrire peut-être à la définition nouvelle et plus précise de la croisade préconisée par l'auteur, mais en ayant du moins appris, au contact de textes trop négligés et grâce à une évocation abondamment caractérisée et amoureusement présentée de la société médiévale, à mieux se rendre compte du succès obtenu par l'appel d'Urbain II et à se faire une idée plus complète et plus exacte de ce qu'a été la première croisade.

L. Wœber.

Aloïs Simon et Roger Aubert : Boniface, évêque de Lausanne. (Collection Saints de nos Provinces.) Les Presses de Belgique, éditions universitaires (1945), in-12, 223 p.

Saint Boniface de Lausanne a quatre privilèges : il a vécu dans sa cathédrale près de Conon d'Estavayer, dont la précieuse collection, dite le *Cartulaire*, contient de nombreuses pièces relatives à l'évêque ; il a connu, vers la fin de sa vie, Thomas de Cantimpré, dont le *Bonum universale* a conservé mainte anecdote contée par le vieillard ; il a fini ses jours chez les moniales de la Cambre, qui ont entretenu son culte et ses reliques ; il eut, dans son siècle même, un biographe, dont Bollandus a publié et commenté l'ouvrage. A cet ensemble de données d'histoire, un bon nombre

[1] On pourra tout au plus lui reprocher le procédé employé au cours de nombreuses pages de son volume, consistant à faire suivre, en italique, dans le corps du texte — au lieu de les renvoyer en note — les expressions latines dont il a donné préalablement la traduction ou le résumé en français.

de pièces d'archives, en Suisse ou en Belgique, ajoutent encore quelques détails. Voilà bien des documents pour un évêque du début du XIIIe siècle. La fortune est rare. Les auteurs de cette biographie en ont judicieusement tiré parti.

La collection « Saints de nos Provinces » qu'ils inaugurent, est destinée à un large public. Il lui faut une narration continue, facile et débarrassée des discussions techniques. Pour étoffer les données d'archives trop sèches, concrétiser l'hagiographe trop conventionnel et donner aux événements leur cadre, leur perspective et leur écho, on a fait largement appel à l'histoire générale et aux descriptions classiques. Nous avons ainsi d'agréables tableaux de Bruxelles, de Lausanne, de l'Université de Paris au début du XIIIe siècle. Ces récits, les portraits, les analyses psychologiques sont alertes et vivants. On voit se dessiner, à côté du personnage principal, des universitaires, quelques chanoines retors et sourdement tenaces dans leur opposition, des féodaux prompts à la violence et l'intrigue, les cisterciennes de la Cambre.

Cette forme narrative ne doit pas dissimuler la solidité du travail. Des notes, rejetées en fin du volume (et malheureusement parfois mal référées au texte), montrent le sérieux de l'information et assurent les positions prises. Les auteurs prétendent à l'originalité. Ils ont repris et discuté les sources connues, en ont ajouté d'autres ; ils sont à même de compléter, discuter, renouveler l'étude critique que le Bollandiste Kieckens avait publiée à la fin du siècle dernier. Les érudits belges et vaudois sauront apprécier l'utilisation de leurs acquisitions récentes.

On aimera cette évocation d'un beau type d'évêque, énergique et droit, jusqu'à la raideur parfois, au temps de Grégoire IX, en l'un de ces nœuds de routes et d'influence, où les affaires de l'Empire et de l'Eglise s'entrecroisent, mêlées aux aigres et mesquines querelles locales des corps et des autorités ; cependant que le rayonnement de la théologie parisienne ou du nouvel Ordre des Prêcheurs, dont l'amitié accompagne partout Boniface, celle notamment du successeur de saint Dominique, le bienheureux Jourdain de Saxe, viennent mettre une note plus apaisante et plus spirituelle dans cette vie d'un bon serviteur de Jésus-Christ.

M. H. Vicaire O. P.

Lioba Schnürer : Die Anfänge des Buchdrucks in Freiburg in der Schweiz 1585-1605 (Freiburger Geschichtsblätter, Band 37). – Freiburg (Schw.), Paulusdruckerei 1944.

Eine Untersuchung der Anfänge des Freiburger Buchgewerbes ist ein langjähriger Wunsch des 1942 verstorbenen verdienstvollen Freiburger Professors Gustav Schnürer gewesen. Aber es ist mehr als ein Akt kindlicher Pietät, wenn gerade seine Tochter diejenige war, welche diesen Wunsch verwirklicht hat. Die Arbeit ist zugleich als Doktordissertation der Freiburger Universität erschienen ; um es vorwegzunehmen : in ihrem Wert erhebt sie sich weit über das Durchschnittsniveau der üblichen Doktorarbeiten.

Die Geschichte des Buchdrucks ist zum großen Teil von einem Kreis

von Spezialisten der Buchkunde erforscht worden, die aus ihrer bibliographischen und gewerbehistorischen Einstellung heraus kulturgeschichtlichen Problemen aus dem Wege gegangen sind oder sie nur beiläufig gestreift haben. Das ist kein Zufall, sondern in der Natur der Sache begründet. Denn im allgemeinen fließen archivalische Quellen über die Geschichte des Buchdrucks überaus spärlich, und technische Methoden wie z. B. die der Schriftvergleichung haben viel reichere Ergebnisse gezeitigt als das genaueste Quellenstudium es je ermöglicht hätte. Nun sind aber die Verhältnisse in Freiburg i. Ue. anders gelagert. Die Drucktechnik hatte in der späten Zeit der Einführung des Buchdrucks in diese Stadt (der erste Freiburger Druck stammt aus dem Jahr 1585) viel von ihren charakteristischen Eigenheiten verloren, andererseits geben die intakten Archive die Möglichkeit, mit Hilfe rein historischer Methoden viele Zusammenhänge zu klären, von deren Vorhandensein die Drucke als solche keine Kunde geben. Wer sich ausschließlich für die Geschichte des Druckgewerbes als solchen interessiert, wird bei der Lektüre dieser Arbeit nur wenig auf seine Kosten kommen, weil die Verfasserin auf jede buchgewerbliche Untersuchung bewußt verzichtet hat; aber gerade der Kultur- und Religionshistoriker wird eine Anzahl von Umständen kennen lernen, die ihn nicht gleichgültig lassen werden.

Der Ausgang des 16. Jahrhunderts war für Freiburg eine Zeit geistiger Blüte. In Zusammenarbeit mit dem päpstlichen Nuntius Bonhomini und dem von ihm nach Freiburg berufenen Petrus Canisius bildete sich ein Kreis von Männern, die sich um die Freiburger Gegenreformation sehr verdient gemacht haben. Eben dieser Kreis, mit den Freiburger Namen Schneuwly, Werro, Techtermann genugsam charakterisiert, ist es, der für seine Vaterstadt der Drucker Abraham Gemperlin gewonnen hat. Die Anregung hierfür ging gleichfalls von Bonhomini aus, und mit Recht verweist die Verfasserin in der Einleitung auf die Förderung, die die frühe Buchdruckkunst durch die Kirche erfahren hat[1]. Es ist bezeichnend, daß Gemperlins erster Druck hier am Ort eine Publikation von Werro, und daß der von ihm am häufigsten gedruckte Autor Petrus Canisius war. Die überragende Bedeutung von Canisius als dem literarischen spiritus rector der Offizin Gemperlins wird in viel höherem Maße augenfällig, wenn man die Drucke selbst prüft, als wenn man sich mit der Aufzählung der Erzeugnisse Gemperlins am Schluß der Arbeit von Frl. Schnürer begnügt. Denn während es sich bei einem großen Teil der anderen Veröffentlichungen um dünne Hefte, gelegentlich sogar nur um Einblattdrucke handelt, sind

[1] Neben den von L. Schnürer zitierten Beispielen kann man in diesem Zusammenhang auch auf die Hilfe hinweisen, die hohe kirchliche Würdenträger den ersten Druckern Italiens haben angedeihen lassen; vgl. z. B. *Vast*, Le Cardinal Bessarion, Paris 1878, S. 315. In Paris wurde die Druckerkunst von dem Kleriker und Theologieprofessor Guillaume Fichet, der Rektor an der Sorbonne war, eingeführt. Für die Schweiz wäre insbesondere an den ersten Band von *M. Besson*, L'Eglise et l'Imprimerie zu erinnern, der in dieser Zeitschrift (Band 31, 1937, S. 423) ausführlich besprochen worden ist.

die Bücher des Petrus Canisius umfangreich, eines (die Notae in evangelicas lectiones, von Gemperlin dreimal aufgelegt) sogar fast 1100 Seiten stark!

Mit diesen Feststellungen sind wir schon mitten in das Gebiet gelangt, das den Kern der Untersuchungen bildet: die Rolle jenes gegenreformatorischen Kreises in der Einführung und Aufrechterhaltung des Buchdrucks im 16. Jahrhundert. Es darf nicht übersehen werden, daß Freiburg weder als Handels- noch als Bildungsstadt im Zentrum des damaligen kulturellen Lebens stand und daß es daher keine natürliche Anziehungskraft auf einen aufstrebenden Drucker ausüben konnte. Ohne die tatkräftige Unterstützung der Behörden und der einflußreichen katholischen Kreise konnte kein Drucker auskömmliche Beschäftigung erhoffen, und Gemperlins Beispiel zeigt uns, daß selbst mit dieser Rückendeckung die Situation im Druckgewerbe nicht gerade rosig war (Gemperlin beruft sich viele Jahre später in einem Gesuch an den Rat darauf, daß er sich als Drucker in Freiburg « in der härtesten Zeit » behauptet habe). Er hat es auch nicht länger als zwölf Jahre durchhalten können, wovon die letzten unter Mitwirkung des Sozius' Mäß, der dann der Alleininhaber des Betriebes wurde. Und es ist bezeichnend, daß dieser auch wieder nur sechs Jahre lang seinen Betrieb aufrechterhalten hat, und ihm das offensichtlich nur deshalb möglich war, weil er im Hauptberuf als Notar fungierte (in den letzten Jahren seiner Wirksamkeit als Drucker ist seine Produktion minimal), wie auch dessen Nachfolger Stephan Philot das Buchgeschäft nur nebenbei versah und hauptamtlich Münzmeister war und sich mit Finanzgeschäften befaßte. Aber gerade wegen dieser ungünstigen Situation Freiburgs gebührt der Kirche in erster Linie das Verdienst der Förderung des lokalen Buchdrucks.

Es war nicht ganz einfach, einen zuverlässigen und geschickten Drucker für Freiburg zu finden. Rund vier Jahre haben sich die Verhandlungen hingezogen — zunächst mit Ambrosius Froben, der in Freiburg i. Br. Gemperlins Sozius war — bis der Letztgenannte seinen Wohnsitz nach dem uechtländischen Freiburg verlegte und 1585 Werros Fragstücke des christlichen Glaubens als ersten Druck erscheinen ließ.

Der erste Teil von Schnürers Arbeit (S. 1-60) behandelt die Vorbereitungen, die zur Errichtung der Druckerei geführt haben, sowie die Geschichte des Betriebes von Gemperlin, von Mäß und der Gemperlin-Mäß'schen Sozietät; der größere zweite Teil ist eine Bibliographie sämtlicher Drucke und eine ausführliche Beschreibung des Inhalts derjenigen, von denen Exemplare auffindbar waren und nicht nur archivalische Quellen Nachricht geben. Diesem zweiten Teil verdanken wir nicht nur eine erhebliche Erweiterung unserer Kenntnis von der Produktion der ersten Freiburger Offizin, sondern wir gewinnen, da die Verfasserin jeweils über die Person der Autoren berichtet, Einblicke in die Verästelung der literarischen Beziehungen des Kreises der Freiburger Gegenreformationsbewegung. Wie bei jeder Bibliographie beinahe unvermeidlich, haben sich auch in die von Schnürer einzelne Irrtümer eingeschlichen. Da wir auf diese an anderer Stelle hingewiesen haben [1], brauchen wir hier nicht darauf einzugehen.

[1] *A. Horodisch*, Die Offizin von Abraham Gemperlin, Freiburg (Schw.), Paulusdruckerei 1945.

Der bibliographische Teil zeigt uns, daß ein erheblicher Prozentsatz von Gemperlins Veröffentlichungen bisher nicht aufgefunden werden konnte (von 84 Nummern sind nur 53 nachweisbar). Daß es mit Sicherheit noch mehr Erzeugnisse von Gemperlin gegeben hat, von denen uns nicht einmal mehr die Titel bekannt sind, steht fest [2]. Es ist zu hoffen, daß diese Zusammenstellung den Bibliothekaren öffentlicher und nichtöffentlicher Sammlungen (insbesondere solchen von Klosterbibliotheken) Veranlassung gibt, die ihnen anvertrauten Bestände daraufhin durchzusehen, in wie weit sie zu einer Ergänzung des Verzeichnisses beitragen können. Es muß aber nochmals betont werden, daß diese jüngste Publikation des Freiburger Geschichtsvereins sich keineswegs auf ihr bibliographisches und lokalgeschichtliches Interesse beschränkt. Sie ist — wie schon eingangs bemerkt — zugleich auch ein wertvoller Beitrag zum Thema Kirche und Buchdruck und zur Schweizer Kulturgeschichte um die Wende des 16. Jahrhunderts.

A. Horodisch.

Mgr. Emilio Cattori : Il Vescovo Aurelio Bacciarini. Pag. 1016; 95 illustrazioni fuori testo. — Tipogr. « La Buona Stampa » Lugano-Stazione.

Ricorre quest'anno il decimo anniversario della morte di quel santo Vescovo che fu Mgr. Aurelio Bacciarini, Vescovo titolare di Daulia ed Amministratore apostolico della Diocesi di Lugano.

A ricordare l'indimenticabile Presule in questo primo decennale vide la luce un grosso volume che ne contiene la biografia. Mgr. Angelo Jelmini, successore dell'illustre Defunto, ne scrisse la prefazione.

Chi ha presa l'iniziativa di questo lavoro minuzioso e paziente non fu altri che il più vicino collaboratore del Defunto, ossia Mgr. Emilio Cattori. Questi, infatti, dall'inizio dell'episcopato fino alla morte (1917-1935) visse nell'intimità di Mgr. Bacciarini, gli fu costantemente a lato, confidente di ogni istante, consigliere nelle ore liete come nei momenti di prova, devoto fino al sacrificio. Nessuno meglio di Mgr. Cattori potè penetrare il pensiero intimo e le intime aspirazioni del grande Vescovo, conoscerne le grandi idee e i progetti arditi. Egli più di tutti ne conobbe le ansie ed i travagli, le continue sofferenze fisiche e morali che Iddio non ha risparmiate al suo servo.

Il volume non si presenta sotto un apparato scientifico gravoso ed indigesto. Nella mente dell'autore l'opera fu scritta più che per i dotti, per il popolo e vuol essere popolare. Eppure il dotto, abituato alle esigenze della scienza storica, vi troverà il suo conto.

Infatti, soggiogato dalla sorprendente attività, dallo zelo infuocato per le anime, dalla pietà candida e radiosa, dalle quotidiane mortificazioni e dalle dure penitenze volontarie, in una parola dalla vita apostolica, ascetica e santa, presago dell'avvenire, Mgr. Cattori era da lunga pezza andato riunendo ogni sorta di documenti e di note, sopratutto di ricordi attinti

[2] Ebda., S. 48, Anm. 46.

dalla bocca stessa di Mgr. Bacciarini, in previsione della biografia che ora vede la luce. Ciò per dire che quanto il lettore trova nel grosso volume, non è immaginazione di un troppo zelante agiografo, ma è roba basata su testimonianze e documenti di prima mano e spessissimo sono le parole testuali pronunciate dal grande Presule. La qual cosa è la prima e la massima dote del volume. A cui, del resto, altre devono aggiungersi, tra cui: una grande chiarezza di esposizione, uno stile efficace e scorrevole e una abbondante illustrazione, la quale, per vero, avrebbe guadagnato assai se eseguita coi migliori mezzi di cui dispone la tecnica libraria moderna.

L'opera di Mgr. Cattori è divisa in otto parti, corrispondenti alle varie fasi della vita dell'illustre Protagonista: 1. Dalla culla all'altare; 2. Parroco di Arzo; 3. Direttore spirituale nel Seminario di Pollegio; 4. Religioso fra i Servi della Carità; 5. Parroco di Roma; 6. Da Superiore generale a Vescovo; 7. L'Episcopato, e 8. Nella luce del suo tramonto.

In queste otto parti — suddivise in 71 capitoli — in cui divide la sua opera, l'autore segue passo passo la vita di Mgr. Bacciarini, minuziosamente, dall'infanzia, svoltasi nelle più grandi strettezze familiari — la famiglia Bacciarini era poverissima, il padre morì quando il futuro Vescovo aveva tre anni; la madre provvide da sola, a prezzo d'inauditi stenti e sacrifici, al mantenimento ed all'educazione cristiana di sette figli —, su su alla vita giovanile, al sacerdozio fino all'Episcopato ed alla morte. I titoli delle singole parti sono come le biffe indicatrici di una vita meravigliosa in ogni punto e ad ogni momento edificante.

Se tutte le varie parti destano vivissimo interesse nel lettore, senza alcun dubbio per la storia religiosa del Cantone Ticino hanno somma importanza i 24 capitoli della parte settima, consacrati all'azione episcopale svolta durante poco meno di vent'anni da Mgr. Bacciarini.

Al momento in cui il nuovo Vescovo prendeva a reggere la diocesi di Lugano, questa usciva da una crisi dolorosissima, nota senza dubbio ai miei lettori già anziani, ma che sarebbe fuor di luogo richiamare. Mgr. Bacciarini, auspicato da tutti come pastore della diocesi già prima della nomina pontificia, arrivava entusiasticamente salutato da clero e popolo unanimi come colui che avrebbe risanate le profonde ferite e ristabilite le condizioni per una vita normale della diocesi. La missione era ponderosa e tutt'altro che facile. Oggi, a distanza dagli eventi e leggendo i 24 capitoli sul suo Episcopato, si può affermare che Mgr. Bacciarini riuscì colla semplicità veramente evangelica, coll'esempio di una vita intemerata, colla carità ardente e la guardinga prudenza nell'agire, a calmare gli animi scossi e disorientati, a far dimenticare il passato, a riportare preoccupazioni ed energie verso l'avvenire e verso le opere costruttive. Si può dire che si è verificato alla lettera l'augurio espresso da Benedetto XV nella Bolla di nomina del 12 gennaio 1917: « Concepiamo ferma speranza e fiducia che, assistendoti propizia la destra del Signore, la Chiesa cattedrale di Lugano, colla tua vigile industria e il tuo fecondo zelo, riceverà prosperi incrementi tanto nelle cose spirituali come in quelle temporali. » Il volume di Mgr. Cattori sta a provare che l'augusto Pontefice aveva veduto giusto,

come giusto avevan veduto clero e popolo ticinesi, quando invocavano l'avvento di Mgr. Bacciarini alla cattedra luganese.

Tutta la voluminosa biografia si legge con intenso godimento, con vera edificazione. Chè dalla stessa, dagli innumeri episodi piamente raccolti dai familiari e dagli intimi conoscenti, dalle copiose citazioni delle parole del defunto Vescovo, sgorgano chiari e lampanti lo spirito sveglio, l'ingegno non comune, la volontà indomita, il cuore grande, la carità ingegnosa ed inesauribile, l'ardore apostolico, le qualità insomma e l'opera svariata ed immensa del grande Vescovo.

Sono poi quasi vent'anni di storia religiosa del Ticino che si sgranano sotto gli occhi dell'attento lettore. Per cui l'opera di Mgr. Cattori non sarà soltanto un monumento alla venerata memoria dell'illustre Presule, ma un contributo considerevole per la storia ecclesiastica svizzera, cui non potrà ignorare chi si accingerà a scrivere la storia religiosa dei primi decenni del nostro secolo.

Can. Celestino Trezzini.